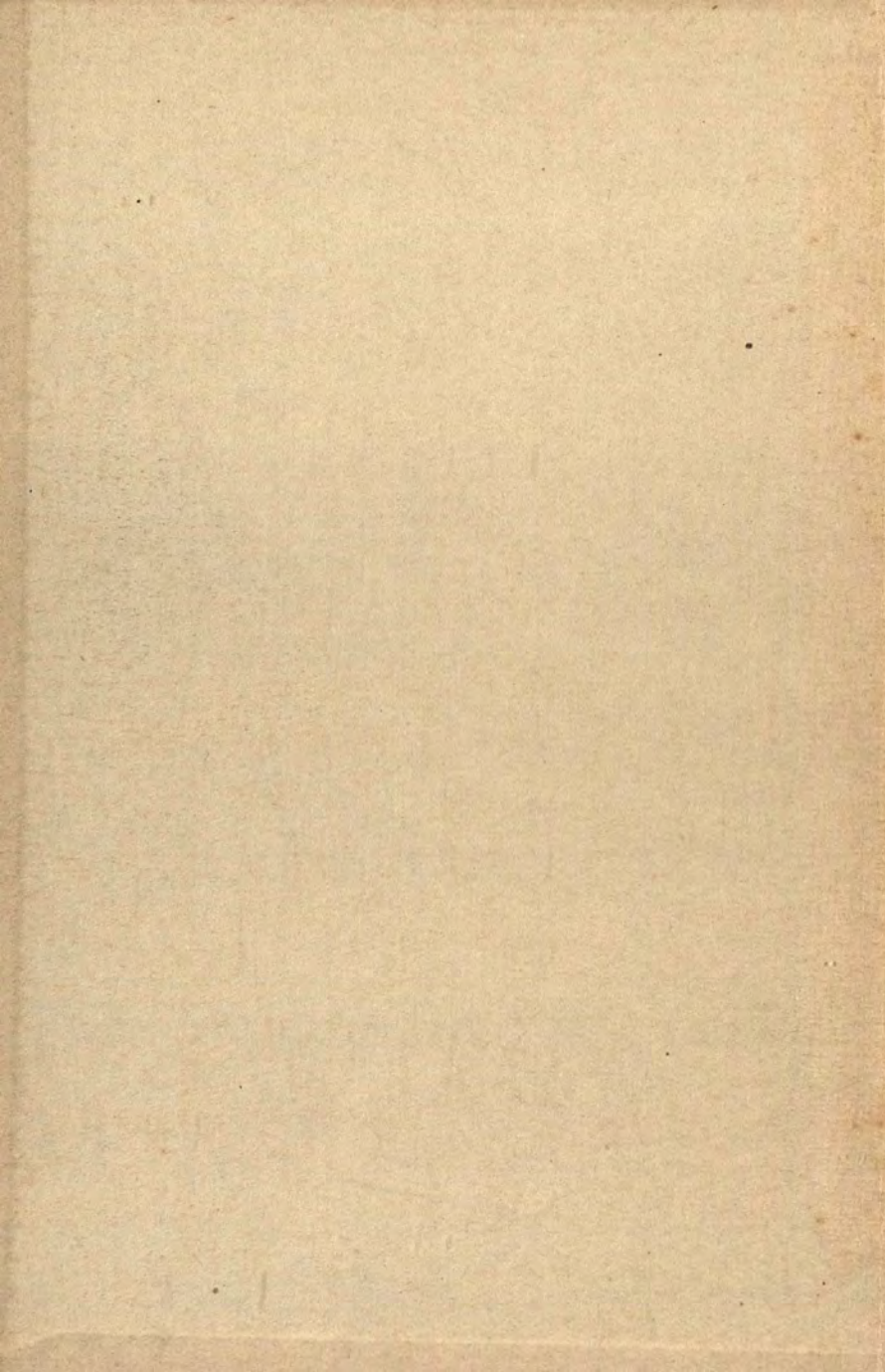


12 009



Kurt Faber  
dem Glücke nach durch  
Südamerika

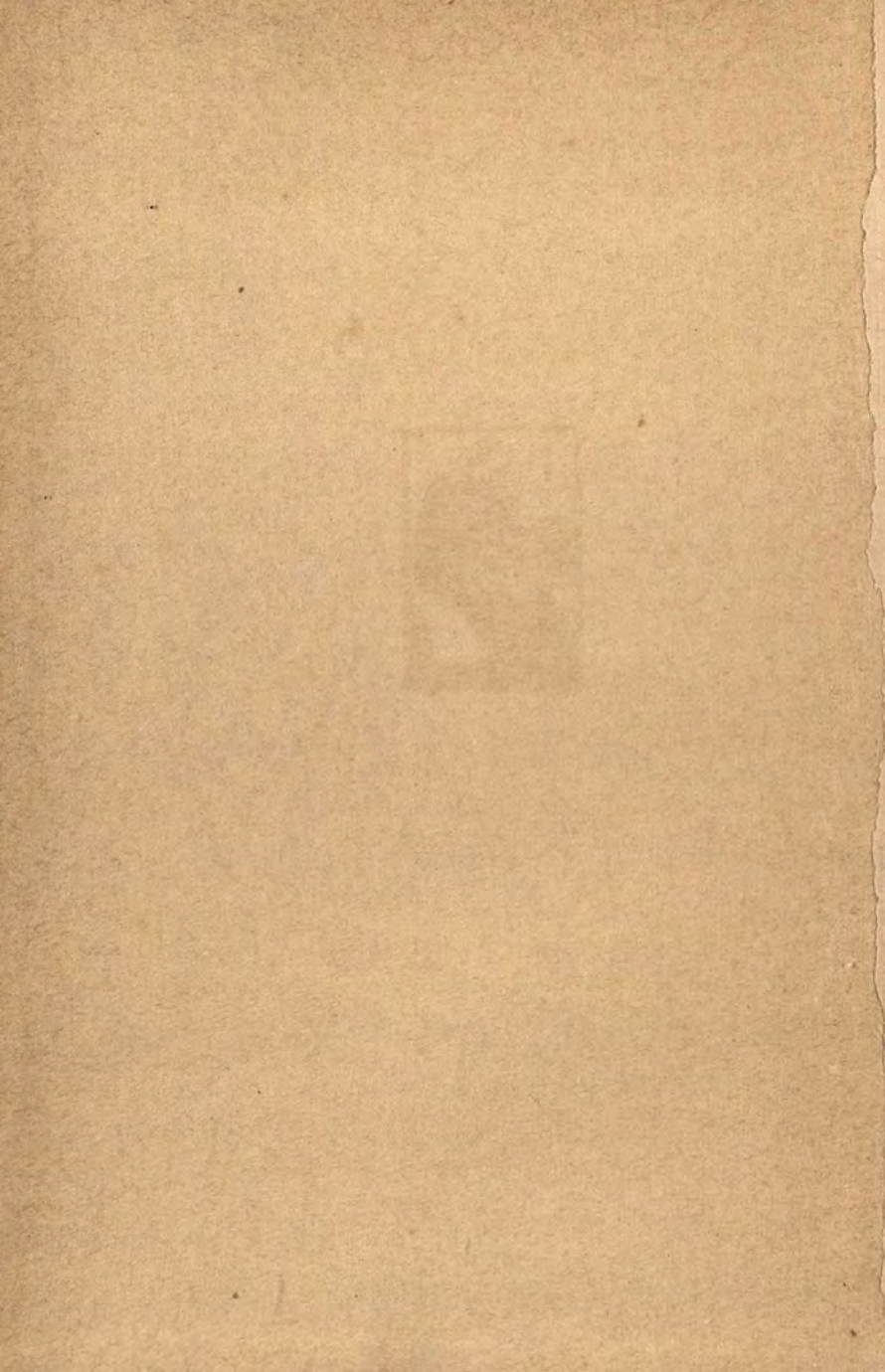




19009

Memorandum  
of the  
Board of Directors  
of the  
Company

of the  
Company  
for the  
Year

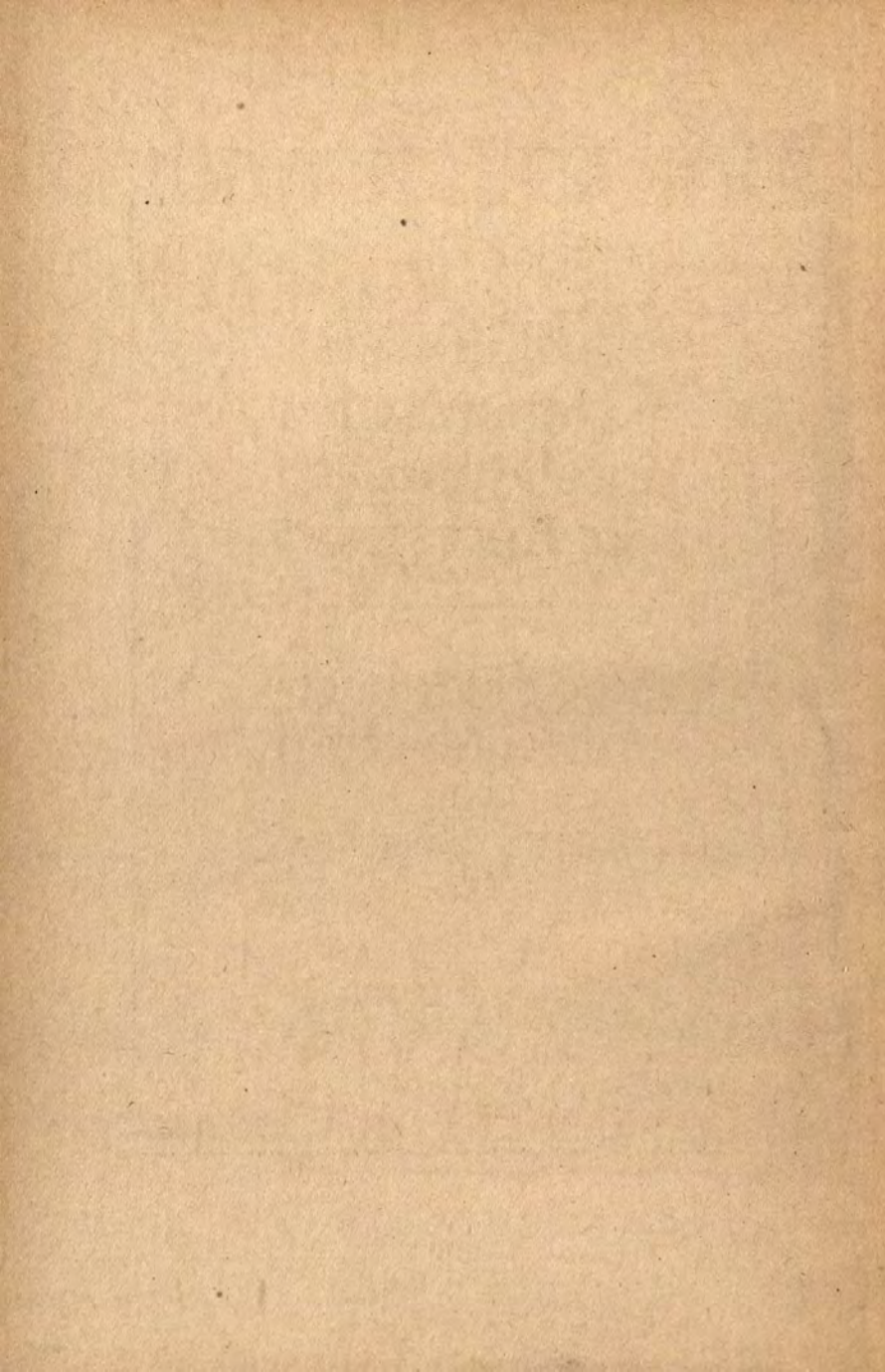


Memoiren  
Bibliothek  
V. Serie  
Erster Band

---

Dem Glücke nach  
durch Südamerika  
von  
Kurt Faber





# Dem Glücke nach durch Südamerika

Erinnerungen  
eines Ruhelosen  
von Kurt Faber

Vierzehnte Auflage

Verlag Robert Lutz · Stuttgart

---

CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55

tel. 22 69-78-773



Wa5167698



Alle Rechte,  
insbesondere das Übersetzungsrecht vor-  
behalten. Amerikanisches Copyright  
1919 by Robert Luz, Stuttgart.  
Druck von A. Bong' Erben, Stuttgart.  
Printed in Germany.



12009.



## Inhaltsübersicht





# Inhaltsübersicht

	Seite
Vorwort . . . . .	14

## Der Anfang in Buenos Aires

Abschied von der »Pernambuco«. — Mister Chicago, der König der Reisetöffer. — Eine Lektion in republikanischer Freiheit. — Kriegsrat im Hotel Kaiserhof. — Auf dem Paseo de Julio. — Etwas von den Leiden und Freuden der Arbeitslosen. — An der Boca. — Georgette, die Verführerin. — Doña Elvira sucht einen Hauslehrer. — Ein Blick in die Welt, in der man sich langweilt. — Immer noch arbeitslos. — Und nun? . . . . .	19
--	----

## In der Pampa

Von Stufe zu Stufe. — Intermezzo im »Heidelbergischer Faß«. — Die Engländer auf dem Kriegspfade. — Mit chilenischen Löwen ist nicht zu spaßen. — Was man beim Whisky erzählt. — Der lange Heinrich macht in Weltgeschichte. — Der Gassenbube als Rettungengel. — Der geschäftstüchtige Herr Silberstein. — Abreise nach der Pampa. — Mister Smith ist nicht aufzufinden. — Endlich Arbeit. — Weihnachtsabend auf der Dreschmaschine. — Etwas von Chacaveros und anderen Caballeros. — Schwere Arbeit. — Wieder ein Mensch. — Politik im Aramlaben. — Samoanische Reisepläne . . . . .	48
---	----

## Au den Ufern des Parana

Ankunft in Rosario. — Die Fonda XX Settembre. — Trabajo! — An der Wasserante. — Wie die Reise nach	9
--	---



Kapstadt zur Fahrt nach Cordoba wurde. — Auf der Estancia. — Der mißliebige »Gringo«. — Fieber. — Die Zeiten werden immer schlimmer. — Fabrikarbeiter. — Eine südamerikanische Kundenpenne. — Etwas von Methusalem und anderem Gelichter . . . . . 79

### Unter Landstreichern

Auf der Landstraße. — Mit der Eisenbahn geht's doch schneller. — ‚Schwarzfahren‘ im Güterzug. — Santa Fe bei Nacht. — Allerlei Betrachtungen über Pueblos, Denkmäler und Señoritas. — Methusalem führt mich bei den deutschen Kunden ein. — Uferlose Reisepläne. — In einer deutschen Kolonie. — Herr Durand und der zerbrochene Gasolinmotor. — Eine starke Zumutung. — Ein Kapitel über Namen. — Wieder auf der Eisenbahn. — Was man bei Regentwetter denkt. — Aber das Glück? . . . . . 110

### Durch den Gran Chaco

Ein weiser Rat: „Reise allein!“ — Mitten im Urwald. — Bösartige Indianer. — Die gestrenge Polizei. — Verhaftet. — Ein bequemes Gefängnis. — Nächtllicher Marsch durch den Urwald. — Der Panther auf den Eisenbahnschienen. — Abenteuerliche Reisegefährten. — Böse Gesellschaften verderben gute Sitten. — Ein wildes Abenteuer und sein glimpfliches Ende. — Mit den »Gringos« ist nicht zu spaßen. — Wieder unter Menschen. — Der Kontrakt auf der Zuckerplantage. — Der liebesdurftige Mechaniker. — Ein weiteres Abenteuer, aus dem man ersehen kann, daß eine Dampfmaschine kein Spielzeug ist. — Tucuman aus der Ferne . . . . . 142

### Mañana!

Allerlei beherzigenzwerte Weisungen von einem gebrannten Kind, das das Feuer scheut. — Der uneingelöste Scheck. — Venga mañana! — Die Höllequalen, die Dante vergessen. — Die verhängnisvolle Fiesta. — Ungastliche Gastwirte. — Die Wohltätigkeitsgesellschaft als Rettungs-

anter. — „Machen Sie, daß Sie hinauskommen!“ — Anarchistische Ideen. — Nächtliche Klänge. — Rührselige Stimmung. — „Schön wieder Fiesta!“ — Endlich erreicht. — „So viel Lärm um ein paar Pesos.“ — Auf dem Korso. — Von vornehmen Leuten und solchen, die es werden wollen. — Auf nach Bolivien! . . . . . 173

### Am Fuße der Anden

Wieder beim „Schwarzfahren“. — Tropische Mondnacht. — Das Idyll im Eisenbahnwagen. — Die Chirumoha. — Das argentinische Kalifornien. — Ankunft in Jujuy. — Die unpopulären Türken und Lebantiner. — Wieder auf der Reise. — Der stolze Engländer und der höfliche Bolsero. — Endlich einmal Caballero! — Eisenbahnfahrt in Jungfrauöhöhe. — Eis unter Tropen. — Bolivianische Pampa . . . . . 185

### Über die Grenze

Vorzeitiges Reiseende. — Nachtlager im Kohlentwagen. — Ein frostiges Erwachen. — Ritschua. — Wandern im Schneesturm. — Sibirien unter 15 Grad südl. Breite. — Da Quiaca. — Unter Landsknechten. — Hohe Politik. — „Wie denken Sie über Poincaré?“ — Der wohlthätige Türke. — Grenzrevision. — Ein Hiobsbote. — „Bei uns in Spanien —“. — Zwischen den Karawanen. — Giftige Indianer. — Von Eseln, Mauleseln, Lamas und Daniel Desoe . . . . . 200

### Auf bolivianischer Landstraße

Besuch beim Bürgermeister. — Bolivianische Gasthöfe. — Der Lambo. — Ein seltsamer Gast. — Don Cesar Antonio Baldini kann alles. — Er bietet sich als Reisebegleiter an. — Der Narr auf der Landstraße. — Tschitscha und Koka. — Der Schatten des Peter Schlemihl. — Ein Liebesdienst. — Tupiza, die verzauberte Stadt. — Don Cesar Antonio Baldini entwickelt seine Talente. — Weiter in die Wildnis . . . . . 217



## Im Reiche der Puna

Mühsames Wandern. — Eine Gegend nach Jules Vernes Geschmack. — Die Puna. — Verirrt. — Der Schneeberg als Landmarke. — Unter Christen und Gringos. — Unheimliche Reisegefährten. — Endlich an der Eisenbahn. — Ungnädiger Empfang. — Im „Kalabus“. — Der Gringo als Malermeister. — Allerlei Zukunftspläne. — Auf nach Antofagasta. . . . . 234

## Auf dem Dache Südamerikas

Das freie Chile. — In den Randtorbilleren. — Die Boraxmine. — Wie man über Nacht zu einer Respektperson wird. — Der trinkfeste Monteur. — Der Ausflug auf den Vulkan. — Das graue Glend. — Immer noch Puna. — Wieder auf Reisen. — Eine Lehrstunde in chilenischer Geographie. — Durch die Wüste Atakama. — Salpeterwerke. — Endlich in Antofagasta. — Ja, das Meer! . 262

## Strandlähferschicksale

Ankunft in Antofagasta. — Südseezauber. — Kofi, die Strandlähferbella. — Michel Angelo, das verkannte Genie. — Malerarbeiten à la chilena. — Geschwindigkeit ist keine Hexerei. — „Nur die Pumpen arbeiten mehr als drei Tage in der Woche.“ — Teure Blumen. — Etwas von Segelschiffen. — Nationalökonomie auf dem Straßenpflaster. — Paul, der Taucher. — Ein Seelenverkäufer. — Schwindelige Malerarbeiten. — Die Fiesta. — Das südamerikanische Preußen — Viva Chile! . . . . . 275

## Beim König Salpeter

Chile von heute. — Die Fiestas als Geißel der Menschheit. — Allerlei Zukunftsorgen. — Der Eismeer-Robinson und „Bunker-Bill“. — Auf der Stellungssuche. — Reisefieber. — Die Entführung aus dem Kalabus. — Die Flucht nach der Pampa. — Politik in der Wüste. — Hieroglyphen am Wege. — In der „Calichera“. — Etwas von Säuren, Basen, Salzen und Salpeter. — S. M. der Koto. — Wie-



der Malermeister. — Rückkehr nach der Küste. — Der  
Lob im Eisenbahntwagen. — Wieder in Antofagasta . 303

### Ein Küstenbummel

Salzwasser und Teergeruch. — Hohe Politik. — Das vernich-  
tete Deutschland. — An Bord des Maipó. — Der mag-  
netische Hahnenkampf. — Ihre Majestät, die Seekrank-  
heit. — Iquique. — Die gestrenge Polizei. — Die Welt  
durch Chinesische Brillen. — Abgebrannt im Seemanns-  
heim. — Auf der „Avanti Saboya“. — Der Millionen-  
kontrakt. — Romantische Arbeit. — Don Felipe, der  
patriotische Gastwirt. — Wieder in der Pampa. — Der  
Menschenjäger. — Junin. — Ankunft in Pisagua. —  
Blumen der Wüste. — Die Drahtseilbahn. — Gefähr-  
liche Arbeit. — Peruanische Reisepläne. — Beim deut-  
schen Konsul. — Wieder Seemann. — Heimwärts! . . 342

---

## Vorwort

---

Dieses Buch ist zuerst und vor allem geschrieben für dich. Für dich, der du mit den Augen der Jugend über alle bösen Zeiten hinweg noch frisch und unbekümmert in die Welt hinein schauen kannst; für dich, der du die Ferne noch blau und verlockend winken siehst; der du noch nie die Träume und Illusionen hast zerrinnen sehen über dem grauen Wirklichkeitslande, und der du nicht weißt, was es heißt, durch lange Jahre mit emsiger Geduld, und oft auch mit verbissener Wut, ein Lustschloß zu bauen aus Hoffnungen und Entwürfen, um sie am Ende zu begraben; so tief, ach Gott, so tief!

Für dich vor allem habe ich dieses Buch geschrieben.  
Damit du daraus lernest?

Ach, ich glaube nicht, daß man aus Büchern etwas lernen kann! Wenn ich mir jetzt, zum Schluß, diese Geschichten noch einmal ansehe, wenn ich bedenke, wie wirr und verworren es dabei zuweilen zugeht, wie da die Menschen auftauchen und wieder verschwinden, wie alles in flimmernder Bewegung ist und nichts sich gleich bleibt, als nur die aufreibende Unruhe, die rastlos vor sich selber davonläuft; und wenn ich mir die Menschen betrachte, die leichtsinnig und gedankenlos in den Tag hinein leben in dieser gefährlichen Unterwelt der Tagediebe und dabei ein leidliches Leben machen, und daneben die anderen, die ihr Lebtag nichts gekannt haben als Mühe und Arbeit und



am Ende dennoch liegen geblieben sind am Begrab des Lebens, so muß ich mich fragen: „Was kann man daraus lernen?“

Was sind wir denn — wir Menschen? Ach, wir sind rastlos geschäftig mit tausend Plänen und taumeln dennoch durchs Leben, wie es dem Schicksal gefällt!

— — Oder doch nicht?

Vor drei Jahren habe ich von meinen Fahrten und Abenteuern „Unter Eskimos und Walffischfängern“ erzählt. Nun sind es wieder dieselben Dummheiten unter anderen Zonen. Sie sind inzwischen nicht kleiner geworden. Manchmal, über dem Schreiben, wenn ich von einer besonders bocksbeinigen Begebenheit berichten mußte, da habe ich unwillkürlich die Feder angehalten: „Nein, so kannst du es nicht erzählen...“ Aber dann habe ich doch alles so erzählt, wie es sich zugetragen hat. Denn die Wahrheit ist ein struppiger Gefelle, der durch das Frisieren nicht schöner wird.

Und gerade über Südamerika soll man heute mehr denn je der Wahrheit auf die Spur helfen, zumal dann, wenn man von Argentinien redet.

Argentinien ist heute die große Mode im deutschen Vaterland. Die Zahl der Bücher über Argentinien wird immer größer, und zahllos ist die Schar der Agenten, die heute landauf, landab durch Deutschland ziehen und den vielen, allzuvielen, für die heute der Tisch nicht mehr gedeckt ist im deutschen Vaterland, das neue Land der unbegrenzten Möglichkeiten in den glühendsten Farben schildern.

So kommt nun dieses Buch gewissermaßen mitten hinein in diese argentinische Hochsaison. Es ist keine Landesbeschreibung und keine wirtschaftliche Abhandlung. Es bringt keine hochtrabenden Statistiken, an denen sich niemand satt essen kann. Es erzählt nur von den wechselvollen Schick-

salen eines armen Gringo\*, der auf der Suche nach dem täglichen Brot — und wohl auch noch nach anderen Dingen — von Ort zu Ort, von Land zu Land getrieben wurde. Von Hunger und Not ist hier die Rede, von endlos langen Wanderungen auf der Jagd nach dem bißchen Arbeit und Verdienst in den heißen Straßen der fremden Städte, von kalten Nächten am kümmerlichen Campfeuer, von schlampigen Frauenspersonen in schmutzigen Matrosenspelunken. Und doch — und doch —

Ah! Wenn ich noch einmal so jung wie damals wäre und wüßte was ich heute weiß — ja, auch wenn ich wüßte was ich heute weiß! — so würde ich noch einmal mein Sach auf Nichts stellen; noch einmal würde ich mich auf die Strümpfe machen, um es zu suchen über Länder und Meere: das Glück, das Glück!

Aber in einem, ja in einem würde ich vernünftiger sein: Nicht mehr wie damals würde ich mich an den Wegrand setzen und warten, bis es geflogen käme gleich den Tauben im Schlaraffenlande. Ich würde mich auf das gute alte, hausbackene Sprichwort besinnen, daß ein jeder seines Glückes Schmied ist, und ich würde auch ein wenig danach handeln. Einmal habe ich irgendwo ein Sprüchlein gelesen, dessen Wahrheit ich oft schon bestätigt gefunden habe mit verbrannten Fingern und zerschundener Nase, und das ich doch so oft, so oft auch heute noch vergesse:

„Das Glück im Sturm bezwungen  
Ist feiger Loren Wahn,  
Erkämpft nur und errungen  
Gehört's dir wirklich an.“

Lambrecht i. d. Pfalz, August 1919.

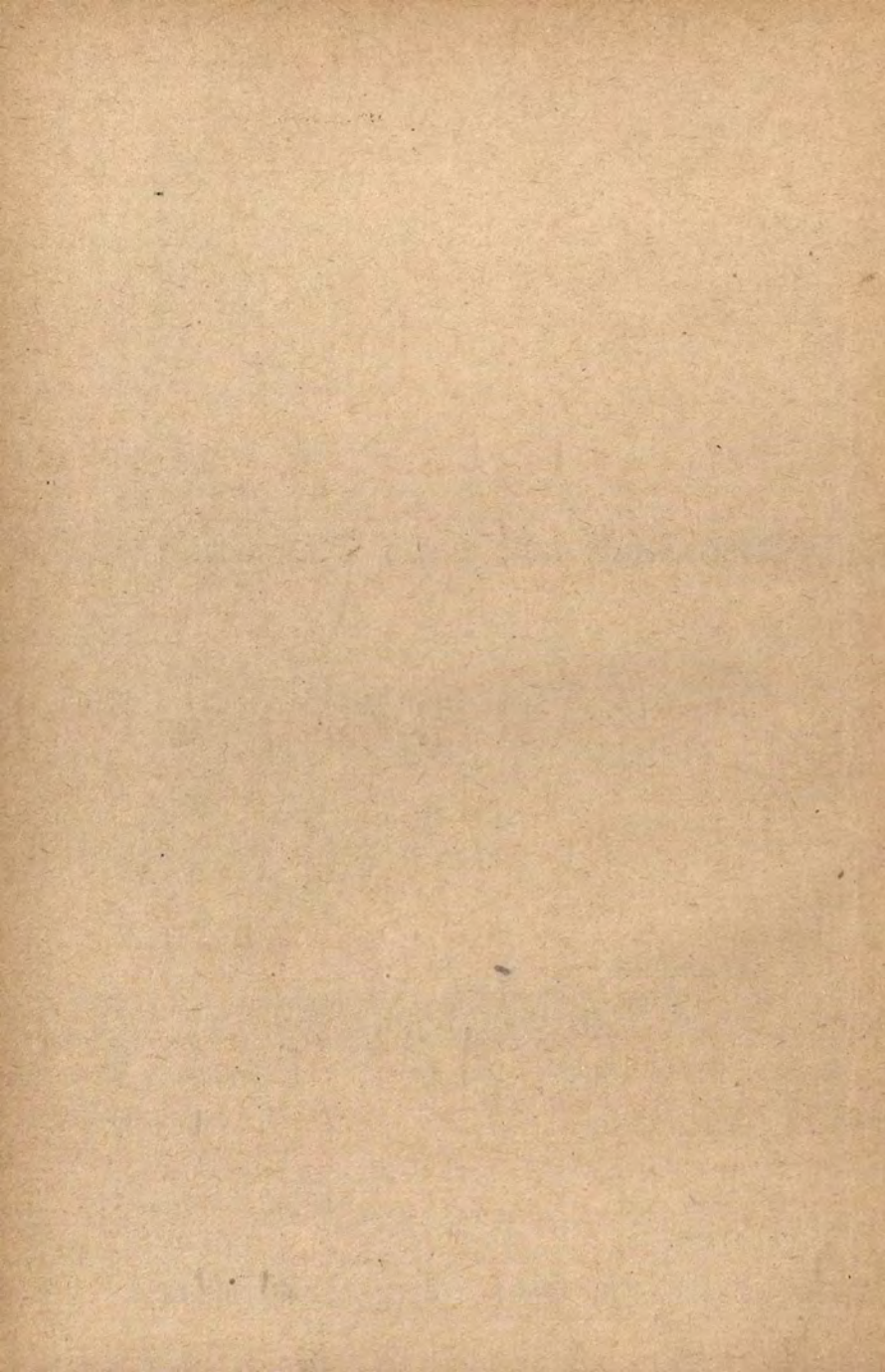
Kurt Faber.

---

\*) In Südamerika gebräuchliche, etwas geringschägige Bezeichnung für den germanischen Einwanderer.



Dem Glücke nach durch Südamerika





## Der Anfang in Buenos Aires.

Abschied von der »Pernambuco«. — Mister Chicago, der König der Reise-  
loffer. — Eine Lektion in republikanischer Freiheit. — Kriegsrat im Hotel  
Kaiserhof. — Auf dem Paseo de Julio. — Etwas von den Leiden und  
Freuden der Arbeitslosen. — An der Boca. — Georgette, die Verführ-  
rerin. — Doña Elvira sucht einen Hauslehrer. — Ein Blick in die Welt,  
in der man sich langweilt. — Immer noch arbeitslos. — Und nun?

Nein, niemals werde ich jenen Tag vergessen! Es war ein heller, von Sonnenschein überglänzter Tag aus jener Zeit kurz vor dem großen Kriege, die uns heute schon in sagenhafte Fernen gerückt scheint. Groß und breit lag die »Pernambuco« an der Darsena Morde. Die Laufplanken führten nach dem Pier hinunter, und alles machte sich fertig, um so schnell wie möglich in das Land der Verheißung zu gelangen. Seit der Abreise von Hamburg war es an Bord nicht mehr so lebhaft zugegangen. Oben auf der Kommando-  
brücke hatte sich der Kapitän schon ganz heiser geschrien. Die Dampfwinden rasselten über den offenen Lutten, und das Großdeck füllte sich mit Kisten und Koffern. Alles schrie und rannte durcheinander. Auf dem Promenadendeck stand unter dem Schatten einer riesigen Sportsmütze ein älterer Herr mit einem ansehnlichen Bäuchlein, auf dem eine dicke goldene Uhrkette glänzte. Die Hände hatte er tief in den Taschen seiner weißen Leinenhosen vergraben, während die Augen die Schar der geschäftigen Stewards musterten, die

das Reisegepäck herbeischafften. Zu immer größeren Dimensionen wuchs der Berg vor ihm auf. Lederkoffer, Rohrplattenkoffer, Reisekörbe, Reisebetten, und dann immer wieder Koffer auf Koffer. Mister Chicago war heute ganz Businessman. Sonst — während der ganzen Reise von Hamburg her — war er stets die Liebenswürdigkeit selbst gewesen. An jedem Morgen wußte er ein neues schnurriges Gesichtchen, und wenn er bei ganz guter Laune war, so pflegte er sich mit mir zu unterhalten in einem urkomischen Deutsch-Amerikanisch. Niemand wußte, woher er kam und was er war. Man wußte nur, daß er zu seinen Lebzeiten viele Dollars gemacht hatte und heute zum mindesten wohl eine Million wert war. Und weil er in seinem Äußeren etwas an sich hatte, das an die bekannten Fässer von Armour's Packing House erinnerte, hatte ihn bald jedermann Mister Chicago genannt.

Heute war er mir widerwärtig, dieser Mister Chicago. Sie waren mir alle widerwärtig, diese Menschen, die ich in diesem Monat kennen gelernt hatte, wie man nur an Bord Schiff die Menschen kennen lernt, und die nun auf einmal alle in ihrer Geschäftigkeit so gleichgültig an mir vorübereilten. Das war ein Getue mit diesen Kisten und Koffern, das war ein Grüßen und Küffen und Umarmen, ein Winken und Schreien von dem Pier nach dem Schiff und wieder zurück, daß einem übel dabei werden konnte. Wo aber — so fragte ich mich — wo ist einer, der dir zuwinkte? Ist einer unter dieser Menge von Schreihälsen, dem es nicht vollständig einerlei wäre, ob du hier bist oder nicht? Ist denn einer in diesem weiten Lande Argentinien, der den Teufel nach dir fragte? Mißmutig schaute ich hinunter auf das wimmelnde Leben an dem Pier und über die Hafenschuppen hinweg auf das graue Häusermeer, wo die flimmernde Hitze des heißen Nachmittags über den flachen Dächern tanzte. Ent-



seßlich einsam und verlassen kam ich mir vor in diesem Lande Argentinien.

Da kam auf einmal Mister Chicago auf mich zu, um „shake hands“ zu machen. Er klopfte mir wohlwollend auf die Schulter, wie das während der ganzen Reise so seine Art gewesen war. Eine verflucht vertraulich-intime, überlegene, herablassende, väterlich-wohlwollende Art, die mich schon oft geärgert hatte. Heute aber hätte ich ihn darum lieben mögen.

„Das hier,“ sagte Mister Chicago mit einer umfassenden Handbewegung, „das ist Argentinien. Ein feines Land; ein verdammt feines Land — a very fine country, indeed! — Die Dollars liegen hier auf der Straße für den, der es der Mühe wert hält, sie aufzuheben; aber man muß die Augen aufmachen und die Ohren steif halten. Man muß die Ellenbogen tüchtig gebrauchen. Und wenn dir einer etwas in den Weg legen will, so bog' ihn auf die Nase. Ich hab's auch so gemacht. — Ah, so jung möchte ich auch noch einmal sein und alles noch einmal von vorne anfangen; das ganze närrische Leben mit seinem Auf und Ab und allem was drum und dran hängt. Aber das ist ja nun alles vorbei — man fängt an alt zu werden, wenn man in die Sechzig kommt. — Good bye, my boy.“

„Auf Wiedersehen, Mister Chicago.“

Nicht einmal mehr schaute er sich um. Schwer und würdevoll — jeder Zoll ein erfolgreicher Busineszman — schritt er inmitten eines Schwarms von trinkgeldhungrigen Gepäckträgern das Gangplank hinunter.

Lange schaute ich ihm nach. Dieser Mann imponierte mir. Nicht durch seine Stellung und nicht durch seinen Reichtum, aber um seiner Festigkeit, um seiner Selbstsicherheit willen beneidete ich ihn. Einmal wohl — so dachte ich mir — in späten, späten Jahren, da könnte auch so etwas

wie Ruhe in den aufgewühlten Vulkan meiner unruhigen, abwechslungsreichen Seele eintreten, und alle Unruhe und alle Hastlosigkeit würde sich legen und glätten, wie die Wogen des wilden Meeres zu einem plätschernden Wasserlein, das still und beschaulich dem Ziele entgegenläuft, wo alles ein Ende hat. Ja, so ein Mister Chicago wollte ich auch einmal werden. —

Raum war ich drunten auf dem Bier im Lande der Freiheit angelangt, als ein Schwarm von wild gestikulierenden italienischen Lazzaroni über mich herfiel. Rings um mich her wirbelte es von hundert braunen Händen und kohlschwarzen Augen. Schmutzige Finger hoben sich beschwörend vor meinen Augen und hundert Kehlen schrien sich heiser in einer Sprache, von der ich kein Wort verstand. Plötzlich packte einer meinen Rohrplattenkoffer und rannte damit fort in einem Tempo, das einer vom leibhaftigen Teufel verfolgten armen Seele alle Ehre gemacht hätte. Er war noch keine hundert Meter weit gekommen, als ein vierstkrötiger Mann mit einer mächtigen Schirmmütze ihn am Nacken packte und ohne viele Umstände zu Boden warf.

„Da sind Sie noch einmal gut weggekommen,“ sagte der Fremde auf Deutsch, als ich meinen Koffer eingeholt hatte. „Der Kerl hätte Sie mitsamt Ihren paar Habseligkeiten in eine von den italienischen Spelunken am Paseo de Julio gelotst, wo die braunen Halunken Ihnen das Geld scheffelweise abgenommen hätten. Die Sorte lungert immer hier herum und wartet auf einen Dummen. Kommen Sie lieber mit mir.“

Ich war damit einverstanden, und wir fuhren in einer Droschke in rasendem Galopp davon. Ich brauchte nicht erst zu fragen, wohin er mich führte. Es stand groß auf seiner Mütze in dicken Goldbuchstaben: »Hotel Kaiserhof«.



Wir waren noch nicht weit gekommen, als das Pferd sich aufbäumte und mit einem heftigen Ruck beiseite sprang. Es hatte Ursache dazu, denn mitten auf dem Wege lag — häßlich anzusehen — ein toter Gaul. Schwarze Mücken- schwärme umsummten den aufgetriebenen Körper. Die Augen starrten gläsern in den blauen Himmel.

„Das liegt hier schon seit gestern vormittag,“ sagte der Mann mit der Mücke.

„Warum schafft man's denn nicht weg?“ fragte ich verwundert.

„Warum? — ja, das kann ich selbst nicht sagen. Man ist eben nicht in Deutschland. Das hier ist eine freie Republik, wo jeder tun und lassen kann, was er will. Wenn ich so etwas wegschaffen will, so schaff' ich es weg, und wenn ich keine Lust dazu habe — nun, dann bleibt es eben liegen! Hier hat mir niemand etwas zu befehlen. Ein jeder ist frei, und alle Menschen sind gleich hierzulande. Wenn der Finanzminister in seiner Staatskutsche hier vorüber fährt, so stecke ich die Hände nur noch tiefer in die Hosentaschen, und gucke ihm frech ins Gesicht, und fällt mir gar nicht ein, daß ich ihn grüße! Sehen Sie, so bin ich, und so darf ich sein, denn dies hier ist ein freies Land. — Und wenn gar Seine Excellenz, der Herr Präsident der Republik selber mit seinem Zylinderhut über die Straße geht, so mache ich extra noch einen Umweg, um ihn auf die Backschuhe zu treten. — Ja, da staunen Sie, Herr. So etwas sollte sich einmal einer unterstehen bei euch in Berlin Unter den Linden, wenn der Kaiser vorübergeht!“

Nach diesen einleitenden patriotischen Bemerkungen kam er zwanglos auf die hohe Politik zu sprechen. Es treibe sich hier zurzeit viel Gesindel herum, noch von der letzten Weltausstellung her. Es wimmelte von Anarchisten, Terroristen und anderen dunklen Ehrenmännern. Die hätten noch vor

kurzem einen Generalstreik inszeniert und man habe das Standrecht verhängen müssen, um dem Unfug ein Ende zu machen. Der Bundespräsident — so meinte er — sei ein verstockter Klerikaler und habe alle Liberalen und Demokraten, bis hinunter zum kleinsten Polizeidiener, um ihre Stellen gebracht. „Das ist die Mode hierzulande. Wer an der Krippe sitzt, der verteilt die Beute. Und so ist es auch gut. Wenn man schon einmal Präsident ist, dann auch gleich ordentlich, sage ich. Die anderen werden sich schon schadloos halten, wenn sie an die Reihe kommen. Denn dieses ist ein freies Land.“

Wir waren inzwischen im Hotel angelangt, wo ein geschmiegelter und gebügelter, bis zur Sündhaftigkeit höflicher Sekretär mir ein Heidegeld abnahm für acht Tage Kost und Wohnung.

„Nehmen Sie sich in acht, junger Mann,“ sagte der mit besorgter Miene, „Sie sind hier nicht in Deutschland. Es gibt hier viele Spitzbuben, denen man's gar nicht ansieht. Die handeln mit falschen Pesos und unechten Lotterielosen. Sie geben sich als liebe Landsleute aus und locken einen in die Kaschemmen, wo man ausgeplündert wird bis aufs Hemd. Und wenn man so zum erstenmal von Deutschland kommt —“

Doch schon war ich draußen, und der Schluß der wohlgemeinten Rede ging unter im Lärm der Straße. — Für was die Leute mich hier anschauten! Wohl gar für ein krasses Grünhorn? — Zum erstenmal von Deutschland! Wenn der wüßte —

Stundenlang ließ ich mich ziellos treiben durch das wimmelnde Leben der fremden Stadt; durch endlos lange Straßen, über weite schattenlose Plätze unter der drückenden Dezemberhitze der südlichen Halbkugel und auf staubigen Boulevards bis hinauf zum Recoleta, dem berühmten Kirch-



hof, wo die Toten nicht wie sonst unter der Erde liegen, sondern fein säuberlich in den Schubladen der Marmorsocel aufgebahrt sind, und tausend kostbare Denkmäler — eines immer geschmackloser wie das andere — mit einem Wort: Kitsch — sich in der abendlichen Dämmerung zu einer Gespenstergalerie zusammenfinden. Unversehens war die Nacht hereingebrochen, und ein Meer von Lichtern leuchtete über den flachen Dächern der großen Stadt. Tanzende, flimmernde, schreiende Lichter hinter grellen Reklameschildern. Ja, Sunlightseife und Singernähmaschinen sind an den Enden der Erde immer noch die besten.

Das also — so sagte ich mir, — das ist Buenos Aires! Am Ende war es eine Stadt wie alle anderen. Und doch — ich hätte hundert Augen haben mögen, um alles zu sehen.

Wenn ich heute dasitze und mich bemühe, die Eindrücke jener Stunden zu einem Bilde zusammenzufassen — zu einem Bilde von Buenos Aires — so geht das alles wild in meinem Kopfe durcheinander, wie die Lichter vor den Schildern mit der Sunlightseife.

Was soll man von Buenos Aires erzählen?

Enge, endlos lange Straßen, niedrige Häuser und drückende Sonnenhitze über flachen Hausdächern. Auf den Straßen und Plätzen ein internationales Leben und Treiben in allen Zungen der Erde. Spanier, Italiener, Engländer, Franzosen, Deutsche. Nur den Argentinier findet man nicht. Buenos Aires ist die Stadt der Widersprüche. Fast jede Nation dieser Erde hat irgendwo in diesem Hegenkessel ein Stückchen ihres eigenen Lebens aufgebaut. Da zieht sich durch das Zentrum der Stadt ein breiter, stattlicher Boulevard; die Avenida de Mayo. Es ist ein Klein-Paris. Dieselben hohen Häuser wie am Boulevard des Italiens oder in der Rue de Rivoli. Dieselben runden Marmortischchen unter den Bäumen, dieselben befrachten Kellner, dieselben

billigen Kavaliere hinter dem Syphon und dem hohen Glase mit dem giftgrünen Absinth. Und es ist doch nicht Paris.

Da gibt es irgendwo in der Nähe des Hafens ein paar Häuserblocks, in denen sich nach nordamerikanischer Bauweise unendlich viele Stockwerke übereinandertürmen. Richtige Wolkenkratzer; alles „american style“ und doch nur ein Miniatur-Chicago.

Wieder kommt man in eine verträumte Vorstadt, die hundert Jahre hinter der Zeit zurück ist. Keine jagenden Autos auf grauen Asphaltstraßen, keine bimmelnde Straßenbahn, nicht einmal schreiende Zeitungsjungen. Still, still ist es hier; so still, daß man das Gras zwischen dem holperigen Pflaster wachsen hört. Kleine, flache, grell angestrichene Häuser säumen die engen Gassen. Sie kehren alle das Gesicht nach innen, und der Außenwelt zeigen sie bloß graue Mauern, vergitterte Fenster und eiserne Tore mit kastilischen Löwen auf den schweren Klöppeln. Solches Bild könnte man unschwer auch in einem abgelegenen Stadtteil von Valencia oder Cadix, oder in irgendeinem anderen größeren Pueblo\* von Andalusien finden.

Ein andermal sind wir in einer finsternen Gegend mit grauen, düsteren Häusern, wo die Armut zu Hause ist, und das Elend in vielen Stockwerken übereinander wohnt, wo flatternde Wäsche an langen Leinen von Haus zu Haus gespannt ist, und das ganze Innenleben sich mit der Nonchalance des Südens weit in die Straßen hinaus baut. Kartenspielende Lazzaroni mit kohlschwarzen Haarschöpfen und scharfen Messern in den langen Hemdärmeln sitzen auf den ausgetretenen Haustreppen, und kleine dunkle Bambinos hängen sich an die Rockschöße des Vorübergehenden: „Permesso, signore, signore!“ — ganz ein amerikanisches Neapel.

\* Pueblo = Städtchen.



Und wenn man dann wieder — doch nein, ich will kein Buch über Buenos Aires schreiben.

\* \* \*

Es war spät in der Nacht, als ich endlich wieder nach dem Hotel zurückkam. Ich war todmüde, aber schlafen konnte ich nicht, denn tausend Gedanken gingen mir durch den Kopf. — Wie es mir wohl ergehen würde in dieser kalten, bösen Welt? Ob ich mein Glück machen würde auf diesem heißen Pflaster, und dereinst als gemachter Mann, wie dieser Mister Chicago, mit zahllosen Koffern und Kisten und einem Diamantring an jedem Finger nach Deutschland zurückkehren würde? Oder — ja, das war immerhin auch möglich! — ob man nicht in Not und Elend verkommen würde zwischen diesen grauen Häusern; gestorben, verdorben im fremden Lande, wie man es zuweilen in den Büchern las, und wie es leider so oft, so oft auch in Wirklichkeit vorkommt? Dann schämte ich mich meiner Jaghaftigkeit. — Oho! Was ist nur in dich gefahren? Wie ein verzogenes Mutterstöhnchen benimmst du dich, und nicht wie einer, der sich schon in allen Ecken und Winkeln der Erde herumgetrieben hat. Bist du droben im Eismeer nicht umgekommen, so wirst du auch hier nicht zugrunde gehen, wo so viele andere ihr Auskommen finden. Im Nu war der Leichtsinn wieder da, und knabenhafte Phantasie fing an zu träumen von Räubern und Gauchos und allerlei anderen exotischen Caballeros, von weiten Reisen über eisige Cordilleren und sonnige Pampasflächen, bis das Dämmergrau des hereinbrechenden Tages in die kahle Stube fiel.

Wenn ich mir bisher eingebildet hatte, der einzige abenteuernde Bruder Leichtfuß in Buenos Aires zu sein, so wurde ich an dem Morgen bald eines anderen belehrt. Drun-

ten im Vorzimmer des Hotels räkelte sich ein gutes Duzend von der Sorte in den Korbsesseln. Junge Handlungsgehilfen, verbummelte Studenten, ausgekochte Musterreiter und sonst noch verschiedene andere Existenzen, die ihr Sach' auf Nichts gestellt hatten, und denen der Leichtsinn aus den hellen Augen herauschaute. Sie schimpften alle gewaltig auf das »Affenland«. Ein modisch gekleideter Jüngling mit tiefliegenden Augen versuchte den alten Argentinier herauszubeißen. Mit der ganzen selbstsicheren Überlegenheit seiner zwanzig Jahre warf er mir einen Blick aus den Augenwinkeln zu.

„Bist wohl noch nicht lange von drüben?“ fragte er herablassend.

„Seit gestern.“

„So siehst du auch aus. — Mensch, dir kann man ja das Grünhorn auf die ganze Länge der 25 de Mayo ansehen! So wie du hier aufgemacht bist, werden sie dir überall in den Geschäften die doppelten Preise abnehmen. Du mußt dir einen Panamahut anschaffen mit einem blau-weiß-blauen Bande, und eine himmelblaue Schmetterlingskrawatte, wie sie die Hiesigen tragen. Du mußt dir einen langen Haarschopf stehen lassen, und eine argentinische Flagge im Knopfloch tragen, denn sonst kannst du hier keine Stelle bekommen, wenn du auch die allerschönsten Zeugnisse hast. — Hast du überhaupt Zeugnisse?“

„Gewiß.“

„Und Empfehlungen?“

„Auch das.“

„Nun, dann nimm den ganzen Plunder und steck' ihn in den Ofen, oder wirf ihn in den La Plata, wo er am tiefsten ist! Je eher, je besser, denn mit so etwas lockt man hier keinen Hund hinter dem Ofen hervor. Das kannst du mir glauben, denn ich kenne mich aus in diesen Dingen! Seit einem Monat habe ich hier so ziemlich alles versucht,



was es zwischen Himmel und Erde gibt, um eine Stelle zu bekommen. Ganze Tage und halbe Nächte lang habe ich hier gefessen und Briefe geschrieben an die verschiedenen Bonzen in den deutschen Geschäften; einen immer schmalziger als den anderen. Sie sind alle in den Papierkorb gewandert. Schade für die schöne Tinte! Wer hier eine Stelle haben will, der muß die Herrschaften persönlich aufsuchen in den Büros. Da kannst du dann etwas erleben, wenn du auf die Fahrt steigst! Wenn der Chef dich nicht hinauswirft, so tut's gewiß der Bürochef, und wenn sie beide nicht da sind, so flucht der Lehrbube mit dir auf Spanisch. Was meinst du wohl, für was sie unsereinen hier anschauen — — ,Gebildeter junger Mann aus Deutschland!' das ist hier alles nichts, und nicht viel mehr als eine Bewegung im Wege; gut genug, um langsam in den Straßen zu verkommen, wie kaum ein Hund bei uns zu Hause. Ich für mein Teil habe genug von dem Affenlande. Vor zwei Monaten, wie ich zuerst hier angekommen bin, habe ich den Kopf gerade so voll großer Rosinen gehabt wie du, aber seither bin ich gründlich kuriert worden. Mit dem nächsten Dampfer fahre ich wieder zurück nach Deutschland, und wehe dem, der mir dann noch einmal von Argentinien redet!"

Er hatte laut und zornig gesprochen, mit einer beißenden Stimme, die die anderen aufhorchen machte. Ein beifälliges Gemurmeln kam aus allen Ecken des Raumes. — Ja, so sei es. Argentinien sei das traurigste Land der Welt; ein Land der Diebe, ein Land der Spitzbuben, ein Land der Hungerleider, mit einem Wort: ein Affenland. Ein jeder belegte das Gesagte mit Beispielen aus seiner eigenen traurigen Erfahrung, und alle ohne Ausnahme waren der Meinung, daß eher ein Kamel durch ein Nadelöhr ginge, als daß ein junger Deutscher, der nicht über besondere Spezialkenntnisse verfügte, in Buenos Aires eine Stelle fände.

Da war aber einer — ein starker Mann mit wettergebräuntem Gesicht und einem schwarzen Vollbart — der aussah, als ob er eben erst einem Gerstäckerschen Reiseroman entlaufen wäre — der schlug mit der großen Faust auf den Tisch, daß die Gläser tanzten.

„Laßt mich in Frieden mit eurem Snaß!“ fuhr er die Gesellschaft an, „tätet besser daran, euch ein bißchen mehr umzusehen, statt hier zu schwagen über das Affenland. Das Land ist schon gut genug; es sind die Menschen darin, die nichts taugen. Was wißt ihr denn eigentlich von Argentinien? Was habt ihr von dem Lande gesehen? Nichts als das bißchen Buenos Aires, und auch davon nur eine kleine Ecke von der Darsena Norte bis nach der Plaza de Mayo. Laßt euch doch einmal erst den Pampawind um die Ohren blasen, wenn ihr da mitreden wollt! Dort draußen sind sie jetzt mitten in der Ernte, und froh um jeden, der ihnen dabei hilft. — Arbeit! Ho, die gibt es genug für den, der ihr nicht aus dem Wege geht! Aber dazu seid ihr wohl zu gut. Nicht anständig, nicht standesgemäß. Als ob man davon satt werden könnte! Ich bin auch nicht auf der Straße aufgesehen. Drüben in Deutschland — Caramba! — bin ich Korpsstudent gewesen, aber in Argentinien habe ich getan wie die Argentinier tun. Einen dicken Strich habe ich unter mein Leben gezogen. Ich habe die Ärmel aufgekremgelt und mich ohne viele Umstände an die Arbeit gemacht. Erdarbeiter, Matrose, Straßenhändler, Zuckerbäcker und Straßenbahnschaffner bin ich gewesen. Ich habe gelernt, mit Röhren und Mauleseln umzugehen, ich kann die Heugabel hantieren wie nur einer, und mit dem großen Scheibenpflug kann ich euch eine Furche ziehen, daß man sie mit dem Lineal nachmessen kann. Und das ist auch eine Kunst. Verhungern tut man dabei nicht, und wer Zeit und Lust dazu hat, kann damit ein schönes Stück Geld verdienen. Im vorigen Sommer



habe ich oben in Santa F6 bei der Weizenernte zweihundert Pesos gemacht und darauf beim Maispflücken in Corrientes mehr als f5nfhundert Pesos. Wenn ich darauf aus w6re, so k6nnte ich heute schon eine ganze Estancia besitzen.“

Die anderen widersprachen heftig.

„Von wegen Estancia! Kannst froh sein, wenn du nicht auf der Stra6e verreckst in diesem gesegneten Lande. — Und mit den paar Wagen, die du dir hier als Saisonarbeiter verdient hast, brauchst du dich auch nicht dick zu tun. Dazu braucht man nicht 5bers Wasser zu gehen. Das k6nnen die Polacken bei uns zu Hause auch.“

Ich h6rte nur halb auf das Gerede. Das Argentinien, das ich mir in meiner Phantasie ausgedacht hatte, sah doch wohl in der grauen Wirklichkeit etwas anders aus. Die gebratenen Tauben flogen einem offenbar auch hier nicht in den Mund, und wenn man sich nicht beizeiten umtat — hm ja, — so konnte man am Ende allerlei b6se Erfahrungen machen. — Aber wie und wo sollte man sich wohl umtun, wenn man zu etwas kommen wollte? Zweifelnd und z6gernd, voll tr6uber Gedanken, ging ich 5ber die sonnige Stra6e, ohne recht zu wissen wohin. Ehe ich mich versah, stand ich mitten auf dem Paseo de Julio, der sich drunten am Hafen entlang der Landungsbr6cken hinzieht. Dort ist es immer lebendig. Keine Stunde des Tages sieht ein Abflauen in dem Menschenstrom, der sich dort unter den schattigen Arkaden auf und ab w6lzt. Denn hier ist der st6ndige Jahrmarkt des 6rmsten der Armen in Argentinien, des Peons. Hier ist es, wo er in den seltenen freien Tagen seines m5hseligen Lebens seine bescheidenen Eink6ufe besorgt und seinen anspruchlosen Vergn5gungen nachgeht und am Ende wieder seine eigene Haut zu Markte tr6gt.

Es ist nicht sehr geheuer am Paseo de Julio. Es wimmelt von abenteuerlichen Gestalten, meistens Spaniern und

Italienern, in allen Stadien der Zerlumptheit; so wie sie eben der Heuschaber einer fernen Estancia oder das schmutzige Zwischendeck eines Überseedampfers von sich gegeben haben. Barfuß und barhäuptig, mit blauen Arbeitskleidern, an denen noch der Heusamen hängt, oft auch mit einem groben Sack auf dem Rücken, in dem sie ihre Habseligkeiten mitführen. Vor einem finsternen, muffigen Altwarengeschäft, über dessen Tür allerlei schmutzige, mottenzerfressene Kleidungsstücke herunterhängen, steht ein energischer semitischer Herr, der die kaufkräftig erscheinenden Vorübergehenden ohne weitere Umstände in seine Höhle hereinzieht. „Komme Sie herein, Herr Landsmann, werd' ich Ihnen verkaufen a nagelneier Iferzieher für drei Pesos!“ Nebenan handelt ein unheimlich aussehender Araber mit Messern, Revolvern und gläsernen Diamanten. Er verdient ein Heidengeld. Aber am besten geht das Geschäft in den billigen Kaffeehäusern, wo man ungestört die ganze Nacht an den schmutzigen Tischen sitzen und bei einer Tasse Kaffee oder einer Portion »Eiscreme« aus gefrorenem Sodawasser die endlosen Films, deren Inhalt selbst ein weitherziges Gemüt als „etwas sehr frei“ bezeichnen müßte, vor den schaulustigen Augen vorüberziehen läßt.

An einer Straßenecke hat ein Arbeiteragent sein Geschäft errichtet. Die säuberliche Handschrift auf der riesigen Tafel verkündet die schönen Stellen, die hier zu vergeben sind. Sie schreit es ins Publikum: „A la cosecha, muchachos! — cinco pesos! cinco pesos!“ Und zuweilen kommt der Agent selber an die Tür und hilft noch etwas nach mit schallender Stimme und dröhnenden Stockschlägen auf die Tafel: „Dreitausend Peone für die Ernte in Cordoba! — Fünf Pesos pro Tag! Fünf Pesos, Caballeros!“

Nicht weit davon ist ein großer Auslauf. Mit lüsternden Blicken schauen die kleinen italienischen Schuhputzer und Eis-



verkäufer in das vergitterte Schaufenster, hinter dem sich die Goldstücke und die Banknoten aller Herren Länder zu Haufen türmen. Es ist die Agentur der »Beloco«.

„Nach Italien — dreißig Goldpesos!“ schreit das große Schild über der Tür.

Lange stehen sie davor, die großen und kleinen Kinder, und überbieten einander im Gestikulieren. Was? Für dreißig Pesos nach Italien? Hat man je so etwas gehört? Warten wir noch bis morgen! Vielleicht geht er noch weiter im Preise herunter! O dolce Italia mia!

Das sind so einige von den Dingen, die man sehen kann am Paseo de Julio. Newyork hat seine »Bowery«, San Franzisko seine Barbarenküste, über »Whitechapel« in London brütet das Elend. In Altona und Sankt Pauli gibt es zuweilen auch allerlei zu sehen, was nichts für empfindliche Gemüter ist, aber auf dem Paseo de Julio sieht man mehr Armut und Elend, als auf all' diesen Plätzen zusammengenommen. —

Langsam und nachdenklich, mit einem Herzen voll Zweifel und Bedenklichkeit, schlenderte ich durch diesen Jahrmarkt der Armlichkeit. — To be or not to be! — Hier war Arbeitsgelegenheit in Hülle und Fülle; man brauchte sich nur darnach zu bücken. Von allen Wänden, von allen Tafeln, von grellen Reklameschildern, aus hundert heiseren Kehlen schrie es einem entgegen: Arbeit, Arbeit, Arbeit! — Und doch — und doch — immer wieder, wenn ich an einer solchen Tafel vorbeikam und die Löwenstimme der Agenten mir in den Ohren gellte: „A la cosecha! A la cosecha, muchachos! Cinco pesos! Cinco pesos!“ mußte ich einen Augenblick stehen bleiben. Fünf Pesos! Das war keine schlechte Bezahlung. Mehrmals war ich drauf und dran, einen von den zungenfertigen Menschen anzusprechen, aber immer wieder schrak ich zurück vor dem barfüßigen Gewimmel, das sich in der Türe

drängte. — Ja, wenn auch nur einer von denen einen Kragen, eine Krawatte oder wenigstens doch ein Paar ordentlicher Schuhe gehabt hätte! Aber das lief ja alles in Lumpen herum, in einem Zustand der Verwahrlosung, der nur am Paseo de Julio nicht polizeiwidrig war. Ich habe nie Talent und Neigung zum Cavalier gehabt und es daher auch nie sehr weit gebracht in diesen Fertigkeiten, aber inmitten dieser grauen Armlichkeit kam ich mir vor wie ein pelzverbrämter, diamantensprühender Börsenjobber unter einer Gesellschaft von Waschweibern. — Nein, sagte ich mir, da gehörst du nicht hin. Wenn du dich mit denen abgibst, so bist du auch nicht besser wie die. Wer sich unter die Kleie mischt, den fressen die Schweine. Du wirst Polenta essen müssen und nachts in den Heuschobern schlafen. Sie werden deine Arbeitskraft auspressen wie eine Zitrone, und eines Tages wirst du krank und müde auf der Straße liegen; genau so ein ausgemergeltes, tiefäugiges, barfüßiges Etwas mit einem Kartoffelsack voll schmutziger Lumpen auf dem Rücken wie alle die anderen hier in der Gegend.

Schnell ging ich wieder zurück nach dem Hotel und malte bis spät in die Nacht hinein hochachtungsvolle und ergebene Briefe an deutsche Firmen, deren Namen ich mir aus dem Adreßbuch herausgeschrieben hatte. Ach, es war wirklich schade um die schöne Tinte.

Soll ich erzählen von den Leiden und Freuden eines stellenlosen Handlungsgehilfen? Es ist eine gar so ärmliche und alltägliche Geschichte. Sie entbehrt so ganz der Romantik und alles dessen, was zu einer spannenden Geschichte gehört. Und dennoch —.

In manchen Städten habe ich mich schon nach Stellungen umgeschaut. In mancherlei Wetter. In der dumpfen Glut eines Newyorker Hochsommertages; im Regen von San Francisco; in der grellen Sonne von Sidney und Mel-



bourne; in der Steinwüste von London, wenn der dicke Kanalnebel die schmutzigen Häuserzeilen von Whitechapel samt dem Turm der St. Pauls Kathedrale verschlang. Aber solcher Sommer in Buenos Aires —.

Täglich verwandte ich mehrere Stunden an das Schreiben von Briefen, die ihn nicht erreichten. Zum mindesten hat sich keiner je die Mühe gemacht, den Empfang zu bestätigen. Als das nichts fruchtete, folgte ich dem Rat der anderen und irrte tagelang in der Stadt umher, um „die Bonzen“ in ihrem Allerheiligsten aufzusuchen. Kaum einen Winkel von Buenos Aires gibt es, den ich in jenen Tagen nicht besucht hätte. Wenn ich zurückdenke an jene Wochen vergeblicher Wanderungen in der großen Stadt, so tanzen die Erinnerungen wie die Korbolde in meinem Kopfe, und es ist, als ob ich das alles erst gestern erlebt hätte. Wieder sehe ich das dampfende Asphaltpflaster in der glühenden Sommerhitze, das winnelnde Leben in den engen Geschäftsstraßen, die rasenden Autos auf den weiten Avenidas und die weißen Paläste am Park von Palermo.

Soll ich davon erzählen? Ach, die Straßen und Städte sind überall grau für den armen Arbeitslosen! Ich weiß nur, daß in dieser weitgebauten Stadt die Straßen lang und die Entfernungen endlos sind, und daß hinter diesen endlosen Entfernungen immer und immer wieder eine neue Enttäuschung auf mich wartete. Wie ein Bettler kam ich mir vor auf meinen Wanderungen.

\* \* \*

„Und ist das alles?“

„Ja.“

Der hohe Herr schaute auf die Papiere, die vor ihm auf dem Schreibtisch lagen. Einjährigzeugnis, Diplom der Handelshochschule — das alles schien ihm nicht son-

berlich zu imponieren. Es folgte eine Pause erwartungsvollen Schweigens, während dessen die grauen Augenbrauen des Prinzipals sich unheildrohend zusammenzogen. An der Decke summt der Ventilator. Im Nebenzimmer tickte die Schreibmaschine und von draußen kam durch das offene Fenster das Geschrei der Zeitungsjungen: „*Lo Prensa! La Ar—gen—tina!*“

Langsam faltete der Herr die Papiere zusammen und überreichte sie mir wieder mit einer ganz kleinen Andeutung einer Verbeugung. „*Bedaure. Adieu.*“

Da stand ich nun wieder, wie schon so oft in diesen Tagen, in dem großen Treppenhaus, vor einer mit goldenen Lettern besetzten Glastüre, die hinter mir zugemacht worden war. Vor zehn Minuten war ich mit dem Fahrstuhl hinauf gefahren nach dem Büro; nun ging ich wieder zu Fuß hinunter über die vielen Stufen der breiten Steintreppe des hohen Gebäudes. Ich hatte ja so viel Zeit.

Draußen brütete noch immer die Hitze in den Straßen, und der Staub lag fingerdick auf den Marmorplatten der kleinen runden Tische unter den Baumkronen der Plaza de Mayo. Langsam bahnte ich mir einen Weg durch das Gewühl der Menschen, die sich vor dem Gebäude der »Prensa« drängten. Ein Zeitungsjunge rannte in vollem Lauf mit mir zusammen. Ein dicker Herr trat mir auf beide Füße und fluchte dabei etwas Spanisches. Aber ich achtete es nicht. Ich war viel zu sehr vertieft in den Zettel, auf dem noch eine ganze Anzahl weiterer Adressen aufgezeichnet waren. — Wohin ich mich wohl zunächst wenden sollte? Da war das Expeditionsgeschäft von Chase & Co. in der »Bartolome Mitre«. Oder die Agentur von Waif & Freitag, brunten am Hafen. Vielleicht wäre das noch am meisten zu empfehlen. — Ja, und dann würde ich wieder ein kleines Vermögen an Straßenbahngeldern verfahren. Ich würde mir die Füße



wund und die Absätze krumm laufen, und sie würden mich am Ende doch alle wieder abfertigen nach der Weise, die ich schon allzu gut kannte: „Bedaure sehr.“ — „Kommen Sie nächste Woche mal wieder.“ — „Lassen Sie mich gefälligst in Ruhe!“ Und das sollte nun so weiter gehen?

Ach was! Langsam zerriß ich den Zettel und streute im Fortgehen die Fetzen über die Straße. Mechanisch tappte ich weiter, ohne recht zu wissen wohin. Es war ja auch so gleichgültig. Ehe ich mich's versah, stand ich mitten in der Vorstadt Barracas.

Es war still hier in der Gegend. Nur ab und zu rollte ein Fruchtkarren über das holperige Pflaster, oder ein grauköpfiger Italiener ging vorüber mit einem großen, glänzenden Fisch auf dem Rücken und brüllte sein „pesca'ol!“ daß es weithin hallte in den engen Gassen. Hinter den dicken, gewölbten Eisenstäben, die die flachen, einstöckigen Häuser gegen die Außenwelt abschlossen, klimperte zuweilen ein verschlafener Banjo. Da und dort stand an einem Haus das Tor weit offen, und man konnte durch die Einfahrt hindurch bis in den Patio sehen, wo zwischen nickenden Palmen und farbenfrohen Oleandern ein kühlender Springbrunnen plätscherte.

Allmählich begann die dunstige Hafenatmosphäre aufzusteigen. Düstere Holzhöfe umsäumten die schattenlose Straße. Salzwasser und Teergeruch lagen in der Luft, und in der Ferne brüllten die mißtönenden Sirenen vorübergleitender Dampfer. Da lag die »Boca« mit ihren langen, schwarzen Lagerstücken, mit den gewaltigen Bretterstößen entlang der Werften und den stolzen Seglern, die mit ihrem zierlichen Wald von Masten und Raaen in den tiefblauen Abendhimmel hineinragten.

In einer ärmlichen Schiffertneipe, dicht am Kai, wo rassende Dampfwinden die langen Bretterbündel aus dem

Bauch eines großen Trampdampfers heraufbeförderten, kehrte ich ein, denn ich war todmüde von dem Umherwandern. — Warum ich das alles erzähle? Wohl nur deshalb, weil die Erinnerung daran nach reichlich fünf Jahren noch so fest in meinem Kopfe haften geblieben ist.

Es war eine von den Kneipen, wie man sie auch an der Dittmar Koelstraße in Hamburg sehen kann. Die Wände waren bedeckt mit Bildern von Schiffen und Matrosen. Von der rauchigen Decke hing das kunstvoll gearbeitete Modell einer Viermastbark. Auf dem mächtigen Bierfaß neben der Bar schnurrte eine Katze. Jrgendwo im düsteren Hintergrund zirpte ein Kanarienvogel. Auf der Bar stand eine schmutzige Käseglocke, um die die Fliegen summten. Die nußbraune Dame, die mir ein Glas Wein brachte, mochte in mir eine verwandte Seele sehen. „Ah, pobrecito,“ sagte sie mit wehleidiger Miene, „como está fea la vida! Wie ist das Leben so häßlich!“

Dann setzte sie sich zu mir an den Tisch und erzählte eine lange und rührselige Geschichte von einem ihrer Kunden, einem Schaueremann, der an dem Morgen bei der Arbeit in den Laderaum gefallen war und sich dabei das Genick gebrochen hatte. Er hinterlasse eine Frau und sieben Kinder, und was das schlimmste wäre, von den 5000 Pesos Lebensversicherung habe er seit zwei Jahren keine Policen mehr bezahlt. — Ah, que desgracia! Was für ein Unglück, Caballero!“

Eine ganze Stunde lang redete sie weiter in ihrem merkwürdigen tutti frutti von Englisch und Spanisch. Sie rauchte Zigaretten, sie kaute Tabak, sie spuckte auf den Boden, sie fluchte wie ein Schlächter von Billingsgate. Sie war geschminkt und gepudert und hatte gefärbte Augenbrauen. Aber ich hörte ihr dennoch zu, denn ich fühlte mich so einsam und verlassen in der großen Stadt, daß selbst eine nuß-



braune Dame an der schattigen Seite der Bierzig mir lieber war als gar niemand auf der weiten Welt, der sich um mich kümmerte.

Als es dunkel wurde, begann es lebendiger zu werden in der Wirtschaft. Hafenarbeiter kamen hereingestolpert und stürzten eine Caña \* in die durstige Kehle. Und dann schnell noch eine. Dann setzten sie sich zusammen an einen Tisch und packten die schmierigen Karten mit den krummen, abgearbeiteten Händen. Eine Gesellschaft von „landfeinen“ Matrosen pflanzte sich vor dem Schenktisch auf. Ihre Gespräche rochen nach Salzwasser und Seelust. Immer mehr Menschen kamen von draußen herein. Sie hockten auf den Fässern und spannen lange Garne. Sie saßen an den Tischen und spielten mit den schmierigen Karten. Die heiße Luft zitterte an der Decke und der graue Tabaknebel ver- schlang alle Formen und Gestalten in dem Zimmer.

Ach, es war lange her, seit ich nichts mehr von Fallen und Brassen, von Rocks und Gordings und vom Kohalraaen gehört hatte! — War es denn nur der verdammte mendocinische Rotwein, der eben in meinem Kopfe Longfellow'sche Verse rezitierte?

Der düstern Werfte gedenk' ich,  
Die tosende Brandung ich seh;  
Wie der span'sche Matrose den Bart sich strich,  
Die herrlichen Schiffe, sie grüßen mich  
Und der Zauber der wogenden See.

„Zu welchem Schiff gehörst denn du?“ redete mich ein langer Norweger an.

„Zu gar keinem.“

„Dann wird's Zeit, daß du dich nach einem umsiehst.“  
Noch immer mehr Gäste kamen von draußen herein.

\* Caña ist ein gleich dem Rum aus Zuckerrohr hergestellter Schnaps.

Matrosen, Strandläufer, Schauerleute. Ein dicker Däne hatte seine Quetschmaschine in Gang gesetzt, und in einer Ecke begleitete ihn einer auf einem verstimmtten Klavier.

Once I went roaming on Radcliffroad  
Pull boys, pull what yon can —

Eine schlampige, zigeunerhaft aufgemachte Frauensperson tanzte dazu einen landesüblichen Tango und sammelte dann die Nickelmünzen auf einem rasselnden Tambourin. Sie mochte mich in dieser ärmlichen Gesellschaft als besonders zahlungsfähiges Objekt erspäht haben, denn das Nickelstück, das ich ihr spendete, warf sie zornig wieder auf den Tisch und überschüttete mich dabei mit einer Flut von französischen — sagen wir einmal Liebenswürdigkeiten. Es war nicht eben die Sprache Voltaires, die sie gebrauchte, aber inmitten dieser fremden Menschen kam mir das alles merkwürdig vertraut und heimatisch vor. Sie machte große Augen, als ich in derselben Sprache antwortete. „Eh bien, moi, c'est Georgotte!“ sagte sie, indem sie sich auf den nächsten Stuhl setzte und einen Liter Rotwein auf meine Kosten bestellte. Dann fing sie an, rührselig zu werden und erzählte von „la belle France“. Sie rauchte zahllose Zigaretten und trank Zuckerrohrschnaps und bestellte noch einen Liter Rotwein auf mein Konto. Die Dame Georgette fing an, mir fürchterlich zu werden. Beim dritten Liter Rotwein versuchte ich die Sitzung gewaltsam abzubrechen, wogegen sich Georgette energisch zur Wehr setzte.

„Was?“ rief sie aus, „kein Geld hast du, und keine Arbeit kannst du finden? — Ja, nom de dieu, wo hast du dich denn darnach umgesehen? Die ganze Boca ist doch voll davon. Warte einen Augenblick! Ich werde hinüber laufen zu Boston-Bill. Der wird ein Plätzchen für dich finden auf einem feinen Segelschiff, das morgen nach Hamburg fährt. Die



Vorschußnote von fünf Pfund können wir gleich heute abend verjubeln, denn das Geld brauchst du nachher doch nicht.“

Während sie davoneilte, suchte ich meine etwas in Unordnung geratenen Gedanken zusammen. Eine große Seereise hatte immer etwas Verlockendes, und ich war gerade in der Stimmung, in der man Dinge tut, an die man sonst im Traume nicht denken würde. — Aber jetzt gleich wieder zurück nach Hamburg, weil hier im Lande Argentinien vorerst nicht alles nach Wunsch gegangen war, weil man in einer Spelunte an der Wasserkante etwas mehr Rotwein getrunken hatte, als sich mit dem Durst vertragen ließ, und weil so eine hergelaufene Georgette — — nein, das wäre doch zu eigentümlich!

Es klang auch nicht sehr ermutigend, was die anderen über diese junge Dame zu sagen wußten.

„Ja, Georgette,“ meinten sie, „die wird dir immer eine Stelle auf einem Schiffe finden, und wenn du ein Bischof wärest. Die arbeitet zusammen mit Schanghai-Bill, der den neuschottländischen Totseglern die Mannschaft besorgt, weil sie sonst keine finden können. Drei Stück davon liegen jetzt im Hafen. Natürlich ist die Mannschaft vollzählig ausgepickt und sie zahlen hundert Pesos Blutgeld für jeden, den sie an Bord bekommen.“

Wenn ich je noch im Zweifel gewesen wäre, so hätte diese Belehrung mich sicher zur Vernunft gebracht. Wer einmal auf Segelschiffen gefahren hat, der weiß, was es mit den Neuschottländern auf sich hat. Viel Arbeit und wenig Brot, steinharte Biskuits, die von Maden wimmeln, verfaultes Salzfleisch, das selbst bei Kap Horn zehn Meter gegen den Wind zu stinken vermag, und graues Hafermehl, das in der Suppe zu Sandkörnern verfocht. Dazu ein blaunasieriger Yankeekapitän, mehr Teufel als Mensch, der Sonntags das Berdeck mit Sand und Stein schrappen läßt, und vor dem grim-

migsten Wetter die Segel nicht streicht, bis mit donnerndem Knall die Masten selbst herunterkommen.

Ja, und nun würde wohl im Auftrag eines solchen blaunafigen Unmenschen so ein dicker Feuerbaas hier hereinkommen. Er würde mich eine Vorschußnote auf fünf oder noch mehr englische Pfund unterschreiben lassen und den größten Teil der Summe gleich selber einstecken. Für den Rest der Summe würde Georgette Whisky bestellen; den abscheulichen scharfen Wasserantwhisky, der einen in einer halben Stunde toll machen konnte. Das ganze Haus, alle Bagabunden und Strandläufer an der ganzen Boca würden sich auf meine Kosten einen guten Tag machen. Es würde eine tolle Nacht geben. Und am Morgen — ach, es würde alles wieder so sein wie damals, damals an der Barbaryküste zu San Francisco. — Damals im Blauen Anker! Mich überlief es mit einer Gänsehaut, wenn ich daran dachte. Ganz still und unauffällig machte ich mich aus dem Staube. Sobald ich aber die Tür hinter mir hatte, rannte ich über die Straße, so schnell mich die Beine trugen.

Draußen war es schon ganz dunkel. Der Widerschein der Schiffslaternen zitterte auf dem Wasser. Das weiße Licht der elektrischen Bogenlampen lag kalt und still zwischen den schwarzen Bretterstößen. Ein frischer Seewind summtete leise in der lautlosen Nacht. Je weiter diese Gegend hinter mir lag, je wohler wurde mir zumute.

\* \* \*

Acht Tage später fand mich der Monat Dezember immer noch als armen Arbeitslosen in den staubigen Straßen jener großen Stadt, die so sehr zu Unrecht den Namen Buenos Aires (Gute Lüfte) trägt. Die Hitze war inzwischen noch unerträglich geworden, das graue Asphaltpflaster fing an



zu kochen, und der Staub lag in gelben Wolken über den Straßen.

Ein deutscher Strandläufer, der sich auskannte, hatte mir die Adresse des Schutzvereins für germanische Auswanderer verraten. „Du mußt um zehn Uhr morgens hingehen,“ hatte er mir gesagt, „dann triffst du den Pastor selber an. Der ist eine gute Seele und sehr leicht zu verkohlen. Wenn du ihm sagst, daß du in Valparaiso von einem Segler durchgebrannt bist und von dort zu Fuß über die Anden gemacht hast, so wird er dir ohne weiteres fünf Pesos und eine Anweisung auf vierzehn Tage Kost und Wohnung im deutschen Seemannsheim geben. Nach acht Tagen kannst du ruhig wieder kommen und ihm ein neues Märchen erzählen, denn er ist sehr kurzsichtig und wird dich nicht wieder erkennen. Er ist ganz leicht, sage ich dir; manchen Peso habe ich ihm schon abgelurt. Jetzt kann ich mein Gesicht dort nicht mehr zeigen. — Mittags wirst du dort Don Guillermo antreffen. Den kannst du auch noch mitnehmen, wenn du ihm einen anderen Namen angibst. Er ist aber sehr schwierig; ein ausgekochter, sehr genauer und sehr neugieriger Schiffskapitän, dem du eine ganze Ahnengalerie von Arbeitgebern vorlegen mußt, ehe er dir ein paar lumpige Gastmarken für ein Nachtlogis oder eine Wassersuppe in einer Spelunke an der Boca hinwirft.“

So ging ich denn vorsichtigerweise um zehn Uhr nach dem Büro.

Der freundliche Herr in dem kleinen Hause in der Calle Diamante betrachtete mich verwundert durch seine goldumranderten Brillengläser; etwa so wie ein grübelnder Professor, der über seinen Büchern soeben auf ein ganz großes Problem gestoßen ist.

„Wie, Sie wollen kein Geld? Und keine Unterstützung? Nur Arbeit? Das ist interessant. — Wirklich sehr interessant,

sonst haben's die Leute in der Regel nur auf meine Gastmarken abgesehen." Noch ganz überwältigt von solcher Offenbarung schrieb er mir die Adresse einer reichen Witwe auf, die zur ersten Gesellschaft von Buenos Aires gehörte und einen Hauslehrer für ihren ungezogenen Prinzen suchte. „Sie können es einmal hier versuchen,“ sagte der Pastor, „große Hoffnungen brauchen Sie sich nicht zu machen. Im letzten Halbjahr ist die mit sieben Hauslehrern fertig geworden. Tut mir leid, daß ich Ihnen nichts anderes anbieten kann.“ —

Da stand ich nun vor der gesuchten Adresse, mitten auf der Avenida Alvear. Fürwahr, ein herrschaftliches Gebäude! Ein Schloß? Nein, ein Palast! Ein herrschaftlicher Garten mit dunklen Eukalyptusbäumen, sammetgrünen Rasenflächen und farbensprühenden Blumen. Vornehm weite, kiesbestreute Wege, eine jagende Diana auf einem Marmorsockel und dahinter eine funkelnde Herrlichkeit von gelben Sandsteinen und grauem Granit.

Ob die Señora zu sprechen wäre?

Der Kammerdiener schaute mich mißtrauisch von oben bis unten an. Dann fuhr er mit der Hand über sein breites, glattrasiertes Gesicht. Dann puhte er ein Stäubchen von dem tiefblauen Tuch seiner goldbetrehten Uniform.

Was ich denn wolle?

„Oh, eine ganz private Angelegenheit!“

Kammerdiener sind immer stolz. Es kostete keine geringe Überredungskunst, bis ich den hohen Herrn so weit hatte, daß er sich herbeiließ, mir zu bedeuten, ich solle im Patio den weiteren Verlauf der Dinge abwarten.

Der Patio ist das Herz jedes Hauses in maurischer Bauart, und die Spanier entwickeln oft großen Geschmack in seiner Ausstattung. Aber dieser hier war wie ein Kapitel aus Tausendundeiner Nacht. Schimmernde Steinplatten,



leuchtender Marmor, plätschernde Springbrunnen und zart gefiederte Fächerpalmen, auf denen sich knallrote Papageien wiegten. Ein würziger Duft von Orangen- und Oleanderblüten lag schwer und berauschend in der Luft. Ich mußte lange warten, und das träumerische Geplätscher des Brunnens hatte mich schon fast in den Schlaf gesungen, als der Diener mit einer umfangreichen Verbeugung auf der Bildfläche erschien:

„La señora!“

Auf breiten, herrschaftlichen Marmortreppen, über schwere Säuser, auf denen die Schritte lautlos verhallten, ging es durch eine große Doppeltür in ein zierliches Vorzimmer und von dort durch eine mit kostbaren Teppichen behangene Portiere in ein großes, weißes, wunderbar verschöneretes Zimmer im Rokostil. Die Señora, die es nicht der Mühe wert hielt, sich um eines kleinen Hauslehrers willen von ihrem Sitz zu erheben, führte das goldene Lognon langsam zu den Augen. Sie trug ein enganliegendes Schleppekleid nach der neuesten Mode und darüber eine Mantilla, so bunt wie einer der Papageien im Patio. Sie funkelte von Perlen und Diamanten. Und damit von all' dieser Pracht nichts verloren ginge, hatte sie den Stuhl genau auf den Fleck gestellt, wo zwischen den schweren Vorhängen ein heller Lichtstrahl in das vornehme Halbdunkel des großen Zimmers fiel.

„Monsieur?“

So gut ich es vermochte, brachte ich in meinem noch recht holperigen Spanisch mein Anliegen vor. Die Señora lächelte. Ein merkwürdig kaltes, süßsaureres, automatisches Lächeln. Sie fragte dies und das und lächelte dabei noch immer auf dieselbe Weise. — Ah, dieses Lächeln! Jrgend ein Teufelskünstler in einem Pariser Schönheitsinstitut hatte es so in ihre Gesichtslinien hineingezaubert, und nun konnte sie

gar nicht mehr anders. Sie würde lächeln, wenn sie zu einem Begräbniß ginge. Sie wird einmal — woher kommt mir der graußige Gedanke? — sie wird einmal mit bleichem Gesicht und gebrochenen Augen, aber noch immer lächelnd, auf dem Totenbett liegen.

„Parlez-vous français?“ fragte sie zögernd.

„Oui, madame.“

„Do you also speak English?“

„Yes, madam.“

„Bueno! Das ist die Hauptsache. Vous savez, monsieur, ich spreche alle Sprachen. — Yes, sir, I can speak almost any language. — L'anglais, le français, l'italien . . . Und ich will, daß meine Kinder das auch lernen! C'est tellement chic, vous savez.“

Ich wollte etwas darauf erwidern, aber ich kam nicht dazu in dieser Kaskade von Worten, in der die Sprachen aller Länder in allen Farben des Regenbogens schillerten. Als Madame endlich dazu kam, eine Atempause zu machen, meldete der Kammerdiener den Besuch seiner Excellenz.

Schnell wurde ich hinauskomplimentiert mit dem Ersuchen, am nächsten Tage wieder zu erscheinen. Der Diener führte mich wieder über die lautlosen Treppen hinunter und über den kiesbestreuten Parkweg bis zum Gartentor, wo er sich vor mir verneigte bis zur Erde.

Draußen atmete ich auf. Langsam schritt ich weiter über die sonnige Straße und fing an tief nachzudenken über das, was ich soeben erlebt und gesehen hatte. — Und da sollte ich morgen wiederkommen und den ganzen Spul von Parks, Palästen, Kammerdienern noch einmal über mich ergehen lassen? Gewiß: ich brauchte eine Stelle so nötig wie das tägliche Brot, und ich hätte mich wahrhaftig anheischig gemacht, selbst einen Drachen zu töten, wenn man es mir zu-



gemutet hätte, aber das da — nein, das war doch zuviel für meine bürgerliche Angstlichkeit!

Da es noch früh am Tage war und ich ohnehin nichts Besseres zu tun hatte, wanderte ich lange durch die weitgedehnten Anlagen des Parks von Palermo. Ich kam auf einen Hügel in der Nähe des Campo Santo, von wo man eine weite Aussicht auf die umgebende Landschaft hat. Lange schaute ich hinunter auf die flachen Dächer der fremden Stadt, bis die Sonne hinter den schwarzen Baumkronen versank, bis der Abend einen Goldregen in der Ferne sprühte und die Dunkelheit ein Meer von Lichtern entfachte. Mich fröstelte in der sinkenden Nacht. Ich zählte die Pesos zusammen, die ich in der Tasche hatte. Es waren nicht mehr viele.

Ich fing an nachzudenken über all das, was ich in diesen vierzehn Tagen in Buenos Aires erlebt und gesehen hatte. — War es wirklich erst vierzehn Tage her? Mir war, als ob schon bald ein Jahr verflossen war, seit die »Bernambuco« an der Darsena Norte festgemacht hatte. — Gar nicht zufrieden war ich mit meinen Erfahrungen, und ich fing an, mich selbst zu schelten ob meiner Ungeschicklichkeit. Kurt Faber, du bist dumm gewesen! Wie ein richtiges Grünhorn hast du dich benommen. Überall hast du das Ding am falschen Ende angepackt; überall bist du um eine Nasenlänge zu spät gekommen; bist immer noch der alte phantastische Träumer, der flatterhaft unstete Unruhgeist gewesen, wo du doch längst schon wissen solltest, daß die Dinge hart beieinander wohnen in dieser kalten, bösen Welt.

Ein reicher Mann willst du einmal werden, wie dieser Mister Chicago? Dann mußt du dich aber ganz anders umtun, als du es bisher getan hast. Du mußt die Ellenbogen ganz anders gebrauchen, mußt die Ohren ganz anders steif halten, wenn du einmal dein Glück machen willst im Lande Argentinien.

## In der Pampa.

Von Stufe zu Stufe. — Intermezzo im »Heidelberger Faß«. — Die Engländer auf dem Kriegspfade. — Mit chilenischen Löwen ist nicht zu spaßen. — Was man beim Whisky erzählt. — Der lange Heinrich macht in Weltgeschichte. — Der Gassenbube als Rettungengel. — Der geschäftstüchtige Herr Silberstein. — Abreise nach der Pampa. — Mister Smith ist nicht aufzufinden. — Endlich Arbeit. — Weihnachtsabend auf der Dreschmaschine. — Etwas von Chacareros und anderen Caballeros. — Schwere Arbeit. — Wieder ein Mensch. — Politik im Kramladen. — Samoanische Reisepflanz.

Die Idealisten mögen sagen was sie wollen: Der Mensch, in seiner gesellschaftlichen Stellung, ist doch nur ein Produkt seines mehr oder minder großen Geldbeutels. Was ist der Wanderzmann in fernen Landen, wenn er nicht ein Scheckbuch, einen Kreditbrief, oder doch einen wohlgefüllten Geldbeutel sein eigen nennt? Ein Nichts; weniger als ein Nichts; ein nichtsnutziger Vagabund, ein verabscheuungswürdiges Wesen, auf das jeder Krämerlehrling mit einer Welt von Geringschätzung herabsieht. Die paar Groschen, die er mit ins Land gebracht hat, sind bald aufgezehrt, und dann geht es schnell bergab, bergab von Stufe zu Stufe, wie es in den Romanen heißt.

Die Preise in den Gasthäusern an der 25 de Mayo waren mir bald über den Kopf gewachsen, und ich verlegte den Schauplatz meiner Tätigkeit nach dem Paseo de Julio in das Gasthaus zum »Heidelberger Faß«. — Ein Hotel International im wahrsten Sinne des Wortes. Verwegen dreinschauende Gestalten aller Rassen und Völker saßen auf den kahlen Bänken, und über den weißen, schwarzen und braunen Köpfen mühten sich hemdsärmelige Kellner, die mit Flaschen und Biergläsern und einem halben Duzend fremder Sprachen jonglierten.



Schon gleich in der ersten Stunde meines Aufenthalts erlebte ich eine Szene, die allerlei Vielversprechendes für die Zukunft voraussehen ließ. An einem runden Tisch in der Nähe der Bar saß ein erotisch aussehender Herr mit schmutzigem Kragen und knallroter, schon etwas fettig gewordener Krawatte und brütete über einem Glase Vermouth. Ich stand an der Bar und betrachtete ihn aus einem Winkel meiner Augen. „Es ist der chilenische Löwe,“ sagte einer, der neben mir stand, mit einer Stimme, die vor Ehrfurcht erschauerte, „er ist stark wie ein Stier und flink wie eine Kage. Der beste Ringkämpfer in ganz Südamerika. Er kann mit Zentnergewichten Fangball spielen und mit dem Brustkasten die stärksten Ketten sprengen. Er kann mit den Zähnen einen Stuhl mitsamt einer Riesendame vom Boden aufheben — ja, das kann er! Zweimal in der Woche zeigt er seine Kunst in einem Varietés in der Calle Callao und macht dabei an einem Abend mehr Pesos, als unsereins in drei Jahren.“

Auf diese Auskunft hin betrachtete ich mir den großen Mann noch etwas genauer. Er war in der Tat groß und kräftig gebaut, aber nichts in seinem Äußeren ließ auf die Qualitäten schließen, die man mir eben in so glühenden Farben geschildert hatte. Das Gesicht war ziemlich schmal, fast kindlich, und nichts war da, das ein Löwengebiß vermuten ließ, mit dem man Riesendamen vom Boden aufheben konnte. Während ich ihn noch betrachtete, war eine Gesellschaft von stark angetrunkenen englischen Seeleuten hereingekommen, denen man die Kauflust an den Augen ablesen konnte.

„Platz da, Jack!“ sagte einer, indem er den Chilenen beiseite stieß und sich selbst mit den anderen breit an den Tisch hinlegelte. Der Chilene verneigte sich mit kastilischer Höflichkeit und anscheinend ohne die geringste Gemüts



bewegung. Bescheiden nahm er mit einem kleinen Plätzchen vorlieb, während die Engländer es sich bequem machten. Ich fand solches Benehmen nicht sehr würdig für einen Preiskämpfer.

„Mach Platz, du Dago!“\* fuhr ihn ein anderer Engländer an und stieß ihn vollends vom Tisch weg. Der Chilene setzte sich mit seinem Glase an einen benachbarten Tisch. Er war noch immer ganz Höflichkeit und Unterwürfigkeit, aber in seinen grünlich schillernden Augen blitzte es wie Wetterleuchten vor einem herannahenden Gewitter. Ich war nun wirklich gespannt auf den Ausgang der Sache, denn auf der ganzen Welt gibt es kein untraktableres Geschöpf, als eine englische Teerjacke, wenn sie ein gewisses Maß von Whisky zu sich genommen hat. Einer von den Kerlen, ein rothaariger Kunde, mit einem Gesicht wie ein Schaueremann an den Liverpool Docks, ging auf den Chilenen zu und apostrophierte ihn in einer Sprache, vor der sich die Feder sträubt.

Der Chilene rührte sich nicht.

„Mach daß du hinauskommst, du brauner Hundesohn!“  
Keine Antwort.

„Wird's bald, du schwarzes Affengesicht?“

Noch immer unheildrohendes Schweigen.

„Ich glaube gar, der Kerl will sich zur Wehr setzen? — Beim Teufel, ja! was ein richtiger Engländer ist, der kann zehn von eurer Sorte zum Frühstück verspeisen.“

Die Kampflust der Engländer war inzwischen auf dem Siedepunkt angelangt. Einer warf seinen Rock hin und kramelte die Ärmel seines schmutzigen Tuchhemdes auf.

„Come on, you Dago!“

Aber noch ehe ein weiteres Wort über seine Lippen kam,

---

\* Dago (sprich Dejo), Verunstaltung des Vornamens Diego, ein englisches Schimpfwort für Italiener, Spanier und Portugiesen.



hatte ihn der Chilene mit einem Tschuitschitsfugriff, der den Fachmann verriet, im Kreuz gepackt und über die Köpfe des Publikums hinweg in einen großen Wandspiegel geworfen, der klirrend in Scherben ging. Schnell wie der Blitz fiel er über die anderen beiden her. Den einen warf er so gegen die Wand, daß er mit den Füßen an den Whiskyflaschen hinter der Bar landete und mit dem Kopf zuerst in einen hochaufgetürmten Haufen von schmutzigen Tellern fiel. Nachdem er noch den dritten mit einem Stuhlbein niedergeschlagen hatte, hob er behutsam die Zigarette wieder auf, die er vor dem Intermezzo vorsorglich auf den Tischrand gelegt hatte, und ging langsam und würdevoll hinaus, als ob er eben aus der Kirche käme.

Kopfschüttelnd kam der Wirt herbei und beschaute das Trümmerfeld von Scherben und Splintern. „Nette Beschädigung, das!“ sagte er kaltblütig, und nicht ohne einen Unterton der Bewunderung, „wer, beim Teufel, hat denn diese Dampfäge hier hereingelassen?“

Wir standen an jenem Abend noch lange an der Bar und besprachen das Ereignis und waren alle der Ansicht, daß das, was wir soeben gesehen hatten, ein verflucht hübsches und sauberes Stück Arbeit gewesen war. Wir tranken einen starken Wasserantivhisky, zusammengebraut aus drei Litern Essig, sechs Lot Schwefelsäure, fünf Pfund Tigerkrallen, viel Pfeffer und neunzig Prozent Alkohol. Ich fand das Zeug abscheulich, aber einer der Kunden, der dabei stand, und den sie den langen Heinrich nannten, meinte mit Kennermiene, es gäbe überhaupt keine schlechten Schnäpse. Er kenne nur solche, die gut, und solche, die noch besser sind. Droben an der Boverly zu Newyork habe er schon Whisky getrunken, der den blaunäsigen Yankeekapitänen die Haare von den Zähnen wegbrannte. Nachdem er so bei seinem Lieblings-thema angelangt war, erzählte er noch von anderen scharfen

Getränken und noch schärferen Kaufereien. Wahrheit und Dichtung in bunter Mischung, und dazwischen manche faustdicke Lüge, aber das leichtsinnige Volk um ihn her nahm alles gläubig auf wie lauterer Evangelium. Denn der lange Heinrich war ein Mann, der etwas galt in dieser Gesellschaft. Schon seine äußere Erscheinung war keineswegs alltäglich. Er war so lang wie ein Tag ohne Sonne. Er hatte große, blaue Augen unter buschigen Augenbrauen, die tief aus ihren Höhlen herauschauten, in einem dünnen ausgetrockneten Gesicht, das von der Sonne aller Zonen zu braunem Leder gegerbt war. Er hatte bereits ein wildbewegtes Leben hinter sich, das selbst in der Welt der Vagabunden Aufsehen erregen konnte. Einmal, vor vielen Jahren, hatte er in Deutschland Philosophie studiert; aber dazwischen lagen Leichtsinn und Schulden und Not und Entbehrung und tausend Enttäuschungen, die ihn immer tiefer hinabgezogen hatten in die Niederungen des Lebens. Der spanisch-amerikanische Krieg hatte ihm einst einen Strauß von kriegerischen Lorbeeren vorgegaukelt, der dann in einem dumpfen Fieberspital in Florida vorzeitig verwelkte. Der Burenkrieg fand ihn als Pferdehüter unter südafrikanischer Sonne. Den Philippinenkrieg hatte er als Sanitätsoldat der U. S. Armee mitgemacht, und im japanischen Kriege hatte er auf einem Blockadebrecher von Bladivostok Dienste genommen. Überall, wo es in den letzten zwanzig Jahren etwas zu raufen gab, war der lange Heinrich stets „mitten mang“ gewesen; ein wandelndes Stück moderner Kriegsgeschichte. Dann aber, als eine Ruhepause eintrat im Streite der Völker, mochte er sich wohl mit Cajetan gesagt haben:

Sage, was werden wir jetzt beginnen,  
Da die Fürsten ruhen im Streit,  
Auszufüllen die Leere der Tage  
Und die lange, unendliche Zeit?



Südamerika schien ihm das geeignete Feld für seine weitere Tätigkeit, zumal Buenos Aires. Derartige Existenzen landen früher oder später immer in Buenos Aires. Abwechselnd trieb er sich in Rosario, in Montevideo und Bahia Blanca umher als ein verkommener Bagabund, während die großen Augen stets unruhig nach den fernsten Winkeln der Erde ausschauten, ob da nicht wieder irgendwo etwas in Gang kommen wollte.

An jenem Abend war der lange Heinrich bei guter Laune. Er sagte, er habe heute gute Kommerze gemacht. Am Bahnhof Retiro habe er einen Bonzen angetroffen, der gerade auf den Zug nach Rosario wartete. Dem habe er die Geschichte von der Frau und den fünf Kindern erzählt, worauf der andere ohne weiteres mit einer Fahrkarte nach Mendoza herausrückte. Die habe er nun zu Geld gemacht und könne sich dafür heute etwas leisten. Aber solche Unschuldslämmer finde man auch nicht alle Tage. Überhaupt werde das Geschäft zusehends flauer. Die guten Nummern in den Landhäusern von Palermo habe er alle schon mehrmals abgeklopft, bei den Wohltätigkeitsgesellschaften dürfe er sein Gesicht schon lange nicht mehr zeigen, und überhaupt — überhaupt — es sei keine Lust mehr zu leben.

„Was meinst du wohl, Bruderherz,“ wandte er sich an einen kleinen behäbigen Menschen, der vor kurzem aus Deutschland gekommen war, wo er — wenigstens nach seinen eigenen Angaben — als Student in Göttingen der Gottesgelahrtheit obgelegen hatte, „wenn wir uns zu Hause so umgetan hätten, wie wir es hier müssen, so hätten wir es weiter gebracht. Ich wäre inzwischen schon Geheimrat geworden mit dem Prädikat Excellenz und einem roten Adlerorden, derweilen du — nun ja, du bist noch jung, aber zum Pastor würde es auch bald reichen. Alle Tage könntest du einen Braten auf dem Tisch haben. In-

dessen hohen wir hier auf der Plaza de Mayo und lesen die Centavos im Park von Palermo und am Bahnhof Retiro zusammen. Es ist, weiß Gott, kein Herrenleben!“

„Ergo bibamus,“ sagte der Theologe und tat einen tiefen Zug aus dem Glas.

Dann fing der lange Heinrich an zu erzählen mit seiner fettigen Stimme, die sich nicht übereilte. Er tat sehr überlegen und landkundig uns neu eingewanderten Grünhörnern gegenüber, obwohl er selbst nicht viel länger im Lande war wie wir. „Ja, da staunt ihr!“ rief er aus, als er eben ein neues Märchen zu Ende erzählt hatte, „das hier ist ein Land, von dem eure Schulbubenweisheit sich nichts träumen läßt! Wer da nicht einen hellen Kopf — einen verflucht hellen Kopf hat, wie z. B. ich, der kommt vor die Hunde, ehe er weiß, wie ihm geschehen.“

Der Rat eines so welterfahrenen Mannes wie des langen Heinrich schien mir immerhin beachtenswert, und so erzählte ich ihm von meinen Plänen, aber der Extheologe fiel mir ins Wort: „Was? nach Rosario willst du gehen? Was willst du denn dort? Wohl gar ar—bei—ten! Mensch, das ist das dümmste, was man tun kann hierzulande! Wenn man schon einmal in einer so großen Stadt ist wie Buenos Aires, so muß man doch erst einmal alle die Bonzen mitnehmen, ehe man weiter geht. Aber da kann man predigen, so viel man will. Das grüne Gemüse geht doch immer nach dem eigenen Kopf, bis es sich ihn irgendwo anrennt. Kaum ist es irgendwo warm geworden, so läuft es davon und weiß selbst nicht warum; immer weiter und weiter, als ob sie irgendwo das Schlaraffenland finden wollten. Dabei ruiniert man seine Gesundheit, man schafft sich unnötig Ärger und Verdruß, man wird vorzeitig alt und müde, und wenn man auch am Ende der Erde angekommen ist, so ist man doch so klug wie zuvor. — So etwas habe ich nie verstehen



können. Immer langsam und gemütlich, sage ich. Was liegt denn daran, ob du da bist oder dort?“

Solche Logik war nun allerdings gar nicht nach meinem Geschmack. Für mich war die Welt immer dort am schönsten, wo ich nicht war. Einmal, als es noch in weiter Ferne lag und der Nimbus des Exotischen darum schwebte, war mir Buenos Aires als das Ideal eines Aufenthaltsorts erschienen. Heute waren die Gedanken schon in Valparaiso, in La Paz, in Callao oder irgendwo sonst in weiter, weiter Ferne. —

Am nächsten Morgen war ich früh auf den Beinen. Der Geschmack der verschiedenen Gifte, die ich am Abend zuvor getrunken hatte, lag mir schwer auf der Zunge. ‚Der Menschheit ganzer Jammer‘ war mir in die Glieder gefahren, und kurzum: ich fühlte mich so mutlos und so niedergeschlagen, wie nur je ein armer Arbeitsloser in der Fremde. Es ging schon in die dritte Woche, daß ich mich vergeblich um eine Stelle bemühte. Wenig dachte ich, daß dieser graue Tag eine glorreiche Wendung bringen sollte. Als ich mürrisch über den Paseo de Julio ging, kam ein Gassenbube dahergelaufen und drückte mir einen Zettel in die Hand:

Caballero!

Wollen Sie zu Reichtum und Wohlstand gelangen? Wollen Sie Ihr Glück machen in Argentinien? Suchen Sie eine angenehme, gut dotierte, Ihren Kenntnissen entsprechende Stellung als Korrespondent, als Buchhalter, als Ingenieur oder Mechaniker?

Ich habe das, was Sie suchen. Mein Büro steht zu Ihrer Verfügung. Besuchen Sie mich noch heute!

Mauricio Silberstein,

Stellenvermittlung. Nur für Caballeros.

Mißtrauisch betrachtete ich den Zettel von allen Seiten. Caballeros suchte der Mann am Paseo de Julio! — Und er wohnte in der 25 de Mayo. — Das war auch keine Empfehlung! Immerhin konnte man es einmal mit ihm ver-

suchen. Nach den vorangegangenen Mißerfolgen war ich gerade in der Stimmung, in der selbst ein Gassenbube am Paseo de Julio mit dem Zettel eines Herrn Silberstein mir zur Not als Rettungsendel erscheinen konnte.

In einem alten, einstöckigen Gebäude, das mit vergitterten Fenstern gegen die Außenwelt hermetisch abgeschlossen war, wohnte Mauricio Silberstein. Eine riesige Tafel vor der Tür, auf der mit Kreide die schönsten Stellungen mit den verlockendsten Honoraren verzeichnet waren, ließ keinen Zweifel über diese Tatsache. Ein kleiner, halb verhungertes Junge führte mich in ein sehr großes, schmuckloses Zimmer, das selbst für argentinische Ansprüche einen ungewöhnlich spartanischen Eindruck machte. Nur zwei wunder schöne, glasumrahmte Bilder an den kahlen Wänden verkündeten, daß Herr Silberstein auch in Feuer- und Lebensversicherungen ‚machte‘. Ein düsteres Halbdunkel umgab alles ringsum, denn die Fenster waren wohl verbarrikadiert gegen einen Angriff der Hitze, die draußen auf der Straße brütete. Nur durch einen Spalt zwischen den Fensterläden drang ein heller Lichtstreifen, in dem tausend Staubkörner tanzten. Soweit die Dunkelheit es zuließ, war an Mobiliar nur ein Tisch und zwei Stühle zu erkennen, auf deren einem eine wohlbeleibte Dame mit schwarzen Augen, schwarzen, wirren Haaren und einer zitronengelben Gesichtsfarbe saß. Eine bunt gestickte Mantilla trug sie lose über der Schulter. Sonst war sie im tiefsten Negligé.

Ob Don Mauricio Silberstein zu sprechen wäre?

„Mauricio! — Morizche! 's ischt einer da!“

Ein unverständliches Gebrumm in einem Nebenzimmer war die Antwort.

„Nehmen Sie Platz!“ sagte die Dame mit sirenenhaft sein sollendem Lächeln und einer Gebärde auf den einzigen wackeligen Stuhl im Zimmer.



Nach einer Weile vernahm man das Schlürfen von Pantoffeln, und Don Mauricio erschien auf der Bildfläche. Er war ein alter, stark asthmaleidender Herr mit ausgeprägt semitischen Gesichtszügen. Die schwammigen, blau angelaufenen Backen zitterten bei jedem Schritt. Mit einem bunten Taschentuch wischte er sich die dicken Schweißtropfen von der niedrigen Stirne.

„Haben Sie Geld?“ fragte er ohne Umschweife.

„Geld?“

„Natürlich. Geschenk bekommt man nichts in Buenos Aires! Zehn Pesos kostet die Auskunft.“

Zehn Pesos! Das waren beinahe achtzehn Mark nach dem damaligen Kurs. Aber eine gute Stelle war damit wohl nicht zu teuer bezahlt.

Don Mauricio strich die zehn Pesos ein und blätterte dann bedächtig in seiner Briefmappe.

„Natürlich möchten Sie hinaus aufs Land. Das ist immer gut für den Anfang,“ sagte er nachdenklich. — „Wie wär's mit einer Stelle als Assistent bei einem Feldmesser? Drei Pesos für den Tag bei freier Verpflegung. Die Reise kostet sieben Pesos. Wenn ich Ihnen gleich die Fahrkarte besorge, können Sie heute nachmittag schon abreisen.“

„Ich weiß wirklich nicht, Herr Silberstein,“ — wagte ich zu bemerken.

„Was wissen Sie nicht?“

„Ob ich auch kompetent bin in dieser Arbeit.“

„Was kompetent! Als ob's darauf ankäme! Wenn Sie jetzt schon Angst haben, dann wären Sie lieber nicht erst von drüben gekommen. Hierzulande muß man jedem ins Handwerk pfuschen, ob's ein Zuckerbäcker oder ein Hufschmied ist. Wer ein ganzer Kerl ist, der bringt's dabei auch zu etwas, und um die anderen ist's nicht schade.“

So sprach Herr Silberstein, und dabei schaute er mich

so verächtlich an mit seinen großen, vorquellenden Augen, daß ich den Widerspruch auf der Stelle aufgab.

Freilich! Wie sonst sollte man auch zu etwas kommen? Bögernd zahlte ich auch diese sieben Pesos, die Don Mauricio ebenfalls einstrich, ohne eine Miene zu verziehen. Dann gab er mir den Fahrschein.

Als ich nach dem Gasthaus zurückkam, um meine Sachen zu holen, war es schon spät geworden, und die Kunden saßen schon um den akademischen Stammtisch und tranken Dünnebier und schimpften über das »Affenland«.

„Da kommt ja unser Sohn Benjamin!“ rief der lange Heinrich, als ich herein kam, „und strahlend, bei Gott, wie ein Fastnachtsteufel am Aschermittwoch! Hast dir wohl etwas ganz Gutes angetan? eine fette Stellung ausfindig gemacht? — Wo denn, wenn man fragen darf?“

„Bei einem gewissen Silberstein.“

„Bei Don Mauricio?“

„So heißt er wohl.“

„In der 25 de Mayo?“

„Ja.“

Da horchten die andern auf, und wie auf Kommando brachen sie alle in ein dröhnendes Gelächter aus. „Don Mauricio! — Ha Ha! — Ja, das ist der richtige!“ — Der lange Heinrich war es, der zuerst die Sprache wiederfand.

„Die Adresse hätte ich dir schon lange verraten können. Bei Don Mauricio kann man immer eine Stelle bekommen. Das ist keine Kunst. Und wenn du eine Frau und sieben Kinder hättest, und wenn du mit deinen sämtlichen Onkeln und Tanten und deiner ganzen Verwandtschaft angerückt kämst, so hätte Don Mauricio doch im Handumdrehen für alle etwas ausfindig gemacht. — Na, meinetwegen kannst du ja machen, was du willst. Der Herr läßt seine Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte; warum nicht auch



über den alten Silberstein? Wir sind ja alle einmal grün gewesen, und es muß ein jeder sich seine Hörner selbst ablaufen.“

\* \* \*

Fort eilte der Schnellzug. Schon lag Buenos Aires weit hinter uns. Nur noch von ferne ragten die Türme und die Schornsteine der Weltstadt in den wolkenlosen Himmel, über den eben die ersten Schatten der Abenddämmerung huschten. Vorbei ging es an dem Park von Palermo, in dem die roten Beeren von den Pfefferbäumen leuchteten, und an der Vorstadt Belgrano, wo weiße Landhäuser zwischen grünen Büschen und bunten Blumen hervorschauten. Dann wurde es allmählich stiller und eintöniger ringsum. Gelbe Stoppelfelder, graugrüne Wiesen, staubige Landstraßen, umsäumt von endlosen Stacheldrahtzäunen, hinter denen halbwildes Viehzeug dem vorübereilenden Eisenbahnzug nachschaute. Am dunkelblauen Himmel brannte die Abendsonne über der gelben, staubigen Landschaft. Das war die Pampa. —

Nach einer ungemütlichen Nacht in dem kalten Eisenbahnwagen war ich froh, wie ich beim ersten Dämmern des nächsten Tages am Ziel der Reise anlangte.

„San Pedro!“ rief der Schaffner.

Es war nicht gerade ein imponierender Bahnhof. Ein bescheidenes Stationsgebäude und ein paar lange, düstere Schuppen aus Holz und Wellblech. Das war die ganze Herrlichkeit. Von den Maisfeldern kam ein ländlicher Duft. Ein kleiner, grauer Esel stolzierte über den Bahndamm und tat sich an den Gräsern gütlich, die zwischen den Schienen wucherten. Wie still es hier war! Auf hundert Meter Abstand konnte man das Ticken des Telegraphenapparates hören.

Ich nahm meine Siebensachen zur Hand und marschierte durch den tiefen Sand einer breiten Straße nach der schönen Plaza, über der freundliche Pfefferbäume und stattliche Palmen ihre Häupter wiegten. In einer Fonda kehrte ich ein und erkundigte mich nach der Adresse, die mir Herr Silberstein aufgeschrieben hatte. Aber keiner der Anwesenden konnte mir Auskunft geben.

Mr. Smith? Ein Engländer? Niemand wußte etwas von dem Vorhandensein dieser Persönlichkeit. Ja, vor Jahren sei einmal ein gewisser Mister Smith hier gewesen, aber der war ein Yankee. Er handelte mit Patentmedizin, bis er eines Tages, nachdem er einen seiner Kunden vergiftet hatte, auf Nimmerwiedersehen verschwunden war. Eine Adresse habe er nicht zurückgelassen. — Und in der Avenida Sarmiento sollte mein Mr. Smith wohnen? Ja, die gibt's ja gar nicht! Die Gäste sahen einander mit vielsagenden Blicken an.

„Sind Sie schon lange in Argentinien?“ fragte mich der Fondero mit aufreizender Herablassung.

„Drei Wochen,“ antwortete ich kleinlaut.

„Das dachte ich mir schon,“ meinte trocken der andere.

Mich aber überlief es eiskalt. Wie, wenn dieser gerissene Herr Silberstein —

Während des ganzen Vormittags lief ich in dem Städtchen umher. Überall zog ich Erkundigungen ein. In den Fondas, in den Kaufläden, auf der Polizeiwache. Jeden Gassenbuben hielt ich auf der Straße an, aber niemand hatte je etwas gehört von dem Mr. Smith und noch weniger von der Avenida Sarmiento.

Ganz zerknirscht kam ich wieder zurück nach der Fonda, wo ich über einer Flasche Rotwein lange den finstersten Gedanken nachhing. So war ich also wirklich auf den plumpen



Kniff des ersten besten Bauernfängers hereingefallen! Wie ein großes Grünhorn hatte ich mich angestellt und nicht wie einer, der schon in allen fünf Weltteilen gewandert war! Aber dieser famose Herr Silberstein sollte mich erst noch kennen lernen! Postwendend wollte ich nach Buenos Aires zurückkehren und ihm persönlich einen Dankzettel verabreichen. Mit der Polizei wollte ich mich nicht erst lange aufhalten. — Aber die Reise kostete viel Geld. Mein letzter Centavo würde daraufgehen. Und dann? Lieber lebendig im Fegfeuer als ohne Geld in Buenos Aires! Was aber, um alles in der Welt, sollte ich gerade hier in diesem Neste anfangen? Es war wirklich ein Dilemma.

Glücklicherweise war der Fondero eine mitleidige Seele, die Verständnis hatte für meine Notlage.

„Können Sie schreiben, Caballero?“ fragte er teilnahmsvoll.

„Ein bißchen.“

„Und rechnen auch?“

„Ja, so ziemlich.“

„Aber Freund, warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Vorhin war nämlich ein Landsmann von Ihnen hier. Der sucht einen Recibidor für seine Dreschmaschine. Das wäre gerade eine Stelle für Sie!“

„Recibidor?“

„Natürlich — ja — gerade etwas für Sie!“

Mit einem Eifer, der eine Provision für die Vermittlung des Geschäfts vermuten ließ, nahm sich der Mann meiner Sache an. Er schenkte mir eine besonders starke „Caña“ ein und beschwor mich, doch ja nicht davonzulaufen, während er den Landsmann herbeiholen wollte. Nach kaum zehn Minuten kam er wieder zurück mit einem kleinen, grauköpfigen Mann im Schlepptau. Dieser redete mich in unverfälschtem Schwyzerdütsch an, und da ich darauf mit

meinem Elsäßerdeutsch anfang, waren wir bald gute Freunde. —

Wenige Stunden später zogen wir schon mit der Dreschmaschine hinaus in die Pampa. In dem tiefen Sand der ungepflügten Straße kam die schwere Lokomotive nur mühsam vorwärts, und bei Sonnenuntergang hatten wir eben erst die letzten Häuser des Städtchens hinter uns gelassen. Auf den heißen Tag war eine schwüle, gewitterdrohende Nacht gefolgt. Dicke, schwarze Wolken jagten über den Himmel, von dem nur ab und zu für ein paar Minuten der Vollmond sein weißes Licht über die Landschaft goß. Ein lauer Wind raunte in den Maisfeldern und spielte mit den roten Funken, die die geschäftige Maschine bei jedem Atemzug in die dunkle Nacht hinaus schleuderte.

Ach ja, fast hatte ich es vergessen über all' den anderen Erlebnissen dieses unruhigen Tages. Es war heute der Abend des 24. Dezembers. Der Weihnachtsabend.

Wir übernachteten auf der staubigen Landstraße. Es war, wie gesagt, eine drückend schwüle Nacht. Die Wolken schoben sich schwer vorüber. Dicke Regentropfen fielen einzeln herunter, und ich dachte mir, was wohl werden würde, wenn sie sich zu einem Landregen verdichteten, denn wir hatten weder Zelte noch sonst ein trockenes Plätzchen, da man sein Haupt hinlegen konnte. Alles in allem war es eine trübe, wenig weihvolle Weihnacht, und ich war froh, als endlich der neue Tag über der Pampa dämmerte. Bei Sonnenaufgang setzten wir unsere Reise fort auf der Landstraße, die schnurgerade nach Norden führte. Sie war heiß und staubig und überall aufgerissen von den kreuz- und querführenden Wagenspuren. Ode und eintönig war die Landschaft. Nur da und dort ein einsames Farmhaus hinter Gruppen von Pfeffer- und Akazienbäumen, oder ein goldgelbes Maisfeld, dessen hohe Stauden sich leise im Winde



wiegten. Und im übrigen, so weit das Auge reichte, nur graue, abgemähte Lein- und Weizenfelder. Der helle Sommertag lag blau über dem Lande. Auf den Feldern standen turmhohle Getreideschuber und warfen lange, schwarze Schatten auf die gelben Stoppeln.

Der Schweizer machte ein saures Gesicht bei ihrem Anblick. Die Aussichten für die Dreschmaschinen seien heuer schlecht. Im vorigen Jahre seien mindestens fünf große Haufen auf der Fläche gestanden, wo jetzt kaum einer stehe, und dabei sei das Korn beim Dreschen viel ausgiebiger gewesen wie in diesem Jahre. Die Hitze habe alles verbrannt, der trockene Wind habe die Feuchtigkeit aus dem Boden gesaugt, und an dem was übrig blieb, hätten sich die Heuschrecken gütlich getan. Die Pest solle in die Gesellschaft fahren! Wenn nicht bald ein ordentlicher Landregen komme, so sei es auch um die Maisernte geschehen, und dann könnten sich die Peone auf etwas gefaßt machen. Besorgt schaute er nach dem Himmel, der nach der regendrohenden Nacht wieder hell und blau geworden war. Die anderen stimmten ihm alle eifrig bei: Die Zeiten seien schlecht, und sie würden wohl noch viel schlechter werden.

Während des ganzen Tages zogen wir weiter auf der Landstraße wie eine bunt zusammengewürfelte Zigeunerbande. Ab und zu kamen wir an anderen Dreschmaschinen vorbei, die draußen auf den Feldern wie riesige Bienen in den Tag hineinsummten.

Dann bogen wir selbst seitwärts in ein Feld und machten uns an die Arbeit. —

Doch ich will nicht weiter im einzelnen erzählen. Wer schon einmal — sei es in Deutschland, sei es in Amerika oder irgend einem anderen Lande — auf einer Dreschmaschine gearbeitet hat, der weiß, daß das Leben dort nur Mühe und Arbeit ist. Lange, endlos lange Stunden der

Arbeit. Es gibt Leute, die da reden vom Acht-, ja vom Sechsstundentag! Wir — die Peone der Dreschmaschine — wir arbeiteten täglich unsere sechzehn und siebzehn Stunden. — Oder noch mehr! Der Mensch kann viel, wenn er muß. Drüben in Texas habe ich einmal einen alten Neger gekannt, der alltäglich eine Arbeitszeit von fünfundzwanzig Stunden absolvierte.

„Fünfundzwanzig Stunden pro Tag!“ So pflegte er zu sagen, „das ist zuviel für einen armen Nigger.“

„Fünfundzwanzig Stunden?“

„Ja, und keine Minute weniger!“

„Wenn aber der Tag bloß vierundzwanzig Stunden hat?“

„Nun ja! stehen wir nicht eine Stunde vor Sonnenaufgang auf?“

Nach solcher Rechnung ging unser Tagewerk noch weit über das erstaunliche Pensum von fünfundzwanzig Stunden hinaus. Kaum begann im Osten der erste Schimmer des Tages zu dämmern — das war ungefähr um drei Uhr morgens — so kam Nicola der Koch auf den Strohhäufen, wo wir übernachteten, und weckte uns auf mit seiner knarrenden Stimme.

„A la caña! A la caña, muchachos!“ rief er mit einer Stimme, die imstande gewesen wäre, die Toten am jüngsten Gerichte aufzuwecken und schwenkte dabei die Schnapsflasche, aus der jeder einen tiefen Schluck nahm. Dann ging es ohne weitere Umstände an die Arbeit.

Bei Tagesanbruch hatten wir schon mehr Arbeit verrichtet, wie mancher in einer ganzen Woche.

Es war ein phantastischer Anblick, wenn das gefräßige Ungehim in dunkler Nacht seine Arbeit begann. Wie die Teufel sahen die Leute aus, die im Lichte der verblassenden Sterne hoch oben auf dem Strohhäufen die Heugabeln hantierten und die Garben immer bündelweise in den unersätt-



lichen Rachen warfen. Der ganze Apparat zitterte und stöhnte und schraubte vor lauter Gefräßigkeit. Dicke Massen von Staub und Schmutz und Gehäcksel, die am hinteren Ende der Maschine hinausgeblasen wurden, lagen wie eine Wolke über der Erde und verpesteten die Luft in weitem Umkreis. Und wenn zuweilen ein Windstoß die roten Funken vom Motor herübersegte, dann entzündeten sich die kleinen Teilchen des verhackten Strohs in der Luft, und es gab das schönste Feuerwerk.

Schmutzige, widerwärtige Arbeit! Die umherfliegenden Sandkörner setzten sich beißend in der Haut fest, und der Staub überzog das Gesicht mit einer grauen Kruste, aus der das Weiß der Augen unheimlich leuchtete. Wer an der Dreschmaschine arbeiten will, der lasse die liebe Eitelkeit zu Hause. Am ersten Tage versuchte ich es nach getaner Arbeit mit dem Waschen in einem faulen Tümpel, in dem die Frösche quakten, aber damit erregte ich nur den Born und die Mißgunst meiner neuen Kameraden. Mit offenem Munde und gerunzelten Stirnen sahen sie dem Beginnen zu. „Seht euch den Gringo\* an! Der Mensch will sich wahrhaftig waschen! — Waschen! — Ja, amigo, warum tust du denn das? In einer halben Stunde bist du ja doch wieder so schwarz wie zuvor. In sechs Wochen, wenn wir wieder ins Pueblo zu den Señoritas kommen, ist immer noch Zeit genug für so etwas.“ Damals steckte in mir noch zuviel vom zivilisierten Menschen, um diese Weisungen wörtlich zu befolgen, aber später — nun ja, man verwildert schnell auf der Dreschmaschine. Wer hätte auch Zeit und Lust gehabt, zu irgend welchen Eitelkeiten und Hoffärtigkeiten in dieser Tretramühle, die einen von drei Uhr morgens bis neun Uhr abends in ihrem Banne hielt.

---

\* Etwas geringschägige Bezeichnung für germanische Einwanderer. Siehe auch Seite 116 ff.

Abends, nach getaner Arbeit, begann die Müdigkeit jedesmal wie ein Bleigewicht auf mich zu drücken, so daß ich kaum mehr Kraft und Lust genug hatte, um das Fleisch zu schneiden, von dem uns täglich unglaublich große Mengen vorgelegt wurden. Und wenn dann die Nacht richtig gekommen war, so hatte man keinen Platz, wo man sicher vor Wind und Wetter sein konnte. Und das war das schlimmste bei der Sache. Irgendwo draußen bei Mutter Grün (oder Grau) auf dem Strohhaufen oder auf den Stoppelfeldern, breitete man seine Decke aus im Vertrauen darauf, daß der Herr nicht regnen ließ auf die Gerechten. — Oft schon habe ich mich gewundert, warum man gemeinhin so absprechend von einem Hundeleben spricht, wo es auf dieser Erde doch so viele Menschen gibt, die lange nicht so gut aufgehoben sind, wie manche Hunde, die ich kenne.

Am ersten Tage schwor ich mir, daß ich es nicht länger als bis zum nächsten Abend aushalten wolle in dieser Hölle; am zweiten machte ich mich auf eine ganze Woche gefaßt. Nach acht Tagen biß ich die Zähne zusammen und beschloß, nicht eher fortzugehen, als bis sie mich am Ende der Saison mit einer Tasche voll Pesos entlassen würden. Nur jetzt nicht nachgeben! Nur jetzt nicht gleich beim ersten Anlauf die Flinte ins Korn werfen! Was blieb mir denn vorerst auch anderes übrig im Lande Südamerika, als diese Dreschmaschine? — Zurück nach Buenos Aires? Und dort sollte ich dann wieder so zweck- und ziellos in den Straßen herumlaufen und mich um Arbeit bemühen und doch keine finden? Dann wieder drei Tage arbeiten und drei Tage hungern und so fort und fort in alle Ewigkeit, wie einer von den schmierigen Peonen am Paseo de Julio? — Mir gruselte es allein schon bei dem Gedanken.

Bald war ich so abgestumpft, wie alle anderen. Mechanisch tat ich meine Arbeit, ohne im geringsten etwas dabei



zu denken. Mir war, als ob es auf der weiten Welt nichts mehr gäbe als diese Plackerei; als ob ich nie in meinem Leben etwas anderes gewesen wäre, als so ein spanischer Saisonarbeiter, bei dem das Geldverdienen ein Wettlauf ist zwischen dem Leben und dem Hunger und dem Tod.

Die anderen Arbeiter an der Maschine — es waren lauter spanische Peone — betrachteten mich von Anfang an mit unbegrenztem Mißtrauen. Ein Gringo an der Dreschmaschine! Das war sonst eine Seltenheit! Und wenn einmal einer sich dahin verirrte, so hielt er es sicher nicht länger aus wie drei Tage. Die Arbeit war ihnen zu schwer. Aber der da — madre dios — das konnte kein richtiger Gringo sein! Fast glaubte ich es selber, denn für solche Plackerei muß man schon den ganzen Stumpfsinn eines südländischen Arbeiters aufbringen.

Sonn- und Feiertage gab es nicht in unserem Kalender. Nur zuweilen, wenn der Motor heiß gelaufen war, oder irgend etwas am Apparat nicht klappte, gab es eine kleine Ruhepause. Dann verlegten wir uns aufs Matetrinken.

Mate ist ein aus einem in Paraguay vorkommenden Kraut, dem sogenannten Yerba Mate, gewonnener Tee, für den jeder echte Südamerikaner eine große Vorliebe besitzt. Das kunstgerechte Matetrinken ist eine Fertigkeit, die man sich erst nach längerer Übung aneignen kann. Man schüttet das grüne, gepulverte Kraut in eine kugelförmige Tasse, die man alsdann mit heißem Wasser anfüllt. Dann steckt man die „Bombilla“ durch die enge Öffnung der Tasse und saugt damit den Tee wie die Yankee's ihre „ice cream soda“. Solcher Mate ist ein Getränk von unleugbar erfrischender Wirkung. Für eine europäische Zunge schmeckt er jedoch zu meist abscheulich bitter. Nicht so für den Südamerikaner. Er ist unter allen Umständen ein leidenschaftlicher Mate-trinker. Die Tasse mit der Bombilla verfolgt ihn wie sein

eigener Schatten. Sie begleitet ihn bei der Arbeit. Sie ist seine Freude und Erholung in den Mußestunden. Er nimmt sie mit ins Bett und saugt sich in den Schlaf. Er kann schreiben oder Holz hacken mit der einen und Mate trinken mit der anderen Hand. Denn der Mate ist ein Stück seines eigenen Ichs. Ohne Mate mag er nicht leben.

Stundenlang saßen wir um das kümmerliche, mit trockenem Röhding mühsam unterhaltene Feuer. Die Mate-tasse wanderte von Hand zu Hand, und jeder tat der Reihe nach einen Zug aus der Bombilla. „Allà en España,“ sagte einer. Da horchten die anderen auf. Da kam ein Feuer in die müden Augen, und die Hände fingen an zu gestikulieren. Allà en España. — Sie begannen zu erzählen von Frau und Kind über dem großen Wasser; von den Ziegen, die sie im Stalle hatten, von dem Brot, das dort viel weißer und dem Wein, der so viel billiger sei wie hierzulande. Überhaupt Spanien — das sei noch ein Land für Caballeros! Sobald man einen Bagen Geld zusammen habe, ginge es wieder hinüber. Nur fort von hier! Nur nicht begraben werden in diesem Räuberlande!

Wenn sie sich ausgesprochen hatten, stimmte einer einen von den eintönigen spanischen cantantes an, und die anderen summteten dazu mit halblauter Stimme.

Me gustan todos, me gustan todos,  
Pero mi negro, pero mi negro  
Me gusta más.

Melancholisch spielte der matte Feuerschein auf den müden, abgearbeiteten Gesichtern.

Dann wanderten die Blicke vom Feuer hinweg nach dem Himmel, der noch immer in klarer und mitleidsloser Bläue erstrahlte, und einer fragte den andern, ob es denn nicht endlich, e n d l i c h einmal regnen wollte. Und was man wohl



anfangen sollte, wenn inzwischen die Maisernte verdorrte. Schon heute gäbe es zwanzigtausend Arbeitslose in der Provinz Santa Fe, und bis die Saison der Dreschmaschine vorbei sei, könnten es gut hunderttausend werden.

Ja, auch das Leben der kleinen Leute hat seine Tragödien! Da war z. B. Don Pablo, der Mann mit dem düsteren Gesicht und den schwarzen, tiefliegenden Augen. Er war kaum dreißig Jahre alt, aber er hatte bereits sieben Kinder und war schon zum sechsten Male in Amerika. In jedem Jahre war er mit unzähligen anderen übers große Wasser gefahren, um bei der Ernte zu helfen. Hin und zurück kostete ihn die Reise zweihundertfünfzig Pesetas, gleich zweihundert Mark, und doch erübrigte er noch genug, um während der Zeit das nötige Geld zum Unterhalt der Familie nach Spanien zu schicken und obendrein noch die tote Saison im süßen dolce far niente unter den andalusischen Palmen zu verbringen. Diesmal aber war die Rechnung falsch gewesen. „Ja, du hast gut reden,“ sagte er zu mir, als ich ihn zu trösten versuchte, „du bist jung und gesund und hast keine Familie zu ernähren. — Aber was meinst du wohl, wie es unsereinem ergehen wird? Da sitzt man hier in Amerika auf dem Pflaster, derweilen zu Hause Frau und Kinder nichts zu essen haben. — Und was glaubst du wohl, was die von mir denken werden, wenn ich kein Geld mehr schicke und auch nicht zurückkomme? Sie werden glauben, ich sei irgendwo gestorben und verdorben in diesem Affenlande, und Doña Elvira — das ist meine Frau — wird sich einen andern nehmen. Ja, das wird sie, denn was sonst soll sie anfangen?“

„Du kannst ihr ja schreiben.“

„Schreiben? Por dios! Wann soll ich denn das gelernt haben? Wenn man von seinem sechsten Jahre an sein Leben selbst verdienen muß, ist man froh, wenn's mit der

Wissenschaft bis zu einem Vaterunser und einem Rosenkranz langt und einer Bitte an die heilige Jungfrau für die Erlösung aus dem Fegfeuer.“ —

Das ist die Geschichte von Don Pablo. Sie paßt auch auf Don Felipe, auf Don Pedro, auf Don Francisco und hunderttausend andere, die zur Erntezeit die argentinische Pampa bevölkern. Soll ich die Geschichte der Doña Anna erzählen? Ich will es lieber nicht tun, denn ich komme dabei ins Plaudern und werde nie mein Garn zu Ende spinnen. —

\* \* \*

Ode und reizlos, wie die Pampa selbst, ist das Landleben in Argentinien. In diesem Lande, wo ein Drittel der Bevölkerung in der Großstadt wohnt und das platte Land sich einsam und eintönig in endlose Fernen erstreckt, gibt es nichts, aber auch gar nichts, das an die idyllische Beschaulichkeit der ländlichen Gegenden Europas gemahnt. Keine alten, verträumten Landstädtchen, wo die schiefen Häuser mit ihren mittelalterlichen Giebeln durcheinanderstehen wie in einer Kumpelkammer, keine winkligen Dorfgassen mit holprigem Pflaster, auf dem wilde Kinder spielen, keine fetten, blumenbesäten Wiesen am Rande schwarzer Wälder, keine blühenden Obstgärten und keine blauen, dunstumben Hügeln, über denen Sonntags die Kirchenglocken läuten. Hier ist alles grau und nüchtern, flach und eben. Alles auf die Jagd nach den Pesos eingestellt. Der Argentinier, oder vielmehr das Gemisch von Menschen in dem brodelnden Herdenschüssel, aus dem dereinst die argentinische Nation hervorgehen soll, ist im allgemeinen kein Freund des Landlebens mit seiner stillen Selbstzufriedenheit. Wie alle Südländer — und wohl auch nicht wenige von denen, die in nördlicheren Zonen zu Hause sind — so liebt er vor allem Prunk



und Land und ein abwechslungsreiches Dasein inmitten des brausenden Stadtlebens. Kino, Kaffeehaus, Pferderennen und all die anderen Reize der Großstadt ziehen ihn unwiderstehlich an. Auf's Land geht er nur, wenn er muß. Warum sollte er auch? Mit der Aussicht, sich ein eigenes Heim zu gründen, der einzigen, die einen Mann auf's Land hinaustreiben und dort auf die Dauer festhalten könnte, ist es nicht allzugut bestellt. Denn auf diesem Lande liegt der Großgrundbesitz wie ein Fluch. Von jeher war der scheinbar unerschöpfliche Besitz an unangebauten Staatsländereien eine Hauptwaffe der jeweiligen Machthaber gewesen, die sie in freigebigster Weise an ihre Parteigänger, und nicht zuletzt auch an die verschiedenen präsidentlichen *cuñados* und *conpadres* verschleuderten. So kam es, daß gerade die Ländereien in den schönsten und fruchtbarsten Gegenden sich zu Domänen zusammenballten von einem Umfang, der nach europäischen Begriffen geradezu phantastisch anmutet. Du kommst auf deinem Wege an einer stattlichen *Estancia* vorbei, mit weitläufig angelegten herrschaftlichen Gebäuden unter dem Schatten stolzer Pfefferbäume, und du wunderst dich, wem wohl das Anwesen gehöre. Es ist Don Francisco's *Estancia*. Du wanderst ein paar *Leguas*\* weiter und kommst zu einer anderen *Estancia*, die ebenfalls Eigentum des Don Francisco ist. Du kommst an einem Duzend einsamer *Chacras* vorbei, und der mürrische *Chacarero* wird dir immer wieder dasselbe sagen: „Der Herr, der Patron ist Don Francisco. Alles Land hier in der Gegend gehört ihm. Zehn *Leguas* nach Norden, zehn *Leguas* nach Süden. Don Francisco ist sehr reich; so reich, daß er in seinem ganzen Leben sein Geld nicht zählen konnte.“ Er besitzt zehn *Estancias*, fünf *Ranchos* und hundert *Chacras*, von denen jede groß genug ist für ein ansehnliches deutsches Rittergut. Du kommst in

\* *Begua* = eine (spanische) Meile, = 5 Kilometer.

eine andere Gegend, wo Don Francisco sich vielleicht in einen Don Manuel oder einen Don Felipe oder „algungles“ irgend einen Engländer, verwandelt hat. Bald ist er Senator, bald ein Deputierter, bald ein Lebemann in Buenos Aires, aber immer ist er sehr reich und immer besitzt er Ländereien, die groß genug wären, um damit ein kleines Königreich in Europa zu dotieren.

Don Francisco wohnt zumeist in Buenos Aires in einem jener greulich imitierten italienischen Palazzi an der Avenida Alvear, wenn er nicht gerade in Paris oder London weilt. Seine Güter kennt er nur vom Hörensagen. Er weiß nur, daß sie groß sind, daß sie ihm ein angenehmes Leben ermöglichen und daß sein Gerente neben der des Herrn auch seine eigene Tasche füllt. Er weiß es, aber er sieht es nicht. Denn Don Francisco ist ein Cavalier

Dagegen sein Chacarero! Auf der ganzen Erde gibt es keine Existenz, die sich so eintönig abwickelt wie die seine. In dumpfer Weltabgeschlossenheit der grauen Pampa verlebt er seine Tage; ein moderner Robinson Crusoe. Er hat keine Freude an seiner Arbeit, keine Liebe zu seinem Vieh, ja selbst nicht zu dem Boden, den er bebaut. Die Landwirtschaft ist ihm nur ein Rechenezempel. Mehr Weizen, mehr Pesos. Die Hälfte der Ernte muß er dem Grundherrn abgeben, der Ertrag der anderen Hälfte genügt bei seiner Bedürfnislosigkeit, um ihn mit einigem Glück nach wenigen Jahren ans Ziel seiner Sehnsucht zu bringen: eine geruh-same Existenz als wohlbestallter porteño in Buenos Aires, ein debito de vino in Rosario, ein Bramladen an der Via XX Settembre in Mailand, ein Handel mit Gipsfiguren und Ansichtskarten am Corso Emanuele zu Neapel. So ist ihm der Aufenthalt auf der Chacra eine Art Fegefeuer, durch das er sich ein Plätzchen im Himmel der Reichen verdienen will, ohne daran mehr Mühe und Kosten zu ver-



schwenden, als unbedingt notwendig ist. Jrgendwo drinnen in dem unendlichen Meer der wogenden Weizenfelder, hinter einem Wäldchen von wild wachsenden Akazien und Eukalyptusbäumen erhebt sich das weiße, einstockige Häuschen. Ost ist es nicht viel mehr als eine Hütte. Das flache Dach ist lech und schadhast; die Fenster sind kahl, und im Innern nicht viel mehr Mobiliar, als der irdene Wasserkrug auf dem Tische und der unvermeidliche Matekessel über dem glimmenden Feuer. Alles liegt regungslos in der flimmernden Hitze. Nur das Klacken der Windmühle am Wassertank klingt eintönig, wie das Pendel eines Uhrwerks, durch die Stille des heißen Nachmittags. Die Fliegen summen vor dem Moskitoneß. Ab und zu knurrt ein Hund wie im Traum. Hinter einer Umzäunung aus Stacheldraht stehen kleine, struppige Pferde und langhornige Stiere und schauen gelangweilt auf die unordentlich umherliegenden leeren Konservbüchsen, mit denen sich die Hühner zu schaffen machen. Selten nur ist ein Stall mit Milchkühen oder gar ein Gemüsegarten vorhanden. Er, — der Chacarero, — der ein Land von der Größe eines ansehnlichen Ritterguts bewirtschaftet, pflanzt nicht genug Gemüse, um seinen eigenen Küchenbedarf zu decken. Alles — selbst die Milch und das Obst — muß er in konserviertem Zustande aus dem Kramladen des oftmals viele Meilen weit entfernten Pueblo holen. Warum sollte er sich auch mit alledem abmühen? Warum sollte er einen Stall bauen und einen Gemüsegarten anlegen? Es käme ihm ja doch nicht zugute. Don Francisco, der Herr, hätte den Vorteil davon, und der ist ohnehin schon reich genug.

Nur da und dort, wo geschlossene Kolonien von europäischen Einwanderern sich niedergelassen haben, wie z. B. in den blühenden Schweizeransiedlungen der Provinz Santa Fe, findet man europäisch anmutende Dörfer mit ansehn-

lichen Bauernhöfen, die sich breit und behaglich in der Ebene ausdehnen. Eines Tages führte uns unsere Wanderung nach einer derartigen Kolonie von französischen Schweizern, wo freundliche Weingärten die Straße säumten und stattliche Landhäuser hinter Obstbäumen hervorschauten. Der Capataz, der hier zu Hause war, ließ die Arbeit an der Maschine einen Tag aussetzen und nahm mich mit zum Besuch bei seiner Verwandtschaft. Während des ganzen Nachmittags saßen wir in der sauberen Stube und ließen es uns gut sein über Kaffee und Kuchen und anderen, ach so lange nicht mehr gekannten Genüssen. Die roten Blumen leuchteten in den Töpfen auf dem Fenstergesims. Der blanke Sonnenschein tanzte in flüssigen Ringeln auf der bunten Tischdecke. Monsieur brachte den Wein, und Madame sorgte für die anderen leiblichen Bedürfnisse.

Aber am Abend, als das Mondlicht wie eine Schneedecke über den Feldern lag, da verkroch ich mich in meinem primitiven Strohlager neben der Dreschmaschine und träumte von allerlei wunderschönen Dingen, bis dann morgens, noch vor Tagesanbruch, die Stimme des die Schnapsflasche schwingenden Nicola mich aus dem Schlafe weckte: „A la caña, muchachos — —!“

So war langsam ein Tag um den anderen vergangen. Endlos lange Tage und Wochen, die sich zu Ewigkeiten verzerrten. Täglich wunderte ich mich aufs neue, daß ich immer noch hier war. Aber eines Tages kam doch der ersehnte Augenblick.

An einem wunderschönen Spätsommertag kehrten wir wieder nach dem Pueblo zurück, wo jedem von uns ein Bündel sauer verdienter Pesoscheine ausgehändigt wurde. Die Peone eilten nach den umliegenden Kneipen, wo sie sich bei Wein und Caña einen guten Tag machen wollten. Die Dreschmaschine aber verschwand in einem großen, grauen



Schuppen, in dem sie bis zur Eröffnung der nächsten Arbeitszeit in beschaulicher Untätigkeit ihre Tage zubringen sollte. Ich habe ihr keine Träne nachgeweint.

In dem großen Kramladen an der Plaza zahlten sie uns die Pesos aus. Auf meinen Anteil fielen hundertfünfunddreißig Pesos, die ich stolz in meine Brieftasche steckte. Man glaubt gar nicht, wie hart ein Dollar sich anfühlt, wenn man lange keinen mehr gesehen, was für ein Schatz ein Peso ist, wenn der Schweiß der Dreschmaschine daran klebt!

Lange lief ich ziellos umher in den sonnigen Straßen. Es war ein schöner Tag. Die laue Spätsommerluft lag weich und schmeichelnd in den Gassen, und der Sonnenschein spiegelte sich in den Fensterscheiben. Argentinien war auf einmal wieder ein ganz wunderschönes Land.

In einer hinter den Pfefferbäumen auf der Plaza fast versteckten Fonda kehrte ich ein. Der Fondero der — tout comme chez nous — behäbig und breitspurig in der Tür stand, betrachtete mich mißtrauisch.

„Was wünschen der Caballero?“ fragte er zögernd, „und wo kommen Sie her?“

„Aus der Pampa.“

„Aus der Pampa! por dios, da haben Sie wohl einen schönen Bagen Geld verdient!“

Vertraulich klopfte er mir auf die Schulter.

„Kommen Sie herein, mein Freund, das Haus steht zu Ihrer Verfügung. — Und was ich noch sagen wollte: Nehmen Sie sich etwas in acht in der Gegend. Das kann man hier gar nicht genug tun. San Pedro, müssen Sie wissen, ist eine feine Stadt, eine noble Stadt, eine aufblühende Stadt, und es sind alles nur untadelige Caballeros, die hier wohnen; aber es gibt auf dieser Erde allerlei Caballeros, und gerade dort unten in den Kneipen und

Tangobuden an der Barranca, da gibt es eine besondere Sorte von Caballeros, die es mit dem Mein und Dein nicht allzu genau nimmt. Da muß man höllisch aufpassen, Caramba! Und überhaupt: es gibt mir jedesmal einen Stich ins Herz, wenn ich einen jungen Menschen so leichtsinnig mit einer Tasche voll Geld herumlaufen sehe. Bei mir, Caballero, wäre das alles vorerst viel besser aufgehoben.“

Wie er das so sagte mit seiner wohlwollenden Bieder-  
mannsmiene, war ich fast versucht, an die Echtheit seiner väterlichen Besorgnis zu glauben, aber im Gedanken an Don Mauricio und die verschiedenen anderen weitherzigen Caballeros, die ich in diesem Lande angetroffen hatte, fand ich es doch für geraten, die schwer erworbenen Pesos vorerst nicht aus der Hand zu geben.

Nachdem ich mit Hilfe von viel Seife den äußeren Menschen wieder einigermaßen hergestellt hatte, kam ich mir wieder ganz manierlich vor. Als ich aber einen Blick in den großen Wandspiegel warf, da erschrak ich fast vor mir selber. — Dieser verwegen dreinschauende, von der Sonne nußbraun gebrannte spanische Peon mit den schwarzen Augen und den wilden Haaren unter dem wetterzerzausten Hute — das war ich? — Ach, man verwildert schnell unter fremder Sonne! —

Das Hotel, in dem ich wohnte, war sündhaft teuer, selbst in diesem klassischen Lande der hohen Hotelpreise. Wäre ich eine haushälterisch veranlagte Natur gewesen, so hätte ich mich nach einem billigeren Unterkommen umgeschaut, aber das Verlangen nach einem menschlichen Dasein war stärker als alle Vorsicht. Tagsüber, wenn die Hitze in den Gassen brütete, saß ich bei dem plätschernden Springbrunnen unter den duftenden Oleandern im Patio des Gasthauses und vertiefte mich in die Zeitungen. So wie sie aus Buenos Aires



kamen, las ich sie alle; die »Nacion«, die »Razon«, die »Epoca«, die »Argentina«, die dickleibige »Prensa« las ich aus, von vorn bis hinten, und das will schon etwas heißen! Ein Zeitungswurm bin ich immer gewesen, und man kommt aus seiner Haut nicht heraus, selbst wenn man sechs Wochen an der Dreschmaschine gearbeitet hat.

Der Fondero schaute kopfschüttelnd diesem Beginnen zu.

„Warum tuen der Caballero dieses?“ fragte er vorwurfsvoll, „es steht doch in einer genau das, was in der anderen steht, und das meiste ist gelogen.“

Als alle Ermahnungen nichts nützten, kam er mit einem verstaubten Buch, dessen Lektüre er mit einem Niagara von Worten im farbenreichsten Kastilianisch anpries. Es war der Don Quigote.

Die Irrfahrten des Ritters von der traurigen Gestalt sind nicht leicht zu lesen für einen, dessen spanische Sprachkenntnisse — wie damals die meinen — noch auf schwachen Füßen stehen; hat man sich aber erst einmal hineingelesen, so kann man darüber Zeit und Stunde und alle Zeitungen vergessen. Man kann darüber lange Tage verträumen, in denen man wahrhaftig Notwendigeres zu tun hätte. Nur ab und zu schaute ich auf von den Abenteuern des Sancho Panza und versuchte mir zu überlegen, was nun eigentlich werden sollte. — Zunächst, so dachte ich mir, würde man wohl nach Rosario gehen, nach Santa Fe, nach Paraguay, nach Bolivien, nach Chile und dann immer noch weiter! Die Welt war ja so groß und so schön — ja, und morgen war auch noch ein Tag.

Des Abends aber, wenn der kühle Pampawind das Leben in dem verschlafenen Städtchen zu neuer Tätigkeit ansachte, wenn unter den breiten Baumkronen und den sächelnden Palmenwedeln auf der Plaza die gefallsüchtigen Señoritas ihre bunten Mantillas zur Schau trugen und

aus den Winkeln ihrer schwarzen Augen mit den Caballeros liebäugelten, die mit dem billigen Strohhut und dem noch billigeren Zigarillo, aber mit einer Miene ‚Was kost' die Welt' vorüberschritten —, an solchen schönen Sommerabenden wanderte ich oft durch die halb erleuchteten Gassen nach dem Almacen des Schweizers, wo auf Seifenkisten, Heringsfässern und Haufen von neuen Sätteln und Baumzeug die Nachbarnleute zusammensaßen, um die politische Lage zu besprechen. Sie hatten alle eine ausgesprochene politische Überzeugung, und sie scheuten sich nicht, diese in drastischer Weise zum Ausdruck zu bringen. Der Bundespräsident Saenz Peña sei eine Schlafmütze, die Senatoren seien Spitzbuben, die Deputierten ein Pack von Narren, und überhaupt würde man ein gutes Werk tun, wenn man die ganze Gesellschaft an den Galgen beförderte. Da diese Weltumstürzler schon um neun Uhr schlafen gingen, blieb mir immer noch Zeit zu anderen nächtlichen Spaziergängen. Namentlich zog es mich immer wieder nach der hohen Uferbank, von wo man zu seinen Füßen den Rio Parana überblickte, der die gelben Fluten mit majestätischer Ruhe talabwärts wälzte. Dort unten lag an einer Landungsbrücke eine schmucke Segeljacht, die durch ihre feinen Linien jedes seemannische Auge erfreuen mußte. Sie gehörte einem reichen Engländer, der auf einer Europareise begriffen war. Die Versorgung der Jacht hatte er einem jungen Tiroler namens Hans anvertraut. Mit diesem Hans — weiß der Ruckuck wie er sonst noch geheißen hat — wurde ich schnell bekannt, und wir machten zusammen manche nächtliche Segelpartie. Das waren reizende Stunden. Nirgendwo läßt sich's so schön träumen, wie draußen auf dem offenen Wasser, wenn der Nachtwind in den Segeln murmelt, wenn die Wellen leise vorüberrauschen und der Mond eine silberne Straße durch das Wasser zieht. — Hans hatte immer große Pläne. III-



nächtlich legten wir an dem Schoner an, den er vor kurzem von einem Italiener für billig Geld erworben hatte. „Das ist gerade der Kasten, den wir brauchen,“ pflegte er zu sagen, „wir werden ihn ‚auffixen‘, so daß ihn kein Mensch mehr wiedererkennen wird. Und wenn wir Geld genug haben — du und ich —, dann werden wir hinunter nach Montevideo fahren und von der Jagd und dem Fischfang leben. Ein bißchen Schmuggel werden wir auch noch betreiben. Und dann“ — — seine Zukunftsträume gingen bis nach der brasilianischen Küste, bis nach Punta Arenas, nach der Südsee — nach Samoa.

Natürlich ist nie etwas geworden aus alledem, was wir großen Kinder dort im Banne der Zaubernächte auf dem Rio Parana zusammengeträumt haben. — Auf dem Rio Parana? Oder in Neu York? Oder in San Francisco? Oder in Sidneh? Oder — im Eismeer? — Ach, es ist aus allem nicht viel geworden! — Und doch — und doch — Was wäre das Leben ohne die Träume!

## An den Ufern des Parana.

Ankunft in Rosario. — Die Fonda XX Settembre. — Trabajo! — An der Wasserlante. — Wie die Reise nach Kapstadt zur Fahrt nach Corboba wurde. — Auf der Estancia. — Der mißliebige »Gringo«. — Fieber. — Die Zeiten werden immer schlimmer. — Fabrikarbeiter. — Eine südamerikanische Kundenpenne. — Etwas von Methusalem und anderem Gelichter.

Vor vielen Jahren habe ich einmal auf Long Island auf einer Farm gearbeitet. Ich war damals noch ein hübscher und zugänglicher Junge, und da ich außerdem ein gar so junges und unerfahrenes Grünhorn war, fühlte sich der alte Farmer für all mein Tun und Lassen verantwortlich wie für das seines eigenen Kindes. Oftmals, wenn wir draußen auf dem Maisfeld unter den schattigen Baumhecken vor der

Mittagshitze Zuflucht gesucht hatten und dabei den sauren Apfelwein aus dem kalten Krüge tranken, packte er allerlei hausbackene Lebensweisheit aus. Er hatte die den Land-  
leuten eigene Kunst, mit wenig Worten viel zu sagen. Viele  
seiner Aussprüche habe ich bis heute behalten, aber nur  
wenige habe ich beherzigt.

„Jeder Narr kann Geld verdienen,“ pflegte er zu sagen,  
„aber das Zusammenhalten — das ist die Kunst.“

So ist es. Was haben die Narren von ihrem Geld?  
Nutzlos verzetteln sie es da und dort für Dinge, mit denen  
sie nichts anfangen können. Sie tragen die Nase hoch und  
klimpeln mit den paar Bazeln in der Hosentasche. Und  
wenn sie ganz große Narren sind, so erzählen sie den lieben  
Freunden von ihrem Reichtum, damit diese ihnen helfen  
mögen, das Geld an den Mann zu bringen. Und am Ende  
haben sie weder Geld noch Freunde und erheben alsdann  
ein großes Geschrei über die Schlechtigkeit der Welt und der  
Menschen.

Ich selber habe Menschen kennen gelernt, die es so  
machen. —

Im letzten Kapitel habe ich von einem schönen Hotel  
erzählt, von einem wunderhübschen Patio und einem sehr  
gedankenlosen Menschen, der dort unter dem Schatten der  
duftenden Oleander beim plätschernden Springbrunnen den  
Don Quixote las und darüber Zeit und Stunde vergaß. —  
Ach, es war nur eine kurze Herrlichkeit! Nun fuhr ich im  
Schnellzug nach Rosario und zählte die Pesos in meiner  
Briefftasche. Jeden der schmutzigen Scheine glättete ich säu-  
berlich und legte ihn sorglich beiseite. Dreimal zählte ich  
meine Barschaft, aber es wollte und wollte nicht mehr werden  
als etwa dreißig Pesos. Lumpige dreißig Pesos! Das  
konnte mich bei größter Sparsamkeit etwa drei Wochen  
lang über Wasser halten, und es war sehr fraglich, ob sich



bis dahin etwas für mich finden würde; denn nach allem, was man hörte, waren die Zeiten schlecht, und die Arbeitslosen lagen zu Tausenden auf den Straßen. Mißmutig schaute ich zum Fenster hinaus auf die vorüberhuschende Landschaft, auf die großen Viehherden in den dürren Weiden und auf die gelben Stoppelfelder, die sich endlos in der Ebene erstreckten. Grau und kalt schien mir die Welt selbst in diesem Lande des blauen Himmels und der brennenden Sonne. Während ich noch diesen trüben Gedanken nachhing, fuhr der Zug über holperige Weichen; die weißen Häuser der Vorstadt wuchsen aus der flachen Ebene heraus. Schon liefen wir in die Bahnhofshalle von Rosario ein.

Ich hatte keine Mühe, ein „populäres Gasthaus“ ausfindig zu machen, denn es wimmelte von Fondas, Posadas und Osterias, vor denen Scharen von Spaniern und Italienern herumlungerten, die ebenso heruntergekommen aussahen, wie ich selber. Bescheiden nahm ich mit einem italienischen Gasthaus vorlieb, das selbst in dieser ärmlichen Umgebung noch etwas zweitklassig aussah, dem Ristorante XX Settembre. In dem sehr großen Speisesaal lag das Sägemehl fingerdick auf dem Boden. An der Wand hing ein von Tabakrauch geschwärztes Garibaldibild, eine grün-weiß-rote Fahne und ein Freiheitsengel, der aussah wie ein Schlangemensch. Brotkrumen und Rotweinflecken bedeckten die rissigen Wachs­tuchüberzüge auf den langen Tischen. Zerlumpte Italiener saßen Kopf an Kopf und löffelten ihre Polenta und hielten dazu ihre Zungen in schnatternder Bewegung. Über allem lag aber ein dicker Dunst von blauem Tabakrauch, von billigem Rotwein und widerlich duftenden Speisereften. Das alles war nicht sehr einladend; aber wer eine empfindliche Nase hat, der gehe lieber gar nicht erst auf die Wanderschaft.

Ich setzte mich an einen der langen Tische, zwischen einen dunkelhäutigen Spanier und einen italienischen Gassen-

jungen, der eben erst von drüben gekommen war und nun aus lauter Heimweh dicke Tränen in seine Polenta weinte. Ein Kellner in einer schmutzigen Jacke, die einmal weiß gewesen war, setzte mir ohne weiteres eine Schüssel Polenta vor, dazu ein Buchero\* und ein Beefsteak, das in seiner Größe noch erheblich über den Rand des Tellers hinausragte. Alles das ausgiebig gewürzt mit einem Viertelliter Öl und einer Handvoll von dem roten spanischen Pfeffer, der gleich dem höllischen Feuer in den Eingeweiden brennt. Über dem Essen war es stockdunkel geworden. Die Gäste hatten sich verzogen, und die Pikkolös waren dabei, die Stühle auf den Tisch zu stellen. „Ein bißchen fix da!“ fuhr mich einer an, „mach' daß du fertig wirst. Wir machen hier keine Überstunden.“

Trotzdem ich sehr müde war, wollte es in jener Nacht mit dem Schlafen nicht recht gelingen. Das „Schlafzimmer“ war ein düsterer Bretterverschlag ohne Fenster noch sonst irgend welche Ventilationsvorrichtung. Eine dicke, verpestete Luft nahm einem fast den Atem. Es war ein Glück, daß man bei der ägyptischen Finsternis die Betten selbst nicht sehen konnte. Wer weiß, wie viele Generationen von Peonen — daß ich mich doch immer noch bei derartig lächerlichen Vorurteilen ertappte! Fast verzweifelte ich daran, je ein ordentlicher Argentinier zu werden.

Bald wurde die Hitze unerträglich. Der Schweiß strömte aus allen Poren. Dicht neben mir lag ein Spanier, der sich nicht genug tun konnte im Västern und Fluchen. Er fluchte auf die Heiligen, er fluchte auf die Hostie, auf die Sakramente, auf die Jungfrau Maria und tausend andere Dinge; so schön, so herzhaft und so bilderreich, wie man eben nur im waschechten Spanisch fluchen kann. Die anderen Schläfer in dem Raume — es waren wohl ihrer fünfzig —

\* Buchero = stark gepfeffertes Fleischgericht, ähnlich dem ungarischen Gulasch.



wurden auffällig und fluchten auf den Spanier. Einer fing an, aus reiner Opposition auf der Mundharmonika zu spielen, wodurch sich jedoch ein in meiner Nähe liegender baumlanger Italiener nicht abhalten ließ, so laut zu schnarchen, daß die Wasserflasche auf dem Tische zitterte, und kurzum: es war fürchterlich! Während der ganzen Nacht habe ich kein Auge zugemacht. —

Wer nicht schlafen geht, wird früh aufstehen. Wäre ich klug und vorausschauend gewesen, so hätte ich mich am nächsten Morgen gleich auf die Arbeitsuche gemacht, denn es sind — wie man zu sagen pflegt — die frühen Vögel, die die Würmer fangen. Aber Rosario ist eine viel zu interessante Stadt, als daß man sich hier nicht vorerst einmal umsähe. Den ganzen Tag über lief ich aufs Geratewohl durch die geschäftigen Straßen, durch die stolzen Palmenalleen in den öffentlichen Anlagen, wo an warmen Sommerabenden die letzte Pariser Eleganz lustwandelt, und durch die grauen, nüchternen Vorstädte, wo rußige Fabriken in den Tag hineinlärmen und barfußige Kinder auf den schmutzigen Haus-treppen sitzen. Der Instinkt des wandernden Volkes führte hinunter zum Hafen.

Ich habe immer eine Vorliebe gehabt für das summende Leben an Hafenkais, wo die Schiffe aller Herren Länder nebeneinander liegen, wo Ketten klirren und Fässer rollen, heisere Kommandorufe einander jagen und wo die schwerfälligen Dampfkräne geschäftig schnauben.

Da breitete sich der Parana in seiner ganzen Größe. Die gelben Fluten wälzten sich langsam und majestätisch vorüber. Ein blauer Dunst lag fein über dem Wasser. Unaufhörlich rasselten die Dampfkräne der großen Überseedampfer. Sie packten die schweren Quebrachoblöcke und ließen sie surrend in dem uner sättlichen Schiffsrachen versinken. Flinkte Motorboote durchpflügten pfeilschnell das gelbe Wasser. Über-

all ein geschäftiges Leben, und über allem Leben der heiße Atem einer hastigen Zeit.

Vor dem Gittertor einer Raianlage stand dicht gedrängt eine Schar von Männern in Arbeitskleidern.

„Die warten hier auf Arbeit beim Schiffsladen,“ sagte ein Vorübergehender auf meine Frage. „Sie verdienen ein Heibengeld, fünfzig Centavos pro Stunde.“

Fünfzig Centavos! Die konnte ich mir auch verdienen. Also stellte ich mich in Reih und Glied zu den anderen.

Wir standen und warteten mit stoischer Ruhe und mit einer Geduld, die man nur bei hungrigen Arbeitslosen finden kann. Zwei Stunden lang stand ich schon auf demselben Fleck und starrte noch immer unverwandt auf das große eiserne Gittertor. Die anderen, die sich hier aufhielten, machten ihre Bemerkungen. Draußen im Strom läge ein großer Dampfer mit einer Zuckerladung. Der müsse nun bald längsseit kommen und mit dem Löschen der Ladung beginnen. Dann brauche man wohl fünfzig Mann; vielleicht aber nur ein Duzend, wenn die Mannschaft mithelfe. Möglicherweise müsse man auch warten bis morgen, oder bis übermorgen. Unter Umständen könnte eine ganze Woche vergehen, bis man wieder jemand einstelle. Das müsse man schon riskieren. Das Herumstehen und Warten gehöre eben mit zum Handwerk. Die Sonne war inzwischen immer höher gestiegen. Die subtropische Hitze lag heiß über dem unebenen Pflaster. Ein heißer Wind fegte den Staub der Straßen über den weiten Platz. Und wir warteten immer noch.

„Hast du deine neue Karte schon geholt?“ fragte mich einer, der schon zwei Stunden lang getreulich an meiner Seite ausgeharrt hatte.

„Die Karte?“

„Nun, die von der Union. Was denn sonst?“

„Von der Union?“



„Ja, gehörst du denn nicht dazu?“

„Noch nie davon gehört!“

Der andere machte ein Gesicht, als ob er ein Gespenst gesehen hätte.

„Madre dios!“ rief er aus, „du gehörst nicht zur Union? Ein Wilder bist du! Und dann kommst du hierher und willst Arbeit haben? Ja, bist du denn verrückt?“

Die anderen griffen das Wort mit Begierde auf. Was? Ein Wilder! Was will der Mensch hier? Schlagt ihn tot! Hundert Hände ballten sich zu drohenden Fäusten, und es hagelte Flüche im bilderreichsten Kastilianisch. Der Chor der Stimmen wuchs zum Orkan.

Ein Wilder, ein Verräter, pfui Teufel!

Plötzlich erschien, wie aus dem Boden gewachsen, ein Mann auf der Bildfläche, der offenbar etwas zu sagen hatte in diesem Kreise, denn augenblicklich trat Totenstille ein. Ein langer, dürrer westindischer Mulatte mit langen, affenartigen Armen, an denen mächtige Fäuste wie zwei eiserne Zuschlaghämmer los herunterhingen. Sein häßliches, olivenfarbiges, von tiefen Pockennarben greulich entstelltes Gesicht ragte fast um Haupteslänge über die anderen hinaus. Ganz dicht kam er an mich heran. Die kleinen Augen schossen wahre Dolche, und die weißen Zähne funkelten raubtierartig in dem dunklen Gesicht.

„Die Karte?“ fragte er drohend.

„Ich habe keine.“

Ich brauchte nichts weiter zu sagen, denn ehe ich wußte, wie mir geschehen, lag ich schon in einer zehn Meter entfernten Straßengrube. Unter dem Hohngelächter der anderen machte ich mich schleunigst aus dem Staube. Ich hatte nicht gewußt, daß die Zivilisation in Argentinien schon bis zum gewerkschaftlich organisierten Arbeiter und richtigen nordamerikanischen „walking-delegate“ vorgeschritten war.

Also wieder einmal — wer ohne festen Beruf auf der Wanderschaft von Land zu Land seinen Lebensunterhalt sucht, der wird allmählich einen großen Widerwillen ansammeln gegen alles das, was mit dem Begriff Organisation verbunden ist. Der Zug der Zeit geht nach dem Zusammenschluß der Menschen. Alles organisiert sich, die Bäcker, die Schuster, die Schneider. Alles schließt sich zusammen zu Gruppen und Grüppchen. Ein jeder fühlt sich am wohlsten als Teil eines Ganzen. Nur der Wandersmann ist nicht organisiert. Was nützt es dich, daß du ein halbes Duzend Handwerke gelernt hast, was hast du davon, daß du das und jenes kannst, wenn du deine Kenntnisse nur verwerten darfst, wofern du der Gewerkschaft angehörst! Du bist vielleicht ein guter Maurer, aber du darfst hier nicht arbeiten, weil du der Gewerkschaft nicht angehörst. Du bist ein tüchtiger Zimmermann, aber kein organisierter; also kannst du hier keine Arbeit bekommen. Ich will es anderen überlassen, über Wert und Unwert der Gewerkschaften zu diskutieren. Mögen sich die Gelehrten darüber den Kopf zerbrechen. Ich weiß nur das eine: Der Trieb zur Organisation ist es, der heute unzählige Menschen, die ursprünglich das Zeug zu ganzen Kerlen hätten, in der Philisterhaftigkeit wie in einem Sumpfe versinken läßt. —

\* \* \*

Die Zeit marschirt schnell, zumal dann, wenn man sie aufhalten möchte. Acht Tage waren schon vergangen, und noch immer lag ich auf dem Pflaster Rosarios, ohne daß sich die Aussichten inzwischen gebessert hätten. Täglich gab ich unverantwortlich große Summen aus für Straßenbahnfahrten nach allerlei verlockenden Stellungen, die in der Zeitung ausgeschrieben waren, nur um dann in irgend einer



weit abgelegenen Vorstadt zu erfahren, daß ein anderer schon früher aufgestanden war wie ich. Da war kein Tag, der mir nicht eine verlockende Stelle vorgaukelte als — nun ja, als Erdarbeiter, als Handlanger, als Kellner, als Gemüsekrämer oder dergleichen. Aber ehe noch der Morgen weit vorgeschritten war, waren alle diese Illusionen wieder zerronnen wie ein Pampanebel vor der Morgen Sonne. Tagsüber lungerte ich mit den anderen vor den Arbeitsbüros umher. Viel Zweck hatte es nicht, daß man sich dort aufhielt. Die Türen blieben hartnäckig verschlossen, und die Tafel vor der Tür, auf der sie die freien Stellen ausschrieben, hatte schon seit Wochen keine Kreide mehr gesehen. Die Macht der Gewohnheit trieb uns jedoch immer wieder dorthin. Denn das Elend liebt die Gesellschaft.

In der grellen Sonne saßen wir auf den heißen Stein-  
stufen, die zum Bahnhofsgelände führten und hielten schläfrige  
Gespräche, die sich stets um dieselbe Achse drehten: „trabajo!“  
Arbeit! von etwas anderem wußten sie nicht zu reden, denn  
sie kannten nichts anderes. Arbeit und immer wieder Arbeit.  
Aber nicht die Arbeit, von der man sagt, daß sie dem Men-  
schen das Leben versüßen und ihn zufrieden machen soll mit  
sich und seinem Schicksal, sondern die andere, die ihn ver-  
folgt wie ein Gespenst, die ihn quält und ängstigt und ihn  
am Ende zermalmt unter ihrem unerbittlichen Räderwerk.  
Fast lauter zerlumpte Spanier und Italiener waren es, die  
sich dort auf den Steinstufen sonnten, mit nur einigen  
polnischen Juden als Kasinen in dem Teig.

Die Zahl der Gaungäste vor den Arbeitsbüros wuchs  
zusehends, denn die Zeiten wurden immer schlimmer.  
Noch immer war der Himmel klar und wolkenlos, in einem  
mitleidslosen Blau, und ein scharfer Wind holte das letzte  
bißchen Feuchtigkeit aus dem Boden. Die Weizenernte war  
schlecht gewesen, und man rechnete bereits mit dem vollen

Verlust der Maisernte, die in diesem Monat beginnen sollte. Tausende — nein, Zehntausende von armen Teufeln, die eigens zu dieser Ernte übers große Wasser gekommen waren, waren nun brotlos geworden. „Mala época!“ sagte einer zum andern, und sie schüttelten dazu die Köpfe vor lauter Ratlosigkeit. Der Menschheit ganzer Jammer konnte einen anfassen, wenn man sie so reden hörte von Frauen und Kindern, die nun in irgend einem spanischen Pueblo oder an einer toskanischen Landstraße oder in einer verkommenen Mietskaserne im Hafenviertel von Neapel vergeblich warten mußten auf die Geldsendungen aus Amerika, die sie in anderen Jahren notdürftig vor dem Verhungern geschützt hatten.

Sa, und mir ging es auch nicht viel besser. — Ihr, die ihr immer ein Dach über eurem Kopfe gehabt habt; ihr, die ihr noch immer an einem gedeckten Tisch gefessen habt, die ihr nie in fremden Landen heimatlos in den düsteren Straßen lagt; ihr, die ihr das Leben nur aus den Büchern kennt; ihr wißt nicht, mit was für bösen Augen die Not durch die Länder geht! Ein hungriger Magen im fernen Lande, ein zerrissener Schuh auf staubiger Landstraße, eine einzige freundlose Nacht in den fremden Straßen ist schlimmer als alle Seelenqual in euren ausgefüllten Romanen. —

Manchmal war irgendwo eine bessere Stelle ausgeschrieben. Ein Buchhalter, ein Korrespondent, ein Lagerverwalter oder dergleichen wurde gesucht, und ich erinnerte mich dunkel, daß ich so etwas auch einmal gelernt hatte. Dann aber schaute ich kritisch auf meinen heruntergekommenen Anzug. — Nein, es hatte unter den gegebenen Umständen wohl keinen Zweck, daß man sich um so etwas bemühte.

Merkwürdig, wie schnell man verkommt und verwildert! War es denn wirklich erst zwei Monate her, seit ich drunten an der Darsena Norte zuerst den Fuß auf dieses verwünschte



Land gesetzt hatte? Damals ein anständig gekleideter junger Mensch, der sich in der besten Gesellschaft sehen lassen konnte. Und heute? heute nur ein sonnenverbrannter Peon mit einem zerknitterten Hut auf den wilden Haaren und einem bunten Pañuelo um den Hals.

Wie das alles gekommen?

Ach, es ist eine traurige und überdies noch eine sehr nüchterne Geschichte, aber ich werde nicht darum kommen, sie zu erzählen, denn sonst könnte man am Ende denken —

„Nein, das geht nicht,“ hatte der Herr Silberstein gesagt, „den können Sie nicht mitnehmen. Was glauben Sie wohl, was sie in der Pampa sagen würden, wenn Sie mit einem großen Rohrplattenkoffer angeschrammt kämen? Lassen Sie das Zeug ruhig hier; geben Sie es bei einer Expeditionsfirma auf. Die können es Ihnen nachschicken, wenn Sie es brauchen.“

Den Rat eines so welterfahrenen, mit allen Wassern gewaschenen Mannes wie Herr Silberstein, konnte ich nicht ohne weiteres in den Wind schlagen. Ich tat also wie mir geraten und nahm nur etwas Wäsche mit, die ich in den buntgewebten Poncho einwickelte. Man nennt das in Argentinien eine *Lingera*.

Auch sechs Wochen auf der Dreschmaschine gehen einmal vorüber. Es kam die Zeit, da ich wieder daran denken konnte, unter die Caballeros zu gehen. Ich war inzwischen lange genug in Südamerika gewesen, um zu wissen, daß hier das Wort „time is money“ keineswegs eine so große Rolle spielt wie bei den nordamerikanischen Bettern. Schon acht Tage vor dem Ende der Saison kritzelte ich deshalb eine Postkarte: „Senden Sie gefälligst umgehend per Express, bahnlagernd —“ Wäre ich noch länger in Südamerika gewesen, so wäre ich keineswegs allzusehr erstaunt gewesen über die Tatsache, daß bei meiner Ankunft in San Pedro

der Koffer noch nicht angekommen war. Nachdem ein zweites Schreiben keinen besseren Erfolg hatte, wandte ich mich reklamierend an den Bahnhofsvorsteher. Der saß, eingehüllt in eine blaue Wolke von Zigarettenrauch, gemütsruhig hinter dem Telegraphenapparat. Was da zu machen sei? „Ja, amigo, schreiben Sie eben noch eine Postkarte!“ Ich versuchte es mit Telegrammen, ohne etwas anderes zu bezwecken, als mehr Ärger und mehr Kosten. Schließlich beschloß ich, den Stier bei den Hörnern anzupacken. „Geh' lieber zum Schmied als zum Schmiedle,“ sagte ich mir mit einem guten alten schwäbischen Sprichwort und machte mich in Rosario auf den Weg nach dem Büro des Generaldirektors der argentinischen Zentralbahn.

„No está el gerente!“ fuhr mich der uniformierte Diener an, der wie ein Lindwurm vor dem Eingang wachte. Aber noch ehe er Zeit hatte, ein weiteres Wort zu sagen, hatte ich ihn schon beiseite geschoben und war durch die schwere Doppeltür eingedrungen, die ins Allerheiligste führte.

An einem vornehmen, mit Marmorfiguren reich geschmückten Schreibtische saß hier ein älterer Herr mit angegrautem Spitzbart und langen, weißen Fingern, die an den Spitzen gelb waren vom Zigarettenrauchen. Als Mann von Welt und Lebensart ließ er sich sein Erstaunen nicht im geringsten anmerken. „Setzen Sie sich, Caballero,“ sagte er mit einladender Handbewegung auf einen bereitstehenden Klubstuhl. Mit so viel Mäßigung, wie das bei meiner damaligen Gemütsstimmung möglich war, setzte ich ihm den Fall auseinander und sparte dabei nicht mit abfälligen Bemerkungen über Argentinien, die Argentinier und die argentinischen Bahnverwaltungen insbesondere. „Eh bueno, und was kann ich dabei tun?“ fragte er nachlässig, als ich geendet hatte.

„Was Sie dabei tun können? Herr! Wozu sind Sie denn Generaldirektor?“



Statt aller Antwort schob er mit ein wohlgefülltes silbernes Zigarettenetui hin.

„Nehmen Sie, Caballero, es sind ägyptische.“

„Danke, ich bin Nichtraucher.“

„Da tun Sie gut daran, Caballero,“ fuhr er zögernd fort, „Sie sind zweifellos ein braver junger Mann, wenn auch noch etwas stürmisch. Was mich anbelangt, so kann ich nicht leben ohne Zigaretten. No señor! Nicht einen Tag. Lieber ginge ich ohne Essen als ohne Zigaretten.“

Mit nachlässiger Gebärde holte er eine neue Zigarette aus dem Behälter und fing an, kunstvolle blaue Ringe in die sammetweiche Luft des eleganten Büros zu senden.

„Und sehen Sie,“ fuhr er nach einer Weile fort, „es ist nicht gut, wenn man ungeduldig wird und sich aufregt. Man verschafft sich unnötigen Ärger, man ruiniert seine Gesundheit, man wird vorzeitig alt und häßlich, und wird am Ende gar nervös, und das ist das Schlimmste, was einem passieren kann. Ich bin's heute noch nicht, und bin doch alt genug, um Ihr Vater zu sein. Aber Sie — madre dios, Sie werden sich noch zugrunde richten, wenn Sie so weiter machen! — So sich aufregen, weil ein Koffer nicht gleich angekommen ist! So etwas kommt doch jeden Tag vor, und wo kämen wir hin, wenn alle es so machen wollten wie Sie? Was liegt denn daran, daß das Ding gerade heute kommt? Morgen ist ein gerade so schöner Tag wie heute. Und übermorgen wird es auch nicht schlechter sein. Nur ein wenig Geduld muß man haben. — Mañana — pasado mañana —“

„Sie meinen also, Herr Direktor —“

„Seguro! Natürlich wird er kommen! Wenn nicht heute, so doch morgen, oder übermorgen oder noch später. Wer kann das wissen? Quien sabe?“

Ehe ich wußte, wie mir geschah, hatte er mich schon halbwegs hinauskomplimentiert. Zwischen Tür und Angel

klopfte er mir noch väterlich auf die Schulter. Sein Gesicht strahlte Wohlwollen, während er mir mit der weißen, wohlgepflegten Hand zum Abschied zuwinkte.

„Adios, amigo. Que le vaya bien!“

Schwer fiel die Tür hinter mir ins Schloß.

Nachdenklich wanderte ich wieder heimwärts über die im weißen Mittagslicht daliegende Straße. — So ein aalglatter Schlangenmensch! Was hätte ich in diesem Augenblick gegeben für eine Dosis wackerer heimatlicher Grobheit, ein bißchen deutschen Bürokratismus, ein bißchen Militarismus und einen kleinen Anklang an den vielgeschmähten deutschen Kasernenhofstun! Dort wurden einem keine Zigaretten angeboten, dort bemühte sich niemand um die Gesundheit des Publikums, und da war keiner, der einem väterlich auf die Schulter klopfte, wenn man mit einer Reklamation ins Zimmer hereingeschneit kam. Aber man war pünktlich, gewissenhaft, und man hatte die hausbackene Tugend der Pflichttreue, die der Deutsche — zumal der, der nie über die Grenzpfähle hinausgekommen ist — gar nicht zu schätzen weiß, weil er sie als eine Selbstverständlichkeit voraussetzt.

Wie dem auch sei: Da wanderte ich nun voll schwerer Sorgen durch die staubigen, sonndurchglühten Straßen von Rosario; müde und hungrig und so ziemlich vis à vis du rien. In meiner Tasche kimperten noch fünfzig Centavos. Es kann auch ein Peso gewesen sein. Genau weiß ich es nicht mehr. Alte Gewohnheit führte mich hinunter zum Hafen. Lange stand ich am Kai der Zentralbahn und schaute einem Elevator zu, von dessen endlosen Treibriemen die Getreidesäcke wie kleine Mäuse in den unergründlichen Laderaum eines stolzen Segelschiffes hüpfen. Und ich dachte mir, wie schön es wäre, mit solch stolzem Schiff in die Welt hinauszusegeln, nach Australien, nach Südafrika, nach Indien, und von dort — ja, immer noch weiter! Während ich noch da stand, machte ich



die Bekanntschaft eines bärtigen sonnenverbrannten Mannes mit einem ansehnlichen Bauch und einem gewissen Etwas, das den Schiffskapitän verriet, und zwar einen von der Sorte, die „in'n Sommer 'n stiefen Grog und in'n Winter noch stiefer“ vertragen kann.

„Are you a sailor?“ fragte er ohne Umschweife. Er schien sehr befriedigt, als ich ihm erzählte, daß ich allerdings schon zuweilen auf Segelschiffen gefahren hätte. Er zog die buschigen Augenbrauen zusammen, runzelte die Stirn und blies mehrmals durch die Nase.

„Um, ja — dacht ich mir schon —, Sie haben die Nase von einem seefahrenden Mann. Trinken wir einen.“

Wir gingen in eine Kneipe, in der ein rothhaariger Irländer in Hemdsärmeln seines Amtes waltete. Ein paar zerlumpte Strandläufer, die vor der Thür herumlungerten, brausten vierkant, als der Kapitän in Sicht kam.

„Zwei Whiskys — red hot!“ sagte der Skipper mit dröhnender Seebärenstimme, bei deren Klang der grüne Papagei in dem Käfig über der Bar ängstlich zu flattern und zu schreien anfing. „Hallo cap', Hallo cap'!“ krächzte er heiser, und mit seinem krummen Schnabel biß er in die Käfigstangen. Aber der Kapitän achtete nicht auf die Begrüßung. Mit einem Zug hatte er das scharfe Zeug hinuntergegossen.

„Patty, Euer Whisky schmeckt wie Zuckervasser,“ sagte er mit grimmigem Stirnrunzeln. „Ist das auch ein Gebräu für Männer? Gebt uns einen ordentlichen Cherry Brandh!“

Der Irländer schenkte jedem von uns einen Brandh ein, der so scharf war wie Schwefelsäure.

Aber der Kapitän war noch immer nicht zufrieden.

„Lauter Zuckervasser!“ meinte er verächtlich und zog die Stirn in noch tiefere Falten wie zuvor. „Etwas ordentlich Schiffsgemäßes bekommt man gar nicht hierzulande. —

Ich gäbe ein blankes englisches Pfund für einen guten alten Jamaikarum, so wie sie ihn längs der Doks in Liverpool zu mir verftehen.“

„Well,“ wandte er sich plötzlich an mich, „ich denke, Sie hätten nichts gegen eine Reise nach Kapstadt. — Fünf Pfund im Monat — mit der Viermasterbark »Springbank« — feines Schiff — A I bei Lloyds — und 'n verdammt feiner Kapitän!“

„Aber Herr Kapitän —“

„Patty, noch einen Brandy!“

Der Kapitän zog eine große goldene Uhr aus der Tasche. „Verflucht! Ich muß ja um vier Uhr beim Konsul sein!“ Heftig stürzte er seinen Brandy herunter und warf einen Zweipfeschein auf den Schanktisch. „Behaltet den Rest!“ fuhr er den Irländer an, der mit seinen dicken Fingern das Geld nachzählte. Im Fortgehen warf er mir noch einen befehlenden Blick zu. „Morgen früh um neun Uhr hast du hier zu sein!“ sagte er kurz. Zwischen Tür und Angel wandte er sich noch einmal an den Irländer.

„Patty, gebt dem jungen Mann so viel Whisky wie er Lust hat! Ich werde es bezahlen.“

„Aye, aye, sir!“ sagte der Wirt mit einer kraftfüßigen Verbeugung. —

An jenem Abend trieb ich mich lange drunten am Hafen umher, wo tausend Lichter sich in dem stillen Wasser spiegelten und die Masten und Raaen der stolzen Segelschiffe gespensterhaft in den nächtlichen Himmel hineinragten. Wer weiß? Vielleicht würde ich schon morgen auf einem von diesen stromabwärts ins offene Meer hinausgleiten. — Nach Kapstadt! —

Aber leben wir nicht in einer närrischen Welt? Als die Sonne am nächsten Morgen aufging, da fand sie mich in einem Expresszug der Centralbahn, der zwischen Dörfern



und Feldern durch die fruchtbare Paranaebene nach Westen eilte — nach Cordoba!

Als ich nämlich am Abend zuvor nach Hause kam, da empfing mich der Fondero mit einem strahlenden Lächeln.

„Haben Sie es schon gehört, Amigo? Er ist da!“

„Wer denn?“

„Por seguro, der Koffer! Was denn sonst!“

„Der Ko— Was? Der Koffer!“

Sie hatten also doch noch Wort gehalten nach all dem mañana, quien sabe, das ich in den letzten Wochen hören mußte. Hätte mich jemand in dem Augenblick zum Präsidenten der Republik Argentinien ernannt, so hätte ich nicht stolzer sein können. Als ich aber in die Tasche griff und die letzten paar lumpigen Centavos zusammenzählte, die mich noch von dem Nichts trennten, da war die Freude nur noch halb so groß. — Was sollte mir nun der Plunder? In Buenos Aires hatte ich einen Koffer und kein Geld, in San Pedro dagegen Geld und keinen Koffer. Und nun endlich in Rosario war es wieder wie damals in Buenos Aires. So ging es immer in diesem sonderbaren Lande! — Aber wie sollte man da auf einen grünen Zweig kommen? Es war ein Problem, das allmählich verzweifelte Ähnlichkeit mit dem der Quadratur des Kreises erlangte.

Während ich noch hierüber nachdachte, war ein sporenklirrender Estanciero hereingekommen. Der suchte einen assistente mayordomo für seine Estancia. Da horchte ich auf. Majordomo? Warum denn nicht? Wer sich in fremden Ländern um Arbeit umsieht, der muß alles können. Das ist die allererste Regel. Und ich war gerade in der Stimmung, in der ich mir alles zutraute. — Aber Majordomo!

Der Estanciero, den ich daraufhin anredete, schien nicht sonderlich geneigt, von meinem Anerbieten Gebrauch zu machen. Lange und nachdenklich und, wie mir schien, nicht

eben wohlwollend, schaute er mich von oben bis unten an.

„Können Sie Briefe schreiben?“

„Seguro!“

„Und Buchführen?“

„Natürlich.“

„Zeugnisse?“

Ich bin noch nie in Verlegenheit gekommen, wenn man mich in fremden Landen nach Zeugnissen gefragt hat. Aus meiner Briestafche holte ich ein Exemplar der Personalordnung der alten »Pernambuco« hervor und dazu das maschinengeschriebene Antwortschreiben auf eine Bewerbung bei einer englischen Firma in Buenos Aires. Der Estanciero zog die Stirn kraus über der ungewohnten Lektüre.

„Nada de castillano?“ fragte er mißtrauisch.

„No, señor!“

Noch einmal schaute er mich kritisch an, während er mir zögernd die Papiere zurückgab.

„Früher, Caballero,“ fuhr er in gemessenem Tone fort, „habe ich einmal französisch gelernt auf dem Collegio zu Cordoba; das ist aber schon lang her, und man vergißt das wieder, wenn man zwanzig Jahre lang nur Röhre und Maulesel um sich hat. Ich will es aber gerne glauben, daß darin allerlei Gutes steht, obwohl das Ding da eher aussieht wie eine Verlobungsanzeige. Die Hauptsache ist, daß Sie sich etwas auf die Buchführung verstehen. Mit der Arbeit auf dem Camp haben Sie nichts zu tun; das besorgt alles der Mayordomo.“

So wurden wir denn handelseinig, und ich wurde angestellt als assistente mayordomo mit dem fürstlichen Gehalt von vierzig Pesos im Monat. — —

Der Weg nach Cordoba war länger als ich gehnt hatte. Zuerst ging es durch eine schöne Gegend mit sorgfältig angebauten Feldern und ansehnlichen Städtchen, an deren Rand



sich fast stets ein großes, fabrikartiges Mühlengebäude erhob. Dann wurden die Felder seltener. Grauer, dürerer Buschwald wechselte mit endlosen Weidesebenen, auf denen da und dort ein Matefeuer brannte. Dann tauchten in der Ferne blaue Berge auf, über denen schon die Abend Schatten hingen. Es war schon beinahe dunkel, als wir an der kleinen Station ankamen, die das Ziel unserer Reise war. Vereinzelt Sterne standen am Himmel, und die hohen Berge im Westen ragten wie schwarze Kulissen in das Abendrot. Ringsum war ein Duft von Wiesen und Blumen, die Grillen zirpten am Wege. Ein bereitstehender Wagen brachte uns nach der Estancia, wo uns sporenklirrend der Majordomo entgegenkam. Beim Scheine der Laterne, die er in der Hand trug, konnte ich erkennen, daß mit ihm nicht gut Kirichen essen war. „Gringo?“ fragte er zum Estanciero gewendet.

Der nickte bloß. Dann hielt der Majordomo nochmals die Lampe hoch und schaute mich scharf an mit seinen grünen Augen.

„Venga!“ sagte er ungnädig, und führte mich nach meinem Zimmer, in dem von der Gotteswelt nichts stand als ein Bett und ein Stuhl.

Am nächsten Morgen machte er mich mit seinen Büchern bekannt. Er deutete mit einer königlichen Gebärde auf einen Tisch, auf dem allerlei Papiere in schönstem Durcheinander lagen. Es dauerte eine Weile, ehe ich darauf kam, was es mit den Papieren auf sich hatte. Es war in der That ein krauses System der Buchführung. Es war weder doppelt noch einfach, weder deutsch, noch italienisch, noch amerikanisch, sondern echt argentinisch auf gut Glück zusammengestellt in einem Spanisch von unmöglicher Rechtschreibung.

Unter diesen Umständen sah ich es gar nicht ungern, als einige der Arbeiter draußen auf dem Camp, die mit dem Majordomo in Streit geraten waren, Knall und Fall davon-

riefen und deshalb eine der Mähmaschinen meiner geringen Sachkenntnis anvertraut wurde. Es war aber eine entsetzlich ermüdende und aufreibende Arbeit. Die Mähmaschinen waren staffelförmig geordnet und fuhren von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang in den heißen Tag hinein; immer in großen Vierecken um die riesigen Luzernfelder. „R-r-r-r“ machten die Maschinen. Die Sonne sandte ihre senkrechten Strahlen vom dunkelblauen Himmel, und die vom Boden aufgewirbelten Staubkörner zitterten in der heißen, flimmernden Luft.

Ich war auf jener Estancia der einzige Vertreter der rein weißen Rasse. Alle übrigen Angestellten waren echte südamerikanische Mestizen mit schwarzen, bläulich schillernden Haarschöpfen und gelben, heimtückischen Gesichtern. Die Anwesenheit des Gringo war ihnen ein Dorn im Auge. Beständig beobachteten sie mich aus einem Winkel ihrer grünen Augen, und wenn einmal meine beiden Maulesel aufbekehrten, oder wenn meine Maschine gegen verborgene Steine fuhr, dann lachten sie laut auf vor Schadenfreude und riefen höhnisch einander zu: „No sabe nada el gringo!“ („Der Gringo versteht nichts!“)

Am liebsten hätte ich ihnen gleich am ersten Tage den Bettel vor die Füße geworfen. Doch nein! Diese erbärmlichen Indianer sollten nicht sagen, daß sie einen Gringo hinausgeekelt hätten! Den Gefallen wollte ich ihnen nicht tun, und so blieb ich denn zehn Tage. Zehn lange Tage. Dann kam das Fieber. Ein richtiges, kaltes, schüttelndes schleichendes Malariafieber. Heimtückisch wie die Menschen hierzulande. Dazu bekam ich noch entsetzliche Magenkrämpfe, die wohl von dem salzigen, alkalihaltigen Trinkwasser herühren mochten.

Nein, es war am Ende doch Unsinn, wenn ich mich hier noch weiter zugrunde richten sollte, nur um ein paar

98



bösartige Indianer zu ärgern. Ich ließ mir vom Majordomo mein Geld ausbezahlen, und bald lag die Provinz Cordoba wieder weit hinter mir. An einem schönen Tage voll Wind und Sonne kam ich wieder in Rosario an.

Aber der Malariaanfall ging nicht so schnell vorüber, wie ich gedacht hatte.

Während der ganzen Reise von Cordoba zurück nach Rosario hatte ich zwischen kalten Fieberfrösten über mein Schicksal nachzudenken versucht. Fünfzehn Pesos hatte ich auf der Estancia verdient, zehn Pesos hatte die Reise gekostet, und wenn ich nun am Schluß meiner Buchhaltertätigkeit den Saldo zog, so mußte ich mit Bedauern feststellen, daß ich inzwischen nicht reicher geworden war. Zehn Tage hatte ich mich umsonst geplagt und mir noch obendrein das Fieber zugezogen.

Aus alter Gewohnheit hatte ich mich wieder in der Fonda XX Settembre einlogiert. Der Koffer verschaffte mir Kredit. Sogleich warf ich mich aufs Bett, denn ich war todmüde. Aber schlafen konnte ich nicht. In meinem Kopf fing es an zu rumoren. Das Fieber summt wie ein Schwarm Moskito's, und die Gedanken gingen wirr im Kreise. Eine Anzahl mitleidiger Söhne des Südens hatte sich um mein Bett versammelt, und mit großer Zungenfertigkeit und male-ri-schen Gesten berieten sie, was da zu tun wäre. Einer meinte, ich hätte das schwarze Fieber und müßte sofort ins Spital, aber die anderen protestierten gegen solche Zumutung mit der ganzen Lebhaftigkeit eines südlichen Temperaments. — Ins Spital! — santa virgina! Warum nicht gleich an den Galgen? Wenn sie ihn erst einmal dort haben, so kommt er nicht mehr lebendig heraus. Sie werden ihm das gelbe Fieber einimpfen, sie werden ihm das Blut abzapfen und ihn mit Pillen vergiften. Sie werden ihn unter die Schwindsüchtigen und die Pockenkranken einquartieren;

er wird mit den Ausfägigen aus einer Schüssel essen müssen und sie werden ihn in ein Bett legen, in dem vorher einer an der Pest gestorben ist.

Wohl ein Duzendmal bekam ich in jener Nacht diese Rede zu hören, und alles das höchst anschaulich begleitet von italienischen Gesten, spanischen Grimassen und allen Flüchen und Kraftausdrücken der romanischen Sprache. — Nein, es war doch wohl besser, wenn man nicht ins Spital ging! Ich hatte ohnehin einen Widerwillen gegen alles, was mit öffentlichen Krankenhäusern zusammenhing, seit meinen Erfahrungen als Krankenwärter in einem Texas-Spital, von welcher Zeit mir noch eine undeutliche Erinnerung anhaftete an ein graues, düsteres Gebäude, in dem die Not zu Hause war; an eine dicke Atmosphäre von Jod und Chloroformgerüchen, an endlos lange Korridore, wo erbarmungslos aussehende Menschen in langen weißen Kitteln mit Schüsseln und Kannen und blanken Mordwerkzeugen umherliefen, an einen großen, schmucklosen Saal im mitleidlosen Licht des grauen Tages, in dem die Menschen nur Nummern waren und der Tod selbst über der Alltäglichkeit seine Tragik verloren hatte. — Und da sollte ich dann womöglich tage- und wochenlang ruhig im Bett liegen und immer und immer nur das tun, was andere mir befahlen? Nein, das ging denn doch über das Maß von Fügsamkeit, das man billigerweise von einer unruhigen Seele verlangen konnte!

Aber das Fieber wurde nur noch ärger mit jedem Tage. Schwer wie Blei lag mir die Müdigkeit in den Gliedern, aber schlafen konnte ich nicht.

Fast immer war ich stumpf und gleichgültig. Alles was mir zuvor den Kopf zermartete, interessierte mich nun gar nicht mehr; weder Geld, noch Arbeit, noch Verdienst, noch Unterkommen, noch sonst etwas. Aber zuweilen stand urplötzlich das alles wieder vor mir wie ein Gespenst, verzerrt



und entstellt durch das Rasen des Fiebers. — Mein, ich wagte gar nicht auszu denken, was aus alledem noch werden sollte. Nur nicht grübeln über solche Dinge, nur nicht denken.

Und eines Abends — es muß wohl schon mehr gegen Mitternacht gewesen sein — da saß ich auf einer Bank in den Anlagen, und das Fieber rumorte toller wie je.

Die ganze Gegend lag undeutlich und verworren hinter einem dicken, dunstigen Schleier von Fieberphantasien. Es war eine laue, regungslose Nacht. In den langen Häuserreihen schimmerte kein Licht; nur das unaufhörliche Summen von Millionen Insekten belebte die Stille. Da kam ein alter, verrunzelter Mann des Wegs. Wie aus dem Boden gewachsen stand er vor mir und betrachtete mich eine Weile kritisch, ohne ein Wort zu sagen. Dann setzte er sich neben mir auf die Bank, nahm seinen Hut ab und wischte mit einem großen, bunt gemusterten Taschentuch den Schweiß von der Gläze, die in der Dunkelheit wie poliertes Messing funkelte.

„Nein,“ fing er unvermittelt an, „ich glaube nicht an den lieben Gott. Ich glaube nicht an die Heiligen und nicht an die Sakramente, und an die Hostie schon gar nicht. No señor! Ich bin Spiritist und glaube nur an die Geister und an die nicht einmal mehr ganz, zumal nicht an die Guten. Denn wenn es gute Geister gäbe, wenn die Heiligen einen Sinn und die Hostie einen Zweck hätte, so würde ich heute nicht ohne einen Centavo auf der Straße liegen. — Wenn es eine Gerechtigkeit gäbe, Caballero, dann müßte es auch einen Lohn geben für fleißige Arbeit. Mein Leben lang habe ich nichts gekannt als Mühe und Arbeit und habe es doch nicht weiter gebracht wie irgend einer von den Tagdieben, die drunten am Hafen in den Kaschemmen herumlungern. Vor dreißig Jahren habe ich schon einen Zirkus gehabt mit einem Schlangemenschen, einem Messerschlucker, einer tätowierten Dame, die weißsagen konnte und dem

wirklichen Originalkindermädchen des verstorbenen Generals San Martin. Die war die beste Nummer vom ganzen Kitt. Aber in Santos sind sie alle am gelben Fieber zugrunde gegangen. Später habe ich mich dann mit einem windigen Franzosen assoziiert und drüben in Valparaiso ein Hotel Garni geführt. Viele, viele Pesos habe ich dort gemacht. Auf dem besten Wege zum Reichthum bin ich gewesen; aber eines Tages war der Franzose verschwunden mitsamt meiner chilenischen Señora, die ich vor einem Jahr geheiratet hatte.

„Sie meinen, Caballero, daß das kein so großes Unglück gewesen wäre? — Seguro, no! Ich hoffe noch heute, daß die beiden glücklich miteinander geworden sind. Aber die Kasse ist auch mit verschwunden. Und das Bankguthaben. — Und die Schulden, die er zurückgelassen hat! Alles Schulden auf den Namen der Firma! Zehn Jahre lang habe ich mich damit plagen müssen, bis sie mich am Ende doch aufgefressen haben. — Seither, Caballero, habe ich kein Glück mehr gehabt auf dieser Erde. Und seither glaube ich nicht mehr an die Heiligen, ich glaube nicht mehr an die Hostie, ich glaube nicht mehr an die guten Geister, ich glaube auch nicht mehr an Argentinien und Südamerika. — Es gibt überhaupt nichts mehr auf dieser gesegneten Welt, an das ich glaube —“

Kopfschüttelnd stand er auf, und lautlos, wie er gekommen, verschwand er wieder in der Stille der Nacht. —

\* \* \*

Nachdem endlich das Fieber etwas nachgelassen hatte, setzte ich mich hin und schrieb einen Brief an den Direktor der dortigen Zuckersabrik, von dem ich gehört hatte, daß er ein ehemaliger deutscher Schiffskapitän sei. Ich würde mir erlauben, morgen um soundsoviel Uhr in der Fabrik vor-



zusprechen, und zu fragen, ob er irgendwelche Beschäftigung für mich hätte.

Etwas sonderbar war mir am nächsten Morgen doch zumute, als ich vor dem großen eisernen Tor stand, das in die ruhige Fabrik hineinführte, die mit ihren düsteren, weitläufigen Gebäuden und ihren qualmenden Schornsteinen das ganze Stadtviertel beherrscht. Ich hatte mich in meinem Leben schon auf mancherlei Weise betätigt, aber Fabrikarbeiter war ich bisher noch nie gewesen.

Der Direktor hatte ein Einsehen. Er übergab mich einem ebenfalls deutschen Ingenieur, der mich über schwarze Fabrikhöfe, über knarrende Treppen und durch finstere Gänge in einen großen, hellen Fabrikraum führte, in dem man vor lauter Lärm sein eigenes Wort nicht mehr hörte. Der Boden zitterte unter dem Arbeiten der Maschinen. Gewaltige Schwungräder fausten an der Decke. Treibriemen rasten vorüber. Im Hintergrund war alles in einen dicken Dunst gehüllt, der aus den großen Kupferkesseln aufstieg. Nur ab und zu tauchten die schattenhaften Umrisse halbnackter Menschen wie richtige Gespenster aus dem Nebel auf.

Vor einer Maschine, die weiß Gott was für Zwecken diente, blieb der Ingenieur stehen.

„So,“ sagte er zu mir, „das ist nun Ihre Arbeit. Sie brauchen nichts weiter zu tun, als die Temperatur in dem Kessel vermittlels der beiden Hähne hier festzustellen. Das können Sie doch?“

Ja, das konnte ich, und ich tat mir nicht wenig zugut auf meine neu erworbenen Kenntnisse.

Bierzehn Tage lang ging die Sache ganz leidlich. Täglich einmal kam der Ingenieur vorüber, um meine Arbeit nachzusehen. Dabei schaute er mich jedesmal sehr freundlich an. „Na sehen Sie,“ pflegte er zu sagen, „es geht ja ganz famos! Nur Geduld! Wir werden noch einen ganz famos

Betriebsleiter aus Ihnen machen! Ich habe vor drei Jahren auch nicht anders angefangen. Aber Geduld muß man haben! Und ein bißchen Sitzfleisch.“

Geduld! Das war noch nie meine starke Seite gewesen. Bald war ich überdrüssig der langweiligen, eintönigen Arbeit. Mit der Zeit hatte ich die Maschine hassen gelernt wie meinen eigenen, persönlichen Feind, und gar vor dem Fabrikraum mit den dicken Dämpfen und den zitternden Maschinen grauste mir jeden Morgen von neuem wie vor einer Art Fegefeuer. Und als dann eines Tages an dem Fabriktor ein Zettel klebte, der uns verkündete, daß mangels Rohmaterials die Werke auf zwei Tage geschlossen wären, da war niemand froher als ich über den schönen Grund zum Fortlaufen, der sich so unerwartet dargeboten hatte.

Lange wanderte ich an jenem Tage durch die Stadt, und dabei entdeckte ich in einer engen, abgelegenen Gasse, zwischen einem schlüpfrigen Kinotheater und einem arabischen Kaffeehause, vor dem häßliche Weiber herumlungerten, eine richtige Wirtschaft »Zur deutschen Eiche«. Die mußte ich mir etwas näher ansehen, obwohl es dort drinnen nicht sonderlich vertrauenerweckend aussah, soweit die schmutzigen Fensterscheiben überhaupt einen Einblick zuließen.

Es war in der Tat eine richtige deutsche Kundenpenne. Eine dicke, verbrauchte Luft schlug mir bei meinem Eintreten entgegen. Bläuliche Tabakswolken zogen sich in langen Streifen an der Decke hin und legten sich wie ein Schleier vor das große, schreiende Plakat an der Wand über den roten, grünen und gelben Schnapsflaschen hinter dem Schanktisch:

„Hier wird nicht gepumpt!“

An der gegenüberliegenden Wand, gerade über der Tür, prangte in leuchtenden goldenen Lettern, eingerahmt von gedruckten Weilchen und Bergißmeinnicht, ein sinn-



reicher Bibelspruch: „Der Segen des Herrn macht reich ohne Müß'.“

Der Himmel weiß, welch' zartfühlender Kunde diesen Schatz aus einer fernen deutschen »Herberge zur Heimat« gestohlen hatte!

Ganz gewiß war es nicht der Wirt, denn der hatte gar nichts Zartfühlendes in seinem Äußeren. Er hatte ein breites, brutales Gesicht mit kleinen, stechenden Augen. Er hatte rote Hände mit dicken Fingern und schwarzen Fingernägeln. Seine dünnen, schwarzen Haare, die von Pomade glänzten, waren weit in die niedrige Stirn hineingekämmt. An einem Tische saßen ein paar junge Kunden über einer Partie Sechszundsechzig. „Bilaß druff, Schwob!“ sagte einer, der dabei stand und zuschaute. Und dann mit einer nicht mißzuverstehenden Handbewegung nach der Stirn: „Na weeste, Mensch —“ Der Schwob wollte etwas Hitziges darauf erwidern, aber der Wirt verbat sich die Störung.

„Ihr tütet auch besser daran, auf die Fahrt zu steigen, anstatt hier herum zu kraakeelen!“ sagte er streng, „nacher habt ihr wieder kein Schlafgeld.“

Ganz im dunklen Hintergrund des Lokals hatte sich ein alter Mann mit einer stark vorspringenden Hakennase und einem sehr langen, sehr wohlgepflegten, silberweißen Barte niedergelassen. Vor sich hatte er ein buntes Schnupftuch ausgebreitet, aus dem er Brotkrusten, Käserinden und Würstzipfel hervorkramte. Zuweilen ließ er ein heiseres, greisenhaftes Husten vernehmen.

Außer den Genannten befand sich in dem Raum nur noch ein weiterer Gast, der mit seinem sauberen, beinahe vornehmen Anzug gar nicht in die Umgebung zu passen schien.

Er blätterte in einem umfangreichen Adreßbuch und fuhr dabei mit den langen, zarten Fingern, denen man an-

sehen konnte, daß sie sich noch nie viel mit harter Arbeit abgequält hatten, immer wieder durch den blonden Spitzbart.

„Hast du mal einen Augenblick Zeit für mich, Schwarzer?“ wandte er sich an den Wirt.

Der aber hatte weder Zeit noch Lust.

„Sieh' du zu, wie du selber mit deinen Fleppen fertig wirst!“ knurrte er ungnädig, „meinst du etwa, ich wolle deinetwegen verschütt gehen?“

Der wohlgekleidete Herr sah sich verzweifelt im Zimmer um. Ob denn niemand da wäre, der ihm ein paar kleine spanische Worte übersetzen könne? Er schien ganz gerührt, als ich ihm meine Hilfe anbot.

„Ei, natürlich!“ rief er voll Freude, „daß habe ich dir gleich angesehen, daß du deine Zunge nach allen Richtungen drehen kannst und daß du ein feiner Kunde bist, der einen armen Reisenden nicht in der Patsche sitzen läßt.“

Dann schob er mir einen Zettel zu, auf dem allerlei spanische Worte aufgeschrieben waren.

„Wenn's Englisch oder Französisch, oder meinetwegen Italienisch wäre, dann käme ich schon selber zurecht,“ erklärte er mir zur Entschuldigung seiner Unwissenheit; „wenn man fünf Jahre lang Bahskellner an der Riviera gewesen ist, dann hat man sich auch nach und nach gewissermaßen eine höhere Bildung angeeignet, aber mit die spanische Sprache ist das so 'ne Sache. Ich bin erst 'n paar Monat im Lande. — Was ist denn das? Eine panaderia?“

„Das ist 'ne Bäckerei.“

„Und eine libreria?“

„Eine Buchhandlung? Was? Ja, die Buchhändler, die sind fast immer gut zu verkohlen. Wenn ich ihm sage, daß ich eine kranke Frau und drei unmündige Kinder habe, da wird er schon ein Einsehen haben. — Und was ist denn ein gerente?“



„Das ist ein Direktor — ein Prokurist.“

„Also ganz was Feines! Werd' ich mir gleich ein Kreuz hinter den Namen machen! — und ein juez de paz?“

„Friedensrichter.“

„Nee, id kann mir beherrschen!

So, das wäre genug für heute,“ sagte er, nachdem ich ihm alle Wörter auf der Liste übersetzt hatte. „Morgen gehe ich damit eisbären!“

Also ein richtiger Hochstapler!

Ich muß ein bedenkliches Gesicht gemacht haben, das der andere als Zweifel an seiner geschäftlichen Tüchtigkeit auslegte. „Du meinst wohl, ich verstünde mich nicht aufs Fackeleimachen?“ fragte er gereizt. „Warte, ich will dir ein paar von meinen Fleppen zeigen.“

Vorsichtig schaute er sich nach allen Seiten um, während er die Briestafche hervorholte.

„Die sind gesund!“ sagte er mit einem triumphierenden Blick auf die sauber mit der Maschine geschriebenen Briefbogen. „An denen fehlt nichts. Stempel, Briefkopf, alles da! Hübsch! Was? Wie gelect —“

Es war tatsächlich ein sauberes Stück Arbeit.

„Wenn sie dich nun aber erwischen?“ fragte ich neugierig.

„Dann reiße ich eben meine paar Monate runter wie ein Mann!“ versicherte der Gauner, „da mache ich mir schon gar nichts draus. Ich bin nicht in den weichen Betten und auf den Schulbänken groß geworden wie deine Sorte. Zehn Jahre lang bin ich auf der Walze gewesen. In Osterreich, in Frankreich und in ganz Italien habe ich getippelt. Ich habe Klinken gepuzt und Platten gerissen wie nur einer. — Ich habe auch gearbeitet, als Pikkolo und Zahkellner und was sonst noch. — Pah! Was hat man davon? Erst nutzen sie dich aus bis auf die Knochen, und wenn du einmal alt

bist, dann werfen sie dich aufs Pflaster und du wirst sein wie der da —“

Diese letzte Bemerkung galt dem alten Mann mit dem langen, weißen Bart, der sich eben zum Fortgehen anschickte.

„Adjüs Methusalem!“ riefen ihm die Kartenspieler nach.

Aber Methusalem tat, als hörte er es nicht. Mühsam schob sich seine hagere, vornüber gebeugte Gestalt zwischen den Bänken hindurch. Wie er gerade in der Tür stand, da fiel ein heller Sonnenstrahl in seinen weißen Bart und auf das grellrote Schnupftuch in seiner zitternden Hand. Als er draußen auf der Straße vorüberging, kam sein heiseres, abgerissenes Alteutehusten durch das offene Fenster.

„Das ist noch eine Nummer, dieser Methusalem,“ meinte der ehemalige Kellner. „Seit dreißig Jahren ist er schon hier in Argentinien auf der Walze. Geld hat er ja immer, und kein Wunder! Der Bart — Junge, wenn ich den Bart hätte! Der ist ein Vermögen beim Fechten! Aber dreißig Jahre auf der Fahrt! Nee — lieber 'n Strick! Was nützt dem sein bißchen Bettelei? Wenn man schon mal eine Schiebung machen will, dann gleich ordentlich, sage ich! Nur die kleinen Diebe kommen ins Kitzchen, und die großen werden mit der Zeit Kommerzienräte.“

Der Alte war noch nicht ganz zur Tür hinaus, als eine Gesellschaft von Seeleuten hereingestampft kam, denen man ohne weiteres ansehen konnte, daß ihnen das Geld in den Taschen brannte.

„Man tau!“ sagte der vierschrötige Bootsmann, indem er eine noch ungeöffnete Blechbüchse voll Ölfarbe auf den Tisch stellte, „wat gibst du dafür, du alter Gauner?“

„Eine Lage Schnaps.“

„Du glöwst woll, wi hew dat stolen?“

Sie einigten sich auf zwei Lagen Schnaps, und nachdem auf diese Weise die Kehlen angefeuchtet waren, tranken



sie immer noch weiter. Alle tranken, und nur einer bezahlte. Und das war ein junger, schwächlicher Mensch von etwa achtzehn Jahren, der sich mit großen Kinderaugen verwundert in der ungewohnten Umgebung umsah. Er zahlte mit blanken Dollars und funkelnden Pfundstücken, indes der Tabakqualm sich zu dicken Wolken verdichtete und der bläuliche Zusehdunst bis zur rußigen Decke hinaufstieg.

Immer lebhafter wurde die Gesellschaft. Sie schimpften und fluchten und vertrugen sich wieder im nächsten Augenblick. Dann fingen sie alle an zu singen mit Stimmen, denen man anhören konnte, daß sie am Gangspill ihre Ausbildung erfahren hatten:

Glorie, Glorie, Hallelujah,  
Schön sind die Mädchen von Sankt Pauli-Altona.

Mir aber ging alles wirr im Kopfe herum. Immer wieder mußte ich an den alten Methusalem denken.

Dieser Methusalem — ja, das war ein sonderbarer Kauz! Der hatte wohl einmal etwas sehr Böses erlebt in seinem Leben. — Aber vielleicht war das auch nur so gekommen mit den Jahren, weil man so gar leicht und unbemerkt unter die Räder geraten kann im Lande Argentinien. Die Jahre ziehen vorüber ohne Ermatten; unerbittlich ist die Zeit, und wenn du nicht die Zähne zusammenbeißest, wenn du nicht ablassen willst von deiner Gedankenlosigkeit, wenn du nicht besser aufpassen willst auf deine Straße, du, Kurt Faber, so wirst du eines Tages — vielleicht auch du, auch du —

Bier Monate lang bist du nun schon unterwegs auf argentinischen Landstraßen, auf der Reise in die blaue Ferne, die immer so grau wird, wenn man sie mit Händen fassen kann. Vorwärts glaubst du zu gehen, und derweilen geht es immer bergab, bergab, wie alles im Leben.

*Rio arriba, rio arriba,  
El agua nunca correrá.  
Que en el mundo, rio abajo  
Rio abajo, todo va.*

Das ist ebenso Spanisch, wie es mir vorkommt. Aber es ist wahr.

## Unter Landstreichern.

Auf der Landstraße. — Mit der Eisenbahn geht's doch schneller. — 'Schwarzfahren' im Güterzug. — Santa Fe bei Nacht. — Allerlei Betrachtungen über Pueblos, Denkmäler und Señoritas. — Methusalem führt mich bei den deutschen Kunden ein. — Uferlose Reisepläne. — In einer deutschen Kolonie. — Herr Durand und der zerbrochene Gasolinmotor. — Eine starke Zumutung. — Ein Kapitel über Namen. — Wieder auf der Eisenbahn. — Was man bei Regenwetter denkt. — Über das Glück?

In fremden Landen hängt das Schicksal des Wandersmanns oft an einem Strohhalme. Für den Mann, der, sei es durch die Tücke des Schicksals oder durch eigenen Unverstand gezwungen ist, durch seiner Hände Arbeit in der Fremde von der Hand in den Mund zu leben, gibt es kein entmutigenderes Gefühl, als das Bewußtsein, daß es zumeist allerlei lächerliche Kleinigkeiten sind, die ihn immer und immer wieder hinunterziehen in die Tiefen des Lebens.

Nur in der Stadt — das war klar — konnte ich hoffen, in absehbarer Zeit etwas zu finden, das meinen Wünschen einigermaßen entsprach. Wie aber, so fragte ich mich jeden Tag aufs neue, wie sollte ich mich doch über Wasser halten, wenn das bißchen Arbeit und Verdienst in diesen schlechten Zeiten nur draußen in der Pampa zu finden war? — Ja, und wenn man nun wirklich einmal ein paar Pesos beisammen hatte, die es einem ermöglichten, sich nach etwas umzusehen, mußte man da nicht als Gentleman, als Cabal-



lero auftreten? Doch wie, bei allen Heiligen des Landes Argentinien — wie sollte ich beides miteinander in Übereinstimmung bringen? In den vierzehn Tagen auf der Fabrik hatte ich mir keine Reichthümer ersparen können, und der Koffer mit all meinen irdischen Sabseligkeiten — ja, der lag wohlgeborgen als Pfand in der Obhut des Ristorante XX Settembre, das mir während meiner Krankheit Kost und Wohnung und noch einiges Geld für laufende Ausgaben gewährt hatte. — Nein, das Leben ist nicht immer ganz so einfach und unkompliziert, wie manche es sich vorstellen, die es hinter dem Ofen verträumen.

„Da kannst du hier herumsitzen bis du einen Bart bekommst,“ hatten mir die Kunden in der »Deutschen Eiche« versichert. „Wenn du kein tüchtiges Handwerk gelernt hast, so kannst du in zehn Jahren immer noch mit den Italienern Polenta löffeln, wenn du nicht vorher verhungert bist. — Und das mit dem Korrespondenten, Buchhalter und sonstigem Kooosmich schlag dir mal ruhig aus dem Kopf, je eher, je besser. Du glaubst wohl, die haben in den Büros in der Calle Sarmiento gewartet, bis du kommst? — Kaufleute? Mit der Sorte könnte man die Straße pflastern von hier bis nach Buenos Aires, so viele laufen hier herum.“

„Aber was sonst soll man denn anfangen?“ fragte ich ratlos.

„Mach's wie wir. Geh' auf die Walz!“ meinte ein biederer Schwabe.

„Aber wohin denn?“

„Nach dem Gran Chaco natürlich! Wir machen alle dorthin, wenn der Winter kommt. Dort braucht man wenigstens nicht zu frieren.“

Ich nahm alle meine Geographiekennntnisse zusammen. Der Gran Chaco? der lag weit oben an der Grenze von Paraguan, gute zweitausend Kilometer weiter nordwärts.

Wie, beim Kuckuck, sollte man dorthin kommen ohne Geld? Ich setzte meine Bedenken auseinander, ohne etwas anderes zu bewirken, als erstaunte Gesichter und vorwurfsvolle Mienen.

„Geld? Mensch, bist du aber grün! Willst du denn die ganze Zunft blamieren? Wenn man kein Geld hat, so fährt man eben schwarz.“

Da horchte ich auf. Schwarzfahren? Darauf verstand ich mich so gut wie nur einer. Von Newyork bis San Francisco hatte ich mich in Onkel Sams »box cars« herumgetrieben. Da gehörte das Schwarzfahren gewissermaßen zum guten Ton für jeden Wandersmann. Aber das war in Nordamerika. Ich hatte nicht geglaubt, daß die Kultur in Argentinien bereits ebenfalls bis zu diesem Grade vorgeritten sei. Nicht minder interessierte mich, was sie über den Gran Chaco zu sagen wußten; jenes unermessliche, von der Kultur fast noch unbelegte Waldgebiet im Norden Argentiniens, wo die Indianer noch in ursprünglicher Wildheit hausen, wo bunte Papageien in den Baumkronen schreien und Panther und Riesenschlangen die Dschungel unsicher machen. Das war gerade ein Land nach meinem Geschmack, und ich beschloß, schon am nächsten Tage nach dem Gran Chaco zu gehen.

Nur zehn Pesos hatte ich in der Tasche, als ich auf der staubigen Landstraße zur Stadt hinausmarschierte. Dafür aber viel Unternehmungsgeist und einen Kopf voll großer Pläne, und das ist oftmals mehr wert als ein dicker Geldbeutel.

Die Straße führte ein Stück Weges vorbei an der großen Zuckerfabrik. Das eiserne Tor, durch das ich so oft ein- und ausgegangen war, war fest verschlossen, und um die hohen rauchlosen Schornsteine lag es wie Sonntagsstille. Dann ging es über ein Gewirr von Eisenbahnschienen hinaus



in die Vorstadt, wo zierliche Landhäuser sich hinter dunklen Baumkronen und leuchtenden Blumenbeeten versteckten. Dann wurde die Straße breit und sandig, und zu beiden Seiten standen niedrige, verwahrloste Bretterbuden, vor denen alte, stumpfsinnig dreinschauende Weiber ihren Mate schlürften und Hühner und halbnackte Kinder in den Rehrichtthausen wühlten. Da und dort warf ein langer, staubiger Gummi- baum einen harten Schatten in den Sand der Straße. Dann kam die offene Pampa mit ihren dürren Weidestüben, umsäumt von blinkenden Stacheldrahtzäunen. Die Sonne stand hoch, und die Luft flimmerte über der heißen Landschaft. Gauchos und Peone galoppierten die Straße entlang auf ihren halbwilden Ponies. Prächtig waren sie anzusehen, diese dunkelhäutigen Gesellen, wenn sie mit fliegendem Poncho in gestrecktem Galopp vorüberraften und die Hufe des Pony eine Staubwolke aufwirbelten, deren sich ein hundertpferdiges Automobil nicht zu schämen brauchte. Es waren Gestalten wie aus Buffalo Bills Wildwest-Zirkus. Einmal überholte mich auch ein Chacarero, der mit seinem leichten, zweirädrigen Karren aus der Stadt kam und nun mit vielen süßen Worten und noch mehr Peitschenhieben seine alte Stute zur Eile antrieb, weil er wohl noch zu Mittag zu Hause sein wollte.

So war ich also wirklich ‚auf der Walze‘! Nach argentinischer Mode. Mit den Wölfen muß man bekanntlich heulen. Nationale Eigenart, auch in äußerlichen Dingen, ist eine gute Sache, aber sie ist nicht immer angebracht, zumal nicht auf dem Camp in Argentinien. Wer dort sich nicht schnell in seinem äußeren Menschen den Verhältnissen anpaßt, der ist wie der Fisch aus dem Wasser. Man braucht vor allem ein Pañuelo, ein buntes seidenes Halstuch, das vorne befestigt ist mit einem kunstvollen Knoten, der keineswegs auf den ersten Versuch zu lernen ist für den, der nicht

von Natur eine besondere Begabung auf diesem Gebiete mit sich bringt. Das Pañuelo gehört zur Ausrüstung des argentinischen Landmanns, wie das Amen zur Predigt. Wer keins besitzt, der wird von seinen Mitmenschen einfach nicht für voll angesehen, mag er auch sonst noch so elegant und sorgfältig gekleidet sein.

Nummer zwei ist ein im Gürtel getragenes zehn Zoll langes Scheidemesser. Eigentlich sollte es an erster Stelle genannt werden, denn wer kein gutes Messer besitzt, der ist verraten und verkauft in der Pampa. Und außerdem, der Argentinier liebt nicht die homerische Art der Austragung von Streitigkeiten. Schnell fertig ist er mit dem Wort sowohl als mit der Messerschneide, und wer da nicht noch flinker ist, der kann unter Umständen böse Erfahrungen machen.

Aber wichtiger noch als Pañuelo und Scheidemesser ist der Poncho, ein buntgewebtes, zumeist in farbenfreudigstem Rot gehaltenes Tuch von etwa einem Quadratmeter Flächeninhalt mit einem runden Loch in der Mitte, durch das man den Kopf hindurchstecken kann. Ein Mann ohne Poncho ist in der Pampa ein Ding der Unmöglichkeit. Er ist das Universalkleidungsstück des Südamerikaners. Bei Tag dient er ihm als Rock und bei der Nacht als Schlafdecke. Vor allem aber ist es sein Schmuck, sein Stolz, seine Zierde. Untertwegs rollt man den Poncho zusammen und macht daraus ein Bündel, in das man alle seine irdischen Habseligkeiten, wie Wäsche, Kochgeschirr usw., einwickelt. So etwas nennt man in Nordamerika ein bundle, in Australien ein swag und in Argentinien la lingera.

In dieser Aufmachung wandern sie auf argentinischen Landstraßen, die Leute von der Lingera. Zumeist sind es arbeitssuchende Peone, die in ihrem armen Leben nichts weiter kennen als trabajo und noch einmal trabajo. Nie



halten sie sich länger auf der Landstraße auf, als während der kurzen Zeitspanne, die eine Tretmühle von der anderen trennt. Was sind sie anderes als *Parias*, Fremdlinge in ihrem eigenen Lande?

Es gibt aber auch nicht wenige, die zwar stets auf der Suche nach Arbeit sind, jedoch immer den Anschluß dazu verpassen. Ruhelos wandern sie von Ort zu Ort; von Buenos Aires nach Rosario, von Rosario nach Cordoba, von da nach Mendoza oder nach Tucuman und wieder zurück nach Buenos Aires. Immer sind sie unterwegs, immer auf der Wanderschaft; zwanzig, dreißig Jahre lang über endlose Straßen, bis die Sonne die Haut zu Leder gegerbt und die steinige Straße die nackten Füße mit einer Hornhaut überzogen hat. Darüber werden sie alt und grau und gebrechlich und tapfen dennoch immer weiter und weiter in die blaue Ferne hinein, als ob sie vor ihrer eigenen Unruhe davonlaufen wollten.

\* \* \*

Wenn ich hier von argentinischen Wandersleuten rede, so darf ich auch den *Gringo* nicht vergessen. Er ist nicht weniger landfremd und heimatlos wie jene und oft auch mindestens ebenso arbeitscheu. Jedoch —

So mancher junge Matrose, der drunten an der »Boca« seinem Schiff bei Nacht und Nebel Leberwohl gesagt hat, so mancher europäische Techniker oder Handlungsgehilfe, der in der Stadt auf keinen grünen Zweig gekommen ist, so mancher junge Tunichtgut, der in seinem Leben nichts ordentliches gelernt hat, hat in der Pampa sein Glück versucht und — nicht gefunden. Er hat sich der großen *Bunzt* derer ‚von der *Lingera*‘ angeschlossen und Gefallen gefunden an dem wilden, ungebundenen Leben. Denn in Argentinien lebt der

Vagabund oft besser als der Arbeiter. Zu verhungern braucht niemand, und wer nur einen kleinen Bagen Geld bei sich hat, der kann sich einen Küchenzettel leisten, vor dem sich eine deutsche Hausfrau einfach nicht mehr kennen würde vor Neid. Für dreißig Centavos (fünfzig Pfennig) bekommt man in jedem Kramladen ein gut gemessenes Kilo besten Rindfleischs. Ein Laib Weizenbrot kostet zehn Centavos, und Reis, Süßkartoffeln und andere Zutaten bekommt man „for a song and a dance“ wie die Amerikaner sagen. Vor allem aber: Der große Schrecken, der in nördlichen Ländern den Vagabunden an jedem sinkenden Abend mit neuem Grausen erfüllt: Die Nacht hat wenigstens im Sommer keinen Schrecken für den Mann auf der argentinischen Landstraße. Kein rauher Wind, der an den dünnen dürftigen Kleidern zauft, kein kalter Nebel, der fröstelnd in die Glieder fährt. Hier ist alles warme, wohlige Beschaulichkeit. Will man irgendwo die Nacht zubringen, so scharrt man den getrockneten Kuhdung als Brennmaterial zusammen. Bald flackert das Feuer. Der Kochtopf zischt und brodeln in den roten Funken. Man breitet seinen Poncho auf der trockenen Erde aus und hüllt sich in den Mantel der lauen Nachtluft. Eine Weile schaut man dem blauen Rauche zu, wie er kerzengerade zum schwarzen, sternbesäten Nachthimmel aufsteigt. Man läßt sich von den Schakalen in den Schlaf singen, und morgens weckt einen die liebe Sonne nicht anders wie einen, der in einem Federbett genächtigt hat.

Zoologisch — wenn man so sagen darf — gehört der Gringo zu der so überaus verächtlichen Klasse der Gewohnheitsvagabunden. Er ist in gewissem Sinne eine Abart des nordamerikanischen Tramps oder Hobo, wenn auch nicht so malerisch. Dieser ist, wie man weiß, der Wandersmann par excellence. Eine Reise von Newyork nach San Francisco ist für ihn kein größeres Ereignis, als für andere ein Gang



zum nächsten Wirtshaus. Einen festen Wohnsitz hat er nicht, und an Gepäck führt er nie mehr mit sich, als was er in seinem Taschentuch tragen könnte — wenn er eins hätte. Jrgendwo im wilden Westen begegnest du ihm in einer Dschungel neben dem Wassertank, wo die Züge halten. Er wird auf dich zukommen mit der stets wiederkehrenden Frage: „Hast du ein Streichholz, Jack?“ Nachdem du ihn versichert hast, daß du selbst keines besitzest (denn andernfalls wird er dich auch um Tabak angehen), fragst du nach dem Woher und Wohin. Bist du in Kalifornien, so wird er nach Newyork ‚machen‘. In Texas steht sein Sinn nach Kanada; in Boston schwärmt er für Florida. Immer ist er unterwegs, immer auf der Reise: ein quecksilberiges Bündel Nerven, eine Hyäne der Eisenbahn, die um eine Möglichkeit zum Schwarzfahren nie in Verlegenheit ist; auf dem Dach oder auf den Radachsen des Expresszuges, auf den Puffern der Wagen, dicht zusammengekauert als ein Häuflein Elend unter den Treppen des Pullmanwagens. Oder auf dem ruhigen Kohlentender, oder in den Eiskisten der kalifornischen Obstwagen, oder bei zwanzig Grad unter Null in den schmierigen »box cars« am Michigansee. Keine Not, keine Entbehrung, keine der fürchterlichen Gefahren kann ihn abschrecken, solange es nur weiter, weiter geht über die endlosen Schienenstränge mit rekordbrechender Geschwindigkeit; eine wandelnde Verkörperung des amerikanischen Prinzips ‚time is money‘, wenn auch sein ganzes Leben nur ein geschäftiger Müßiggang ist. Was liegt ihm daran, daß dabei die schmutzigen Beine aus den Schuhen herauschauen, daß die Glut der Lagerfeuer die wenigen Lumpen, die er am Leibe hat, noch vollends verbrennt, daß der Ruß der Lokomotiven sich in den Bartstoppeln festsetzt und der Staub der Straßen ihm ein Aussehen verleiht, das man nicht mehr als tierisch bezeichnen kann, ohne das liebe Vieh zu be-

leidigen. Was kümmern ihn die Menschen, ihn, das menschgewordene dynamische Prinzip.

Wie anders der Gringo! Er ist schon angekränkelt von der Blässe des Gedankens. Die träge, saumselige Atmosphäre des Mañanalandes hat seinen Unternehmungsgeist erheblich herabgemindert. „Komm' ich heut' nicht, komm' ich morgen' ist seine Parole.

Du wanderst entlang dem Schienenstrang und triffst einen des Wegs kommenden Kollegen „von der Lingera“.

„Kenn' Kunde“ würdest du nach deutscher Art ausrufen; aber das versteht hier kein Mensch. Gemäß der Landesitte wirst du ihn zu einer Tasse Mate einladen, und es wird sich dabei das folgende Gespräch entspinnen, das mit geringen Abweichungen sich bei derartigen Begegnungen stets wiederholt.

„Buenas dias, amigo.“

„Buenas dias.“

Pause.

„Es ist heiß.“

„Sehr heiß; verflucht heiß — madre dios — noch nie habe ich einen so heißen Sommer erlebt.“

Neue Pause.

„Und wo machst du hin?“

„Quien sabe? — vielleicht hinüber in die Gegend von Santa Fe. Es soll dort Arbeit geben in der Maisernte.“

„Ar-beit? Da kannst du lange herumlaufen, bis du dort etwas findest! Ich komme gerade aus der Gegend. Es ist heuer nichts mit der Maisernte. Die Heuschrecken sind da gewesen und haben alles gefressen.“

„Eh bueno. Was ist da zu machen? Wollen wir hoffen, daß ihnen der Mais gut geschmeckt hat. — Und wo machst du hin?“

„Ich — Quien sabe?“



Hierauf neue, lange Pause in der einsilbigen Unterhaltung. Man läßt sich auf den blanken Schienen nieder. Man zündet umständlich eine Zigarette an. Man blickt gedankenlos in den blauen Himmel. Man schaut eine Weile der lieben Sonne zu, wie sie tiefer und tiefer zum dunstverschleierten Horizont herabsinkt.

„Tomamos una copita,“ sagt dein Gast mit schläfriger Stimme.

Das ist in der Tat das erlösende Wort.

Das Leben ist so kurz, und man muß während dessen so viel Mate trinken, daß man keine Gelegenheit dazu ungenützt vorübergehen lassen kann.

Ergo bibamus!

Wir zünden ein Feuer an. Wir schauen lange in die unruhige Flamme, über der es im ruhigen Kochtopf lustig quirlt und brodelst. Wir schlürfen unsren Mate aus der langen Bombilla. Tiefsinnig blicken wir den roten Funken nach, bis die sinkende Nacht ihren schwarzen Mantel über die Pampa breitet. Morgen werden wir weiter wandern. — Mañana — oder sollte am Ende doch pasado mañana, ein Übermorgen daraus werden? Wer kann es wissen? — Quien sabe? —

\* \* \*

Langsam marschierte ich weiter in der heißen Sonne. Gegen Mittag kam ich an eine Bahnstation, um die ringsum das wandernde Volk seine Lagerfeuer brennen hatte. Dicht am Begrand hatte sich ein Spanier niedergelassen.

„A donde va, amigo!“ rief er mir zu, „wo geht die Reise hin?“

„Nach Santa Fe.“

„Doch nicht in der Hitze! Du holst dir ja einen Sonnenstich. Wenn man immer so weiter geht, so wird man am

Ende müde werden, und das ist das schlimmste, was einem passieren kann. Warte ein Stündchen, dann gehe ich auch mit. Inzwischen kannst du hier mithalten; es ist genug für uns beide.“

Mit seiner schmutzigen Hand deutete er auf einen über einem spärlichen Maiskolbenfeuer hängenden Spießbraten, der groß genug war, um eine deutsche Familie bei Friedensrationen vierzehn Tage lang zu unterhalten.

Dann holte er einen Laib Weißbrot, eine Flasche Rotwein und eine Dose Paprikapfeffer hervor. „Eh bueno,“ sagte er beinahe unwillig, als ich mich etwas zierte beim Zugreifen, „yo tambien soy de la lingera!“

Ich bin doch auch von der Lingera!

Nach dem Essen lagen wir lange im Schatten des großen Warenschuppens und hielten Siesta. Erst als die Sonne tief stand, setzten wir gemächlich unsere Reise fort. Wir kamen durch hohe, goldgelbe Maisfelder, in denen die Leute arbeiteten. Meine Hoffnung begann zu steigen, aber der Spanier, der sich in diesen Dingen auskannte, betrachtete unsere Aussichten auf Arbeit und Verdienst äußerst pessimistisch. Das hier sei keine Ernte. In anderen Jahren habe zehnmal so viel auf den Feldern gestanden, während heuer kaum genug gewachsen sei, um das Vieh über den Winter durchzubringen. Das bißchen, was es zu ernten gäbe, besorge der Farmer selbst mit seinem Personal; für die Leute von der Lingera bleibe da nichts mehr übrig. Über diesen trüben Betrachtungen war seine beschauliche Zufriedenheit ganz abhanden gekommen. Mürrisch schaute er in die Gegend. „Que miseria, que miseria!“ wiederholte er einmal ums andere, und während wir langsam in die blaue Ferne hineinwanderten, wiederholte er zum hundertsten Male die Geschichte von den schlechten Zeiten, die ich im Ristorente XX Settembre bereits bis zum Überdruß gehört



hatte. Als er nach einem abseits gelegenen Farmhaus ging, um Wasser zu holen, benützte ich die Gelegenheit, ihn stillschweigend abzuschütteln.

Es war schon fast dunkel, und vereinzelte Sterne schienen hell und groß am abendlichen Himmel, als ich an der nächsten Station anlangte. Ein bissiger Hund, der neben dem Stationsgebäude an der Kette lag, bellte heiser in die sinkende Nacht. Nur da und dort schimmerte ein anheimelndes Licht aus einem Farmhaus. Einen langen Güterzug, der schwarz und still auf den Schienen stand, betrachtete ich kritisch. — Hatten sie mir nicht gesagt, daß das Schwarzfahren die große Mode sei bei den Leuten ‚von der Ringera‘? Und daß die kleinen Kinder selbst hierzulande sich schon darin übten? — Ja, aber wenn sie mich nur zum besten gehalten hätten? Eine Weile stand ich unschlüssig. Wenn's in Texas oder in Kalifornien gewesen wäre, — ja dann! Aber wir waren ja in Argentinien. — Schon begann die Lokomotive geschäftig zu schnauben. Die roten Funken zerstoben wild am Nachthimmel. „Vamos!“ rief der Stationsvorsteher. Die Bremsen eilten an ihre Plätze, und noch immer stand ich unschlüssig, als ein uniformierter Schaffner auf mich zukam.

„Wo wollen Sie hinreisen?“ fragte er freundlich.

„Nach Norden.“

„Entonces —“ dies mit einer einladenden Handbewegung auf die leeren Eisenbahnwagen.

„Wenn's erlaubt ist —“

„Wer warum denn nicht, Freundchen? Wir sind doch Christenmenschen! Wir gehen selber nicht gerne zu Fuß.“

Einen Augenblick stand ich starr vor Erstaunen. Oft schon hatte ich Zugführer angetroffen, die einem blinden Passagier gegenüber ein Auge zugedrückt hatten, und andere, die es bei einem nicht bewenden ließen, aber das war das

erstmal, daß man mich mit einer förmlichen Einladung bedachte! Ich hatte gerade noch Zeit, mich mitsamt meiner Ringerä in einem leeren Packwagen zu verstauen, als der Zug schon polternd davonfuhr.

Das Reisen im Güterzug ist kein Genuß für Leute, die von Natur nervös und ungeduldig sind. Man kommt nicht recht vom Fleck. Oft steht man stundenlang auf einem toten Geleise, ohne zu wissen, ob die Reise nicht hier ein vorzeitiges Ende nehme. Auf den Stationen gibt es klirrende Zusammenstöße, wobei die Bretterwände des Wagens in allen Fugen krachen, und unterwegs wird man erbärmlich gerüttelt und geschüttelt, so daß man froh ist, wenn man am Ende der Nacht mit geräderten Gliedern sein Pensum von hundertzwanzig bis hundertfünfzig Kilometern abgefahren hat. Aber, mein Gott, bei den Fahrpreisen —

Um Mitternacht kamen wir auf dem weitläufigen Güterbahnhof der Stadt Santa Fe an. Es war eine kalte, frostige Nacht, und der Mond warf ein weißes Licht über die Geleise. Da und dort tauchten rote und grüne Lichter über dem funkelnden Schienenmeer auf. Lange Reihen von Güterwagen standen da wie die Soldaten. Vor der großen, schwarzen Maschinenhalle, in der die Lokomotiven wie Ungeheuer schnaubten, loderte ein helles Feuer, an dem sich die Heizer und Lokomotivführer, die in ihren dünnen Drilllichanzügen erbärmlich froren, die Hände wärmten.

„Guten Abend, Caballeros!“ sagte ich, als ich dazukam.

„Guten Abend!“ antworteten sie mechanisch, ohne aufzusehen.

Nur einer, ein großer, schlankgewachsener Mann, der mit seinem mageren, glattrasierten Gesicht wie ein Yankee aussah, kam auf mich zu und leuchtete mir mit der Laterne ins Gesicht.

„Sallo, Zack,“ sagte er auf Englisch, „wohin des Wegs?“



„Nach dem Gran Chaco.“

„Das habe ich mir schon allein gedacht,“ fuhr der andere fort. „Verdammt will ich sein, wenn ich wüßte, was ihr Kerle nur immer dort oben sucht! Goldminen? Was? — Na, meinetwegen kannst du ja mit uns fahren, und der Zugführer wird auch ein Auge zudrücken, wenn du ihm einen Peso schenkst. In einer Stunde fahren wir fort.“

Der Zugführer sagte sogar noch „muchas gracias!“, als ich ihm den Peso gab, und so konnte ich ungestört in meinem Güterwagen den Schlaf des Gerechten schlafen, während der Zug nordwärts rumpelte.

Als ich wieder aufwachte, schien der helle Tag durch die Ritzen des undichten Wagens. Draußen breitete sich eine liebliche Landschaft. Blauer Himmel über goldgelben Maisfeldern und in der Ferne blaue Hügel, die sich in dem Dunstschleier des frühen Tages verloren. Da und dort schaute zwischen dunklen Baumgruppen ein weißes Farmhaus hervor, in dessen Fenstern sich die aufgehende Sonne spiegelte. Zuweilen führte die Bahnlinie über ein träge dahinfließendes, von stattlichen Mombubäumen umsäumtes Flüsschen, oder über eine schilfige Cañada, in der der vorüberbrausende Zug die Flamingos aufscheuchte.

Bald erreichten wir die Endstation, wo die Hauptlinie nach Tucuman westwärts umbiegt und die Schmalspurbahn zum Gran Chaco in nördlicher Richtung abzweigt. Hier zog sich hart an der Bahnlinie ein ansehnliches Städtchen hin mit zahlreichen »Fondas« und »Posadas«, die zu einer Portion Puchero und zu einem Glase Rotwein einluden. Es war eines von den vielen argentinischen Landstädtchen, wie man sie da und dort in den weiten Ebenen findet. Eine Ansammlung von niedrigen, einstöckigen Häusern irgendwo draußen auf dem Camp, als ob sie der wilde Pampawind in seiner Laune gerade hier

zusammengefeßt hätte. Ich mag sie nicht leiden, diese argentinischen »Pueblös« mit ihren flachen, weißen Häusern, mit der grellen Sonnenhitze in den menschenleeren Gassen und mit der Langeweile, die über der ganzen Atmosphäre brütet. Kahl und nüchtern sind die einstöckigen Häuser an der staubigen Straße. Sie gleichen sich alle wie ein Ei dem anderen. Schweigend, gebückt und in sich gekehrt stehen sie da. Und wenn einmal eines dazwischen steht, das einem Reicherem und Vornehmerem gehört, so sind die Fenster nach spanischer Mode mit dicken gebogenen Stäben vergittert, und das große, eiserne, oftmals kunstvoll verzierte Tor mit dem dicken Klöppel verhindert jeden Blick nach den üppigen Palmen und den duftenden Orangenbüschen, die den Patio beschatten. Wenn es gegen Mittag geht und die Hitze sich wie ein Ungeheuer durch die Straßen wälzt, dann ist der Ort wie ausgestorben. Man hört nur das eintönige Klappern der Windpumpen, die aus den Hinterhöfen hoch in die heiße Luft hineintragen, die über den flachen Dächern zittert, oder das mißtönige Geschrei eines Esels, oder den langgezogenen Ruf eines italienischen Fischhändlers, der mit seiner Ware langsam die Straße entlang zieht: „El pes—ca—dor con sus pes—ca’os!“

Dann kommt man auf die Plaza. Sie ist unendlich groß. In neunzig Fällen von hundert heißt sie zu Ehren des Tages der Unabhängigkeitserklärung »25 de Mayo«. In den seltenen Fällen, wo dies nicht der Fall ist, heißt sie »Constitution« oder »Libertad« oder zuweilen auch »Independencia«. Die Plaza ist der Stolz und die Seele des argentinischen Pueblös. Hier gibt es grüne Rasenflächen und schattige Baumalleen, unter denen bequeme Bänke zur Siesta einladen. Ein Denkmal darf nicht fehlen auf der Plaza, und auch hier ist es wieder in neunzig Fällen von hundert der große Freiheitsheld San Martin, der von dem steinernen



Sockel herunterschaut. In die übrigen zehn vom Hundert teilen sich Morena, Rivadavia, Sarmiento und Bolivar. — Ich kenne ihn, diesen San Martin! Ich kenne jeden einzelnen seiner scharfen, energischen Züge. Ich habe ihn kennen gelernt als Krieger, als Gaucho, als General. Ich habe ihn idealisiert als griechische Gottheit geschaut. Ich habe ihn sinnend auf einem Stein sitzen sehen mit einer Rolle Papier in der Hand. In Stein und Stahl, in Bronze und Marmor habe ich ihn gesehen. — San Martin kann es selbst mit Garibaldi aufnehmen in der Zahl und Vielseitigkeit seiner Denkmäler. Und das will viel heißen.

Mittags, wenn die Rasenflächen grau gebrannt sind, wenn die Baumkronen kurze, scharfe Schatten in die gelben Sandwege zeichnen und die mitleidlose Sonne harte Züge in das steinerne Gesicht des großen San Martin zieht, dann ist die Plaza gar öde und langweilig. Aber abends — abends, wenn der kühle Wind in den Baumkronen säufelt und tausend Leuchtkäfer durch das dunkle Laub der Büsche huschen; abends, wenn im spärlichen Licht der Laternen der San Martin noch einmal so groß aussieht wie gewöhnlich; abends, wenn Don Felipe auf der Bank unter den Bäumen dem blauen Dunst seines Zigarillo nachschaut, derweilen Donna Anita ihre bunte Mantilla spazieren trägt —

Doch ich bin ja mit meiner Erzählung auf einem falschen Geleise. —

Als ich an jenem Tage durch den Ort ging, lag gerade eine solche Mittagsstimmung voll Hitze und Sonne über der Gegend. Die roten Beeren an den Pfefferbäumen auf der Plaza leuchteten in der Sonne, und der heiße Wind wirbelte den Staub über den Rasen. Kein Mensch war weit und breit zu sehen, mit Ausnahme eines alten Mannes, der sich auf einer Bank vor dem steinernen San Martin niedergelassen hatte. Er war anständig gekleidet, in einem ein-

fachen, aber blütenweißen Leinenanzug. Mit seinem großen, weißen, wohlgepflegten Bart machte er ganz den Eindruck eines Mannes, der sich aufs Altenteil gesetzt und nun, nach einem arbeitsreichen Leben, — mit sich und der Welt vollauf zufrieden — den Rest seiner Tage in süßem Nichtstun verbringt. Als ich vorüber ging, stand er auf, zog den Hut und strich sich einmal durch das silberweiße Haar.

„Mit Ihrer Erlaubnis, mein Herr,“ sagte er in wohlgeartetem Spanisch, „die Heiligen werden Ihre Güte vergelten, und Ihr ergebener Diener wird noch heute für Ihr Seelenheil einen Rosenkranz beten, wenn Sie einen armen Reisenden mit einer kleinen Gabe erfreuen wollten.“

Ich schaute ihn verwundert an. — *Oh, armer Reisender!?*

„Caballero!“ fuhr der alte Mann fort mit zitternder Stimme, „Sie sind noch jung, und Sie wissen noch nicht, wie traurig diese Erde ist und wie schlecht die Menschen sind! Glauben Sie mir, Caballero! Ich bin in dieses Pueblo gekommen, wie noch die Mulas hier auf der Plaza geweidet haben. Ich habe hier sieben Kinder groß gezogen. Sieben Kinder, Caballero! Aber was hat man davon? Wenn das junge Volk erst flügge wird, dann läuft es davon und läßt die armen alten Eltern verhungern. Vor fünf Jahren ist Rosita mit einem Gaucho davongelaufen, vor zwei Jahren ist so ein fein gepuzter Stadtfratz gekommen und hat auch meine Anita mitgenommen. Und Donna Elvira. Meine liebe Donna Elvira — Elvira mi corazón! —, die liegt schon seit fünfundzwanzig Jahren auf dem Campo Santo von Santa Fe.“

Während er so sprach, traten dicke Tränen in seine wässerigen blauen Augen, und seine Rede wurde oft unterbrochen durch einen heiseren, trockenen Husten. Dieser Husten! Ja, nun kannte ich ihn wieder! „Mensch — Methusalem! Wie kommst du hierher?“



Methusalem — denn es war kein anderer als er — warf mir einen zornigen Blick zu.

„Das hättest du auch vorher sagen können, ehe ich dir den langen Schmus vorgemacht habe!“ sagte er auf Englisch, „du willst wohl einen alten Strandläufer zum Narren halten? Im übrigen heiße ich gar nicht Methusalem. Das ist nur so ein Unname, den mir die »Boys« angehängt haben. Aber meinetwegen! Es ist mir einerlei, wie man mich ruft, solange es nicht zu spät zum Essen ist.“

Dann lud er mich ein, neben ihm auf der Bank Platz zu nehmen, denn nur die Narren, meinte er, liefen um diese Tageszeit in den Straßen herum und holten sich einen Sonnenstich. So saßen wir eine ganze Weile auf der Bank und schauten gedankenlos der heißen Sonne zu, wie sie sich langsam auf die Baumkronen am Rande der Plaza heruntersenkte und nach den hellen Lichtern, die ihre brechenden Strahlen in den Fensterscheiben entzündeten. Methusalem streckte wohligh seine alten Glieder. Ja, die Sonne! Das sei so recht etwas für alte Leute! Wenn man jung ist, dann wüßte man das gar nicht so zu schätzen. „Aber sei du erst einmal dreißig Jahre lang auf der Walze.“

Dann fing er an allerlei zu erzählen aus seinem traurigen, buntbewegten Leben. Vor beinahe einem halben Jahrhundert war er erster Koch gewesen in dem feinsten Hotel von Rio de Janeiro. Dann hatte er ein paar Jahre lang Cooks Reisegesellschaften im Fluge durch ganz Südamerika gehehrt. Dann war er Versicherungsagent und fliegender Buchhändler geworden. Dann hatte er ein bißchen in Revolution gemacht. Und dann — dann hatte er nicht mehr gearbeitet. Das war vor dreißig Jahren gewesen. Dreißig Jahre lang war er umhergewandert als ein hungriger, heimatloser Vagabund. Anfangs — so versicherte er mir — sei es ihm schlecht ergangen, aber heute — nun ja, man wird ja

mit der Zeit bekannt — heute habe er sein gutes Auskommen. Zwischen Buenos Aires und Tucuman gäbe es viele wohlthätige Menschen, bei denen er gut angeschrieben sei. Die warteten in jedem Jahre auf Methusalem, so wie man im Frühjahr auf die Schwalben warte. Bei denen sei er immer gut für einen tüchtigen Bagen für die Weiterreise. Und dazwischen könne man immer noch ab und zu einen anderen Dummen finden, der einen Peso schwigt, wenn man ihn ordentlich verkohlt. Dazu brauche man sich bloß auf die Plaza zu setzen; die Gimpel kämen ganz von selber. Aber eine saubere und glaubhafte, den Verhältnissen angepasste Geschichte müßte es sein. Das sei gerade die Kunst! Und wenn man einmal einen Dummen gefunden habe, so solle man sich die Adresse warmhalten und nicht gleich in den Kaschemmen das Maul aufreißen, damit die Kunden und die Strandläufer am nächsten Tag den armen Leuten das Haus einrennen. Nein, das sei das Verkehrteste, was man machen könne. Man schade nur sich selbst und verderbe anderen das Geschäft. Man solle den Leuten die Wohlthätigkeit nicht abgewöhnen. Einen Augenblick hielt Methusalem in seinen Betrachtungen inne, um sich eine Zigarette anzustecken.

„Merkwürdig,“ sagte er, indem er nachdenklich dem blauen Rauch nachblickte, „Zigarren kann ich nicht rauchen. Und eine Pfeife schon gar nicht. Immer nur Zigaretten! Die schmecken viel besser. Man kann dabei so gut seinen Gedanken nachgehen, und dann kommt man sich auch am ehesten als Gentleman vor.“

Als es anfang dunkel zu werden, zeigte mir Methusalem den Weg nach dem Bahnhof der Chacobahn, wo ringsum die Campfeuer wie rote Punkte in der Pampa leuchteten. Es gibt keine Eisenbahnstation in der weiten Paranaebene, um die nicht im Spätsommer, zur Zeit der Ernte, allmählich diese Lagerfeuer flammten. Meist sind es harmlose Land-



arbeiter, die hier die Nacht zubringen. Nicht selten aber trifft man auch eine Gesellschaft von Bagabunden, wie man sie schlimmer auf der ganzen Erde nicht wiederfindet. Vor denen kann man sich nie genug in acht nehmen. Sie würden eine tote Kasse berauben, wenn sie ihnen unter die Finger käme. »Beach-combers« nennt man sie, was man auf Deutsch etwa mit »Strandläufer« übersetzen kann. Meist sind sie vor Jahren einmal von irgendeinem Schiff wegelaufen, und da sie sich weder mit der spanischen Sprache noch mit den Landesitten zurechtfinden können, verlieren sie bald jede Energie und jede Selbstachtung und geraten allmählich in einen Zustand der Zerlumptheit und Verkommenheit, der nur in dem nachsichtigen Südamerika als nicht polizeiwidrig angesehen werden kann. Sie kommen in die Wirtshäuser und trinken den Gästen das Bier vor der Nase weg. Wenn sie jemand auf der Straße begegnen, der wie ein Seemann aussieht, so kommen sie auf ihn zu und klopfen ihm vertraulich auf die Schulter: „Hallo, Jack! Wie wär's mit einem Peso oder mit ein paar Centavos für einen Whisky?“ Oder wenn einer ausschaut wie ein Lord, der eben von drüben kommt: „Sie werden entschuldigen, mein Herr, wenn ein armer Landsmann Sie um eine kleine Gabe bittet, aber ich habe seit vierzehn Tagen nichts mehr gegessen.“

Die »Boca« von Buenos Aires ist das Paradies des Strandläufers. Die Kneipen entlang des Paseo de Julio sind sein Jagdgebiet. Hier, wo es gutmütig-dumme Seeleute mit großen Abrechnungen und fetten Vorschußraten in hellen Haufen gibt, hält er sich, solange er kann, und nur wenn er sein Gewerbe so lange und so intensiv getrieben hat, daß selbst die argentinische Polizei auf ihn aufmerksam wird, begibt er sich schweren Herzens auf die Reise nach dem Inland. Was sich also dort in der Pampa herumtreibt, das ist die Auswahl der Schlechten unter den Schlechten.

Denen kommt es auf eine Mordtat mehr oder weniger gar nicht an. —

Ich fürchtete schon, daß Methusalem, der doch auch ein ausgekochter Strandläufer war, mich in eine solche Gesellschaft hineinlotsen wollte, damit die mich noch um meine wenigen Habseligkeiten brächten. Aber ich hatte ihn in falschem Verdacht gehabt. Er brachte mich nach einem Platz, wo eine Gesellschaft von waschechten deutschen Kunden abkochte.

Deutsche Kunden, deutsche Bagabunden, deutsche Handwerksburschen — wo findet man sie nicht? In Spanien, in Oesterreich, im Orient, auf den langen staubigen Landstraßen der Campagna sowohl wie an den Ufern des Nils und in den winkligen Gassen der heiligen Stadt. In Amerika, in Australien, in Indien, in den fernsten Zonen dieser allzukleinen Erde ist er überall zu Hause; überall wird man es wieder finden, das unternehmungslustige Bürschchen mit den hellen Augen, aus denen die Wanderlust leuchtet. Andere Völker haben auch ihre Bagabunden. Italiener z. B. trifft man allenthalben in Scharen; aber es ist nur die Not, die sie in die Ferne treibt. Wandernde Söhne Albions — man findet deren mehr, als man gemeinhin glaubt — sind zumeist Opfer des Whiskyteufels. Der Amerikaner kann keine drei Schritte außer Landes gehen, ohne bei Tag und Nacht einem jeden, der es wissen will — und auch vielen, die gar nichts danach fragen — von ‚Gods own country‘ und seinen Vorzügen zu erzählen. Und gar erst der Franzose! Nichts Bemitleidenswerteres als Jean auf der Landstraße mit seiner verzehrenden Sehnsucht nach ‚la belle France‘, nach dem geruh samen Leben und nach der gesicherten Rente, die der Abgott seiner Rasse ist! Der Deutsche aber ist der einzige Landstreicher aus Passion. Was andere als einen vorübergehenden Notstand auffassen, als ein Kreuz,

130



das man tragen muß, mühselig und beladen, weil Schwäche, Energielosigkeit, körperliche Gebrechen oder andere widrige Umstände einen dazu zwingen, treibt der Deutsche nur allzuoft als Gewerbe. Das hat nicht immer zur Erhöhung des deutschen Ansehens im Ausland beigetragen. Aber dennoch!

Es war schon ganz dunkel, als wir dort ankamen. Das südliche Kreuz stand hoch am Himmel, und unzählige Sterne leuchteten weithin über die nachtschwarze Pampa. Der helle Widerschein des Lagerfeuers spielte auf den jungen Gesichtern. Der Bratengeruch, der aus dem Kochkessel aufstieg, erfüllte die Luft mit süßen Wohlgerüchen. Kaum einer von ihnen schien von unserer Ankunft Notiz zu nehmen.

„Paß auf, du Döskopp!“ fuhr mich einer an, „schmeiß mal ja meinen Hühnerbraten nicht um.“

Dann machte ich mich daran, mir einen Braten zurechtzumachen aus dem Kilo Fleisch, das ich mir für dreißig Centavos im Pueblo gekauft hatte. Auch die anderen waren eifrig beim Kochen und Braten. Jeder hatte Fleisch und Brot im Überfluß. Wer sich nichts kaufen konnte, der hatte sich sein Teil erfochten. Und die, die gefochten hatten, hatten mehr als die anderen. Denn was man immer sonst über den Argentinier sagen mag: Sein weiches Herz und seine unerschöpfliche Gastfreundlichkeit sind seine schönste Tugend.

„Wo macht ihr denn hin?“ fragte ich einen biederen Schwaben, der sich neben mir am Feuer zu schaffen machte.

„Mir machet alle nach'm Gran Chaco,“ antwortete der treuherzig. — „Ja, was wollet mr sonst mache?“ fuhr er fort. „Wenn's jetzt kalt wird, kannscht nimmer am Camp hocke. Un z'schaffe findscht scho gar nig! Da mache mir's, wie d' reiche Leut'. Mir gehet auf d' Walz.“

Während er noch redete, kamen zwei weitere Kunden hereingeschneit. Weiß der Kuckuck, wie sie sich immer finden!

Der eine von den beiden war ein schlanker Jüngling in einem großen, schäbigen Überzieher, der ihm fast bis zu den Beinen reichte.

„Bischt du der Überziehermarder von Buenos Aires?“ fragte ihn der Schwob. Er war aber kein Überziehermarder, sondern nur ein armer österreichischer Handlungsgehilfe, den die schlechten Zeiten um seine mager bezahlte Stellung gebracht hatten. Sein »Compagnero« aber war eine Erscheinung. Er sah aus wie ein verkrachtter Referendar oder ein durchgefallener Kandidat der Theologie. „Sie gestatten doch“ — sagte er, als er sich neben einem verwittert ausschauenden Kunden am Feuer niederließ. Der aber schaute ihn mißtrauisch von oben bis unten an.

„Hab dich mal nicht so, du verhungertes Schulmeister, du!“ fuhr er ihn an. „Willst wohl wat Besseres sein wie unsereener?“

Der Schulmeister war aber nicht auf den Mund gefallen. Er verbat sich energisch die Vertraulichkeiten und erklärte dem anderen, daß er besser daran täte, sich um seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern, worauf dieser sofort einlenkte.

„Na lass' man gut sein,“ sagte er besänftigend. „Es war ja nicht so gemeint. Überhaupt mag ich dich ganz gut leiden. Wir beide — wir passen zusammen, wie ein Kanarienvogel zum anderen. Da werden wir wohl morgen zusammen loszittern nach dem Gran Chaco. So einen Compagnero wie du habe ich mir schon lange gewünscht. Du hast noch 'ne duftige Klust, bist gewissermaßen repräsentationsfähig. Reden kannst du wie ein Buch, und das Verkohlen verstehst du doch auch, schon von Berufs wegen. Einmal habe ich in Frankreich mit einem Schulmeister getipelt. Das war der beste Kunde, den ich je gesehen habe. Aber dann hat ihn die Polente erwischt, weil er keine richtigen Fleppen gehabt hat. Ich hab' mich oft gewundert, was aus ihm ge-



worden ist. Vielleicht haben sie ihn in die Fremdenlegion gesteckt, den armen Teufel. Aber hierzulande brauchst du keine Angst zu haben vor der Polente. Und eine Fremdenlegion gibt es auch nicht. Da können wir ganz unbesorgt auf die Fahrt steigen und unterwegs die reichen Engländer mitnehmen. Die sind alle ein bißchen dumm, und wenn man ihnen einen richtigen Kohl vormacht, kann man ihnen die Pfunde ganz leicht abknöpfen. Sind wir aber erst mal im Gran Chaco, so werde ich selber für alles weitere sorgen. Da werden wir dann beide katholisch und lassen uns von der Mission durchfüttern über den Winter. Das habe ich schon öfters so gemacht. Wenn dann das Frühjahr kommt, dann gehen wir hinauf nach Paraguay. Dort ist es wenigstens immer schön warm. Bananen und Orangen gibt es dort die schwere Menge. Und gut sind die Menschen dort. Gut wie Gold! Du brauchst nur einmal über die Straße zu gehen, ehe so eine dunkeläugige Señorita dich beim Arm nimmt: „Toma maté, amigo!“ Das ist noch so ein Land für uns Kunden.“

Der Schulmeister hörte diesen Ergüssen nur mit halbem Ohre zu, und auch die andern hatten kein richtiges Interesse für die verlockenden Bilder, die diese glühende Bagabundenphantasie ihnen vorgaukelte. Stillter und stillter wurde es ringsum, während sich einer nach dem anderen in seinen Poncho rollte. Der Mond war aufgegangen und warf ein blaßes Licht auf die weiße Asche des verglimmenden Lagerfeuers. —

\* \* \*

Die Nacht ist der Vater der guten Gedanken. Was immer am Abend beim Lichte des Lagerfeuers sich schön und gut und erstrebenswert angesehen hatte, das sieht zu-  
meist ganz anders aus, wenn der graue Morgen heraufzieht.

Viel nüchterner und geschäftsmäßiger! Und auch sehr viel realer. Ich beredete die Sache mit dem Schulmeister, der mir noch der Anständigste in der Gesellschaft schien, und noch vor Sonnenaufgang saßen wir zusammen in einem Güterzug, der uns westwärts nach den Zuckerrohrfeldern von Tucuman entführte. Während der Zug in den dämmernden Tag hineinrollte, erzählte der »Schulmeister« seine Lebensgeschichte: Er war Chemiker von Beruf und hatte sich das Geld zum Studium am Munde abgespart. Fleißig und sparsam war er überhaupt immer gewesen, aber Glück hatte er nie gehabt. So war es stetig bergab mit ihm gegangen, bis von all den großen Plänen nichts mehr übrig geblieben war als Ärger und Verdruß und verbissener Hader mit dem blinden Schicksal. Alles in allem war er ein wenig angenehmer Reisegefährte.

Grübelnd schaute er vor sich hin, und während des ganzen Abends wollte nur noch eine einsilbige Unterhaltung aufkommen, bis das eintönige Lied der rollenden Räder uns in den Schlaf gesungen hatte. —

Als ich wieder aufwachte, stand der Wagen einsam und verlassen auf einem Seitengeleise. Durch den Türspalt betrachtete ich die Gegend. Es war eine schöne, sanftgewellte Landschaft mit gelben Maisfeldern und grauen Buschwäldern, über denen der Dunst des frühen Tages wie ein blauer Schleier lag. In einiger Entfernung breitete sich eine ansehnliche Stadt, von der ich bei bestem Willen nicht wußte, wohin ich sie tun sollte. Ein Indianer, der auf der breiten holperigen Straße hinter einer Hammelherde hergeritten kam, schien nicht geneigt, uns hierüber Auskunft zu geben. Verächtlich schaute er uns an aus einem Winkel seiner bösen Augen, während er wortlos vorüberritt. Selbst seine abgetriebene Rosinante bäumte sich auf ob solcher Unwissenheit. Ein des Wegs kommender Milchhändler schüttelte ebenfalls



erstaunt und mißbilligend den schwarzen Haarschopf. „Was das für eine Stadt ist? — Madre dios, wissen Sie es denn nicht? San Christobal! Was denn sonst?“ sagte er mit einer Stimme, in der der ganze Zorn eines gekränkten Lokalpatrioten nachzitterte.

In der grellen Mittagshize standen wir auf der Plaza des Städtchens. Auf den ersten Blick konnte man sehen, daß hier nicht lauter »Hiesige« wohnten! Da hingen weiße Gardinen hinter glänzenden Fensterscheiben; da waren große, saubergelegte Höfe im Schatten knorriger Feigenbäume; da spielten wilde, blondhaarige Kinder auf den Straßen, und die saubergekleideten Frauen vor den Haustüren — ja, das kam mir spaßig vor — die redeten Deutsch!

Ein alter Bäckermeister, in dessen Laden wir Einkäufe besorgten, fragte uns eingehend nach dem Woher und Wohin.

„Was hand'r für e Profession?“ fragte er in seinem breiten Schweizerdeutsch.

„Ingenieur,“ sagte der Schulmeister.

„So, so,“ meinte nachdenklich der alte Mann, und ohne ein weiteres Wort holte er aus dem Schrank eine altmodische Feder und ein verstaubtes Tintensafß hervor. Dann malte er mit ungelenkter Hand ein paar Worte auf einen fetigen Papierbogen, den er einem seiner zahlreichen flachshaarigen Kinder übergab.

„So, das bringsch zum Monsieur Dürand.“

Dann führte uns der Alte in die Wohnstube, wo sie gerade am Kaffeetisch saßen. Eine bunte Kaffeedecke von solidem, gewürfeltem Muster lag auf dem Tisch. Jeder hatte vor sich eine große, bauchige Tasse, und die Alte schleppte immer neue Kannen von duf tendem Kaffee und ganze Berge von appetitlichem Kuchen herbei. Und alle Augenblicke fragte sie uns ängstlich, ob es uns denn schmecke und ob wir uns auch nicht genierten. Der Alte aber, der in dem Sessel

am Ende des Tisches saß, blinzelte nur zuweilen vergnügt über die große Hornbrille, mit deren Hilfe er das »Argentinische Sonntagsblatt« studierte.

Ja, so viel Luxus hatte ich nicht mehr gesehen, seitdem die »Pernambuco« an der Darsena Norte von Buenos Aires angelegt hatte.

Nach einer Weile kam der kleine Junge wieder zurück, gefolgt von einem kleinen, quecksilbrigen Franzosen mit schmalem Gesicht und rabenschwarzem Spitzbart: der Monsieur Dürand.

„Ah bonjour, monsieur,“ rief dieser, als er meiner ansichtig wurde, „à la bonne heure! Je suis ravi!“

„Aber, das ist ja so falsch!“ protestierte der Bäckermeister, der mich offenbar für einen nichtsnutzigen Vagabunden hielt. „Der andre ist der Herr Ingenieur!“

Doch der Franzose hörte ihn gar nicht.

„A la bonne heure!“ sagte er wieder. „Sie kommen gerade wie gerufen. Mon Dieu! Wie ein richtiger Engel vom Himmel! Schon seit drei Wochen sitze ich hier und schreibe mir die Finger wund nach einem Ingenieur, aber bis jetzt ist noch keiner gekommen. Immer vertröstet man mich auf morgen. „Mañana — quien sabe?“ Das ist so die Mode hierzulande. Letzte Woche habe ich's mit einem Mechaniker aus der Umgegend probiert, aber — sacré nom de dieu — der Kerl hat drei Tage lang daran herumgepfuscht, und das Ding läuft immer noch nicht. Was soll ich bloß tun?“

„Aber Monsieur Dürand —“ versuchte ich seinen Rede-  
strom zu unterbrechen, „ich weiß wirklich nicht, ob ich Ihnen viel helfen kann.“

Doch der entzückte Monsieur Dürand ließ sich nicht in seinem Glauben irremachen.

„Aber ich bitte Sie!“ sagte er händeringend, „für Sie wäre das doch eine Arbeit von wenigen Stunden!“



Kurzum, es gab kein Entrinnen vor der stürmischen Beredsamkeit des begeisterten Monsieur Dürand. Schon hatte er uns vor sein »Hotel français« geführt, ehe einer von uns Zeit gefunden hätte zu einem Wort der Erklärung.

„Einen Augenblick!“ sagte Monsieur Dürand, während er über den Hinterhof rannte und kopfüber in eine Kumpelkammer tauchte.

Wenige Minuten später erschien er wieder auf der Bildfläche in einem blauen Arbeitsanzug, wohlbewaffnet mit einem Duzend Schraubenschlüssel aller Größen und Fassons. Dann rief er noch zwei seiner Peone herbei, die er ebenfalls bis zur Grenze ihrer Tragfähigkeit mit Bohrern, Meißeln, Brecheisen und anderen gefährlichen Instrumenten belud. „Eh bien,“ sagte er nach einem prüfenden Blick auf sein Gefolge: „allons!“

Wenn ich mich bisher in einem geheimen Winkel meiner Seele noch der Illusion hingegeben hatte, daß mein technisches Verständnis vielleicht doch auf der Höhe der mir zugemuteten Ingenieuraufgabe stehen könnte, so war es damit zu Ende in dem Augenblick, als wir an Ort und Stelle anlangten, wo wir die Bescherung mit eigenen Augen sehen konnten. Was? Alle diese, in einem genialen Durcheinander über ein halbes Ackerfeld zerstreuten Maschinenteile sollte ich zusammenlesen und daraus eine mechanische Windpumpe mit einem Gasolinmotor aufbauen? Ich, der ich so viel von Motoren verstand, wie die traditionelle Kuh vom Klavierspielen! Ich, der ich mich vor einem laufenden Treibriemen mehr fürchtete als vor einem wildgewordenen Pampapferd!

Doch der Franzose merkte nichts von meiner Verlegenheit. Er machte sich sogleich daran, uns den Fall auseinanderzusetzen, und da das Französische meines Kameraden nie über den großen Plöz hinausgekommen war, mußte ich das ganze Trommelfeuer der gallischen Beredsamkeit aushalten.

Es war ein ununterbrochenes, prasselndes Schnellfeuer, das mir nur ab und zu Gelegenheit gab, ein verständnisvolles „c'est ça“ einzuschalten. Monsieur nahm sich die Zeit, mir alles gründlich zu erklären und seine Vorlesung mit praktischen Demonstrationen zu begleiten. Er tanzte wie ein Dervisch zwischen den Maschinenteilen umher und suchte mit den Schraubenschlüsseln, die fast so groß waren wie er selber.

„Voyons,“ sagte er, „die Sache ist ganz einfach! Die Teile sind ja alle numeriert, und Sie brauchen nichts zu tun, als sie nach dem Reglement zusammenzusetzen. Und wenn einmal ein Teil nicht ganz paßt, so müssen sie ihn eben zurecht feilen, oder abmeißeln, oder, wenn ein Stück zerbrochen ist, so kann man die Teile ja meist wieder zusammenschweißen.“

Nur zuweilen blieb er unvermittelt stehen und schaute mich mit großen Augen an, während er mit dem riesengroßen, blauweißrot getupften Taschentuch den Schweiß abwischte, der in Strömen von der Stirn rann.

„Compris?“

„Parfaitement,“ antwortete ich jedesmal.

Vollauf zufrieden mit seinen beiden Ingenieuren brachte uns der famose Monsieur Durand wieder zurück nach dem Hotel, wo man mit einem leckeren Mahl aufwartete. Doch ehe es mittags an die Arbeit gehen sollte, hatten die beiden Ingenieure noch einmal eine private Unterredung.

„Ja, verstehst du dich denn auf solche Arbeit?“ fragte der Schulmeister mit zweifelnder Miene.

„Keine Ahnung!“ antwortete ich.

Da machte der andere ein höchst bedenkliches Gesicht. „Du,“ sagte er, „es wäre doch am Ende das Beste, wir machten uns aus dem Staube, ehe wir hier gelyncht werden.“ —



Heimlich und mit einem bösen Gewissen marschierten wir davon über die sonnige Landstraße, und keiner von uns wagte auch nur einmal umzusehen, weil der händeringende Monsieur Durand uns in unseren Gedanken verfolgte wie ein Gespenst. Mir war, als ob ich noch immer deutlich hinter mir seine verzweifelte Stimme vernähme: „Messieurs, je vous en prie — —“

Es war gut, daß wir bald einen Italiener antrafen, der sich anbot, uns mit seinem leichten Wagen nach der Bahnstation zu fahren. Das ließen wir uns nicht zweimal sagen und machten es uns auf der breiten Holzbank zwischen dem Alten und seinem etwa zehnjährigen Mädchen bequem. Das kleine Würmchen trug den stolzen Namen Adria, denn Papa war selbst noch in Amerika ein eingeleischter Irredentist. Er selbst hieß mit Vornamen allein: „Hannibal, Alexander, Garibaldi.“

Wie bescheiden sind doch wir Deutsche mit unseren nüchternen, phantasielosen Vornamen! Karl oder Heinrich oder Jakob oder Kurt. Und wenn einer einmal seine Phantasie etwas weiter schweifen läßt und seinen hoffnungsvollen Sprößling »Roderich« oder seine Tochter »Marzipilla« taufte, so schütteln die Leute die Köpfe und sagen: „Ist denn einer in deiner Verwandtschaft, der also heißt?“

Das ist bei den Ausländern ganz anders. In bezug auf die Masse der Vornamen stehen entschieden die Holländer obenan. Was ein richtiger Mijnheer ist, der tut es nicht unter fünf. In der Qualität aber gebührt die Palme den Yankee: Mayor, Colonel, Marshall. Oder George Washington, Abraham Lincoln, Andrew Jackson oder Henry Clay. Ist es nicht schon eine ansehnliche Mitgift, wenn man als Marshall Smith oder als Abraham Lincoln Jones auf die Welt kommt?

In der Neugestaltung blumenreicher, phantasievoller Vornamen sind aber die Italiener allen anderen über. »Adria« ist unzweifelhaft ein hübscher und klangvoller Name. »Italia« ist auch nicht übel. »Avanti Savoia!« klingt schneidig. Zuweilen ist es aber doch zuviel der Kühnheit. Als vor Jahren das erste italienische Luftschiff über dem Dom von Mailand kreuzte, da taufte ein begeisterter Patriot sein neugeborenes Mädchen »Dirigibile Italiano« (lenkbares italienisches Luftschiff)!

Aber in was für eine Sackgasse bin ich hier geraten über dem Plaudern!

Dieser Hannibal, Alexander, Garibaldi — um wieder mit der Erzählung ins alte Gleis zurückzukommen — wurde nicht müde, uns im zungenfertigsten Italienisch zu unterhalten. Das Leben hier in Argentinien — so meinte er — sei buona, molto buona. Dagegen in Italien! buonissima! Schneller als man gedacht, waren wir wieder an der kleinen Eisenbahnstation angelangt, die ziemlich einsam und verlassen am Rande eines struppigen Buschwalds stand, aus dem eben die Nacht hervorgekrochen kam.

Schwärzer noch als die Nacht kam ein Gewitter hinter dem Buschwald heraufgezogen. Es fing an zu regnen; es regnete wirklich! So lange hatte man vergeblich darnach ausgeschaut, so lange war alles Leben verdorrt und vertrocknet unter der erbarmungslosen Sonne, so lange hatte der Himmel in mitleidslosem Blau gestrahlt und die Wolken, die sich oftmals um die Mittagsstunde zusammenballten, waren immer und immer wieder zerronnen ohne einen Tropfen für das verschmachtende Land, so daß man im Ernste gar nicht mehr an solches Wunder zu glauben vermochte. Nun aber war der Bann gebrochen, und es fielen wirklich und wahrhaftig dicke Regentropfen, die die vertrocknete Erde mit langen, durstigen Zügen in sich auffog. Bald war es zuviel



des Segens. Eine Stunde Regenwetter ist in allen Zonen eine harte Probe, wenn man draußen im Busch ohne Dach ist; aber so ein argentinischer Wolkenbruch ist doch etwas anderes, als ein zahmer europäischer Landregen. Hier hatten sich im wahrsten Sinne des Wortes die Schleusen des Himmels geöffnet, und unter grellem Blitzen und betäubenden Donnerschlägen rauschten die Wassermassen herunter, als ob sie die Erde selbst mit sich hinwegschwemmen wollten. Der alte Packwagen, in dem ich Zuflucht gesucht hatte, bot nicht mehr Schutz vor dieser Sündflut, als ein Sonnenschirm vor einer Kanonenkugel. Bald war kein trockener Faden mehr an mir, und immer rauschte das Wasser noch weiter. Richtig wie ein begossener Pudel stand ich da. Melancholisch schaute ich hinaus in das graue Unwetter. Das Leben kam mir mit einemmal so sinn- und zwecklos vor. Gar nicht zufrieden war ich mit mir und meinen Taten in Südamerika. Das Glück wollte ich finden und hatte doch nur immer mit genauer Not das Unglück bei den Rockschößen erwischt. ‚Wo du nicht bist, dort ist das Glück,‘ konnte ich nach berühmtem Muster sagen. War es nicht wie ein Verhängnis gewesen? Überall wo ich meinen Fuß hinsetzte, war gleich eine Missernte, eine Heuschreckenplage, schlechte Konjunktur und Arbeitslosigkeit oder sonst irgend eine Kalamität über die Menschheit gekommen, und wenn es je einmal irgendwo Brei regnete, so hatte ich gewiß keinen Löffel mitgebracht.

Und das sollte nun immer so weiter gehen? Da sollte ich nun immer, immer weiter wandern wie ein hungriger, heimatloser Landstreicher?

Nach dem Gran Chaco.

Warum?

Nach Bolivien.

Warum?

über die Anden.

Warum?

Warum? Warum? Ich fing wirklich an, darüber ernsthaft nachzudenken. — Aber natürlich! — beim Teufel, ja! weil es dort drüben in der blauen Ferne so sehr viel schöner war als im Lande Argentinien. Bolivien war ein gar interessantes Land; die Anden, den Gran Chaco, das mußte man gesehen haben!

Denn dort drüben über den Wäldern und über den Bergen, dort auf den unruhigen Wellen des blauen Meeres, da mußte es doch ganz gewiß zu finden sein: das Glück — das Glück! Wo anders sollte es denn wohnen?

## Durch den Gran Chaco.

Ein weiser Rat: „Reise allein!“ — Mitten im Urwald. — Bössartige Indianer. — Die gestrenge Polizei. — Verhaftet. — Ein bequemes Gefängnis. — Nächtllicher Marsch durch den Urwald. — Der Panther auf den Eisenbahnschienen. — Abenteuerliche Reisegefährten. — Böse Gesellschaften verderben gute Sitten. — Ein wildes Abenteuer und sein glimpfliches Ende. — Mit den »Gringos« ist nicht zu spaßen. — Wieder unter Menschen. — Der Kontrakt auf der Zuckerplantage. — Der liebesdürstige Mechaniker. — Ein weiteres Abenteuer, aus dem man ersehen kann, daß eine Dampfmaschine kein Spielzeug ist. — Tucuman aus der Ferne.

Haßt du schon einmal den Seifenblasen zugesehen, mit denen sich die Kinder an hellen Sommertagen die Zeit vertreiben? Sie sind wie so vieles andere in diesem Leben. Aus kleinen Anfängen werden sie zu wunderlichen Gebilden, zu glitzernden Märchenschlössern, in denen sich die Sonnenstrahlen in tausend Farben brechen. Und gerade wenn's am schönsten ist, ist die kurzlebige Herrlichkeit auch schon so schnell verpufft, wie es eben nur bei einer Seifenblase möglich ist.



Ach, und es gibt auch so viele große Kinder! Die träumen am helllichten Tage und laufen beharrlich den Seifenblasen nach, bis sie eines Tages zu ihrem Schaden herausfinden müssen, daß das lustige Gebilde ihrer Phantasie verpufft ist wie eine echte Seifenblase, mit der die Kinder spielen.

Nun, mein derzeitiger Reisegefährte — der Schulmeister — war kein Mann der Seifenblasen. Er war vielmehr ein nüchternen Tatsachenmensch, der stets mit den gegebenen Verhältnissen rechnete. Meine Reisepläne wollten ihm gar nicht einleuchten. Er konnte sich schlechterdings nicht vorstellen, warum er ohne triftige Gründe tausend Kilometer weiter wandern sollte. Wer verbürgte uns denn, daß dort oben in Tucuman die Verhältnisse besser wären wie hier? Es wäre doch sicherlich vernünftiger, wenn wir zurückkehrten nach Rosario und dort noch einmal unser Glück in der inzwischen wohl wieder eröffneten Zuckersabrik versuchten. Anderenfalls könnte man es einmal auf irgendeiner Estancia mit der Majordomolautbahn probieren. Das sei jedenfalls mehr zu empfehlen als so eine Wildbegänsejagd in die Wildnis hinein. Er mochte wohl recht haben, aber — nun ja, der Mann hatte eben keinen Tropfen Bagabundenblut in den Adern!

So setzte ich denn mit dem nächsten Güterzug die Reise allein nach Tucuman fort. Im Grunde genommen war es mir gar nicht unlieb, daß mein Gefährte mich im Stich gelassen hatte.

Ob König, ob Bettler,  
Merk' eines dir fein:  
Willst schneller du reisen,  
So reise allein.

Das ist ein weiser Rat, der leider nur allzuwenig befolgt wird, zumal bei den Rittern von der Landstraße.

Eine Schwäche, die einer gewissen Art von Bagabunden aller Länder gleichermaßen anhaftet, ist die Angst vor der Einsamkeit. Selten zieht er *uni solo* seine Straße, und das ist auch nur allzubegreiflich. Denn die Einsamkeit ist die Mutter aller bösen Gedanken. Wenn man so allein und ohne alle Ablenkung über dem Campfeuer sitzt und in die unruhige Flamme hineinstarrt, so ist es, als ob gleich einem wüsten Gespenst das böse Gewissen selber daraus emporsteige. Warum — so fängt man an sich zu fragen — warum mußt du hier auf dem kalten Boden neben dem Feuer liegen, wo andere in Federbetten schlafen? Warum mußt du hungern, wo andere essen? Warum hast du kein Geld, warum kein Obdach, keine anständige Kleidung? Warum? Warum? — oder hast du vielleicht noch irgend etwas gemein mit den Menschen, die da sauber und wohlgekleidet, in bürgerlicher Wohlständigkeit durch die Straßen gehen, oder mit den satten, selbstzufriedenen Bürgerseuten hinter den Ladentischen, oder mit den Kindern, die vor den Hausthüren spielen, oder glaubst du wohl gar, daß dir zuliebe heute abend auf der Plaza die Musik spielen würde, oder daß die gefallsüchtigen *Señoritas* sich für dich gepuzt hätten — oder — oder ist etwa hier in ganz Argentinien einer, der etwas von dir wissen wollte und sich den Teufel darum scherte, ob du hier bist oder nicht; einer, der den Finger krumm machen würde für dich — für dich, Bagabund!?

Es gibt Leute — aber das sind keine geborenen Ritter der Landstraße — die von solchen Gedanken nicht mehr loskommen. Darum fürchten sie sich vor der Einsamkeit mehr wie vor einem reißenden Löwen. Mühselig und beladen, mit einem Kopf voll grübelnder Gedanken, ziehen sie ihre Straße, und wenn sie unterwegs einem begegnen, der auch zu der Zunft der Landstreicher zu gehören scheint, so hängen sie sich an ihn wie die Kletten, und es ist kein Entrinnen vor



dem Strom der Beredsamkeit, worin sie ihre eigenen bösen Gedanken zu ersäufen suchen. Denn diesen Leuten fehlt, wie gesagt, vollkommen der Sinn des echten Landstreichers, für den in der Ferne immer alles blau und schön ist. Ihr Sinn haftet an der grauen Gegenwart mit ihrer Not und ihren Entbehrungen, die sie zermürben.

In keinem Lande aber scheint der Herdentrieb unter den Kindern der Landstraße so sehr ausgebildet zu sein, wie gerade in Argentinien. Ein alleinreisender Landstreicher ist dort geradezu eine Seltenheit. Ein Mann, von der *Lingera* ohne »Compagnero« ist wie ein Stier ohne Hörner, ein Huhn ohne Federn, oder meinetwegen auch ein Esel ohne Ohren. Mißtrauisch wird ihn sein Kollege von der Landstraße begrüßen: „Y tu compagnero?“

„No tengo! — Hab' keinen!“

„Como no!“

Kopfschüttelnd wird er weiter gehen. — Ein Mann von der *Lingera* und kein Compagnero! Da ist — nein, da muß etwas faul sein im Staate Dänemark!

\* \* \*

Gar mancher Compagnero ist mit mir getipelt auf den Landstraßen und auf den Eisenbahnschienen im Lande Argentinien. Es waren Leute darunter, die Großes gewollt und klein geendet haben; verkommene Subjekte, denen Morphium und Opium und Alkohol und anderes Teufelszeug das letzte bißchen Halt geraubt hatten in ihrem jämmerlichen Leben, und andere, die ihr Lebtag nichts anderes gekannt hatten als Mühe und Arbeit und nimmer endende Entsagung und schließlich doch noch liegen geblieben waren am Wegrand des Lebens. — Ja, und da waren die anderen, die über allen Mühen und Entbehrungen doch nimmer die gute

Laune verloren und trotz aller Enttäuschungen noch immer geradeaus der hellen Sonne und der blauen Ferne entgegenmarschierten, weil ihnen gerade so und nicht anders das Leben am allerbesten gefiel. — Soll ich von allen diesen etwas erzählen? Es gäbe wohl ein Buch, das dicker wäre als dieses hier, mit allen meinen südamerikanischen Abenteuer.

Da traf ich z. B. eines Tages in der Nähe der Santa Febahn einen deutschen Kunden, den sie den Roten Jakob nannten. Seinen eigentlichen Namen habe ich nie erfahren, und er war mir auch höchst gleichgültig, denn um derartige Kleinigkeiten kümmert sich kein Mensch in dieser fröhlichen und gefährlichen Unterwelt der Bornamen. Jedenfalls paßte das Pseudonym ganz ausgezeichnet, denn er hatte einen gar vornehmen fuchsröten Vollbart, auf den er große Stücke hielt. Auch sonst war er eine Erscheinung, die etwas vorstellte. Groß und stattlich, lange Nase, scharfe Gesichtszüge und ein Mundwerk, das überfloß von wohlgesetzten Reden im korrektesten Hochdeutsch. Alles an ihm deutete auf vergangene Größe als Leutnant, Referendar oder dergleichen — damals in Deutschland, als er noch nicht der Rote Jakob war. Vielleicht war er auch nur ein verkrachter Gerichtsschreiber oder ein verbummelter Student oder ein Handlungsgehilfe, der mit der Portokasse durchgegangen war. Woher soll ich es wissen? Nach so etwas fragt man nicht in diesem »Milieu«.

Jakob war schon länger in Argentinien als irgend einer der Kunden sich ausdenken konnte, aber die Eindrücke des fremden Landes waren an ihm heruntergelaufen wie das Wasser von einer Dachrinne. Selbst hier in der Pampa war er noch derselbe pedantische Altkhengst, der er in Deutschland gewesen. Sein Gott war die Karriere. Darüber grübelte er bei Tag, wenn er in der glühenden Sonne auf dem



Schienenstrang wanderte, und er träumte davon bei Nacht, wenn er bei dem spärlichen Campfeuer saß.

Karriere ... Karriere ... Heut war es die Post, morgen die Eisenbahn, übermorgen die Steuerverwaltung, für deren Laufbahn er sich interessierte, während er dabei so langsam immer tiefer und tiefer hinunter sank in die Sphäre, wo es mit allen Laufbahnen zu Ende ist. —

Und da fällt mir über dem Erzählen ein anderer Ritter der Landstraße ein, über den ich vor Zeiten oft den Kopf geschüttelt habe. War er ein Philosoph oder war er nur ein armer Narr? Ich weiß es nicht. Wer kann wissen, was in so einem unruhigen Vagabundenhirn alles vor sich geht? So will ich von ihm erzählen; mag sich jeder einen Vers auf ihn machen, wenn er kann.

Weit drinnen in den Maisfeldern der Provinz Santa Fe habe ich ihn angetroffen. Er saß auf dem Schienenstrang und brütete tiefsinnig vor sich hin mit der Miene eines Mannes, der über das Problem des Perpetuum mobile nachsinnt. „Buenas dias!“ sagte ich im Vorübergehen, worauf er mich zornig anschaute mit seinen schwarzen Augen. „Kannst nimmer deutsch schwäze?“ Ich versuchte mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen. Ich fragte ihn nach dem Woher und Wohin; ich machte die treffendsten Bemerkungen über das Wetter und die derzeitige Hitze, aber außer einem gelegentlichen mißmutigen Grunzen war nichts aus ihm herauszubekommen. Als ich mich zum Weitergehen anschickte, nahm er sein Bündel auf den Rücken und folgte mir, als ob das so sein müßte. Stundenlang wanderten wir durch das schattenlose Land. Unberdrossen marschierte er neben mir her wie der Mann mit der Maske im Kino und im Hintertreppenroman. Kein Wort redete er während des ganzen Nachmittags; aber deutlich konnte man sehen, wie es arbeitete hinter der flachen Stirn mit der tiefen Zornfalte. Zu-

weilen kamen unartikulierte Laute aus seinem Munde und es sah aus, als ob er sich zu einer längeren Rede anschickte, aber es blieb beim Vorsatz. Plötzlich blieb er stehen und durchbohrte mich mit einem scharfen Blick seiner schwarzen Augen.

„Kannst du Kastanien essen?“ fragte er unvermittelt.

„Warum nicht? wenn sie gut gebraten sind.“

„Das habe ich mir schon die ganze Zeit her gedacht. Gerade so siehst du aus. Nur die Narren essen Kastanien.“

Wir kamen an einen kleinen Bach, wo wir ein Feuer machten. Der Abend stand rot am Himmel und die Grillen zirpten in den Maisfeldern. Der Duft der Lagerfeuer lag fein über dem Lande. Stundenlang saßen wir da und schauten in die flackernde Flamme, ohne daß einer auch nur ein Wort von sich gab. Es fing an zu dämmern. Die Dunkelheit hockte in allen Ecken und die Sterne begannen langsam am Himmel aufzumarschieren. Plötzlich erfaßte den anderen eine Anwandlung von Beredsamkeit.

„Und es kommt alles nur von dem verfluchten Gequassel!“ sagte er unvermittelt. „Würden die Leute ihren Mund halten, so könnten sie sich viel Ärger ersparen. Und man wüßte nicht, wie dumm sie sind. Aber das ist es gerade! Keiner kann den Mund halten; und am allerwenigsten die Kunden in Argentinien. Das kannst du mir glauben, denn ich bin hier schon länger auf der Walze als irgendeiner von den anderen Jungens. In zehn Jahren habe ich keinen anständigen Compagno gehabt mit Ausnahme von einem einzigen, und der war stumm. — So einen werde ich so schnell nicht wieder finden. Wenn ich Geld genug zusammen habe, werde ich mir einen Hund kaufen als Compagno. Mit dem werde ich hinaufreisen in die Provinz Cordoba, wo es fette Kloster-suppen zu essen gibt und die Menschen so selten sind wie hierzulande die Pesos, oder



hinunter nach Chubut oder Santa Cruz oder besser noch nach Patagonien. Wenn's nach mir ginge, würde man ihnen allen die Zunge herauszuschneiden!"

Über dem Einschlafen murmelte er noch manches, was ich nicht verstand und im Schlaf noch murrte er zuweilen wie ein bissiger Kettenhund, wenn er vor der Hütte ins Träumen kommt.

Am nächsten Morgen war er verschwunden. —

\* \* \*

Weiter ging die Reise . . . Mir war gar fröhlich zuzumute, wie die geschäftige Lokomotive das prasselnde Feuerwerk der roten Funken in die nun wieder sternklare Nacht hinausspie und die ratternden Räder immer schneller und schneller der schweigenden Wildnis entgegenseilten. Als der Tag graute, lag die gesittete Welt mit ihren Häusern und Feldern schon weit hinter uns, und die weichen Strahlen der aufgehenden Sonne umspielten die blühenden Kaktusfelder, über deren dornigem Gestrüpp ein bunter Schleier von leuchtenden, satten Farben lag. Hier und da ragten einzelne Kakteen wie richtige Bäume über die anderen hinweg und reckten gewaltig ihre schwarzen Arme gegen den roten Morgenhimmel. Aber auch diese finsternen Gesellen waren mit freundlichen, weißen Blüten geschmückt. — Licht und Sonne, Klang und Farbe lagen in diesem Bilde.

Nach einer Weile wuchsen schwarze Wälder aus dem Boden. Erst standen sie weit in der Ferne, und ihre dunkelblaue Linie brachte eine neue Farbe in das farbige Bild. Dann kamen sie näher und näher heran, wie drohende Gewitterwolken, und schließlich standen sie dicht am Bahndamm. Schwarze, unheimliche Baumriesen schauten mürrisch in den blaßblauen Himmel, und es war, als ob ein kalter,

fröstelnder Hauch von dem moßrigen Waldboden aufstiege. — Das war der »Chaco« der Provinz Santiago del Estero, der »Chaco santiaguino«. Als Chaco bezeichnet man in Argentinien die Urwälder und Savannen, die im hohen Norden des Landes den größten Teil der Territorien Gran Chaco, Misiones und Santiago del Estero einnehmen. Zuweilen nennt man sie auch »Selvas« oder Waldwüste. Und in der Tat: Wenn man in einem, von üppigem Pflanzenwuchs bedeckten Lande von einer Wüste reden darf, so ist es hier, in der düsteren Einsamkeit der Wälder. Schwarz und unheimlich ist es in dem Dickicht, wo, genau wie im Leben der Menschen, die großen und kleinen Pflanzen um ihr bißchen Dasein kämpfen. Kümmerliche Büsche fristen ihr Leben im Schatten der Baumriesen. Wuchernde Schmarozerpflanzen schlingen sich um die weißen Stämme und saugen das junge Leben aus den wachsenden Bäumen. Hier und da steht ein stolzer Riese, der alle anderen beiseite gedrückt hat und nun trotzig seine breiten Äste der Sonne entgegenreckt, bis er eines Tages selber fällt und vermodert und neue Bäume aus seinem morschen Holze herauswachsen. Träge fließen die schlammigen Flüsse durch diese endlosen Ebenen, und wenn zur Regenzeit die großen Wassermassen von den Cordilleren herunterkommen, so überschwemmen sie die Gegend mit Seen und Sümpfen und übelriechenden Tümpeln, die ein Paradies sind für Schnaken, Moskitoz, Skorpione und allerlei anderes eßliches Getier. Tief im Dschungel hausen Panther, Pumas, Wildkazen, Tapire und tödliche Schlangen. Aber die gefährlichste aller Bestien, die im Gran Chaco vorkommen, das ist der Mensch.

Düstere Indianer mit mächtigen, blauschwarzen Haarmähnen und giftgrünen Augen sind hier zu Hause. Auch sie sind nicht mehr ganz unbeleckt von der Kultur. Sie tragen Konfektionsware, die aus Manchester kommt und sprechen



auch meist ein halbwegs verständliches Spanisch. Aber unter dieser Lünche von europäischer Höflichkeit sind sie noch so wild wie das Land, das sie bewohnen. Glücklicherweise sind sie dünn gesät. Nur hier und da trifft man ein kleines Pueblo mit ein paar lärmenden Sägemühlen, die das in jenen Wäldern massenhaft vorkommende Quebrachoholz verarbeiten. Unter den vorspringenden Bastdächern der arm-seligen Hütten kochen häßliche alte Weiber das Mittagessen am offenen Feuer. Schmutzige Kinder und bissige Hunde treiben sich in der Nähe herum. Vor der Tür sitzt ein alter Graukopf und schlürft stumpfsinnig seinen Mate aus der Bombilla.

Das Erscheinen eines Gringo in der Gegend ist jedesmal ein Ereignis. Wie ein Wildfeuer verbreitet sich die Kunde. Männer, Frauen und wasserköpfige Kinder kommen herbeigeeilt und starren den Frembling mit großen Augen an. „Woher kommt er? Wohin geht er?“ fragen hundert Stimmen auf einmal. Wo er geht und steht bilden sie Queue auf seinen Spuren. Diese Neugierde wird nur noch übertroffen durch ihre Ungefälligkeit und ihr Mißtrauen dem Fremden gegenüber. Ein Gringo ist in den Augen jener Naturkinder ein Teufelskerl, der es darauf abgesehen hat, sie um ihr Hab und Gut zu bringen. Man kann ihm nicht trauen. Keinen Finger breit. Das beste ist, wenn man sich gar nicht erst auf ein Geschäft mit ihm einläßt.

„Que quiere?“ wird man vom Almacenero angefahren, der eben hinter der schmutzigen Tefe seines Kramladens den Mate schlürft.

„Ich möchte ein Stück Seife kaufen.“

„Was?“

„Nur ein Stück Seife.“

„Ich hab' keine Seife!“

Für Geld und gute Worte ist nichts zu haben; weder

im Almacen noch sonstwo. Will man ein Stück Fleisch kaufen, das vor irgendeiner Hütte hängt, so wird man bloß einem verständnislosen Grinsen begegnen. Im Nu werden alle Nachbarn versammelt sein, und sie werden sich nicht mehr zu helfen wissen vor Lachen und Gestikulieren. Wie? Was will der Gringo? Fleisch? Madre dios! Was kann er bloß mit Fleisch wollen. Wahrlich, ich habe in meinem Leben schon öfters mit Wilden zu tun gehabt; mit Eskimos und mit Itkaliindianern, aber die da im Gran Chaco —

\* \* \*

Täglich wurde mein Sehnen größer nach den Fleischtöpfen der Pampa und nach den fetten Suppen, die man dort unten für billig Geld aus Reis und Rindfleisch kochen konnte. In einer Beziehung hatte man es hier ja besser. Man brauchte keinen trockenen Kuhmist zusammenzulesen, um damit ein mühsames Lagerfeuer zu unterhalten. Hier gab es Brennmaterial in Hülle und Fülle, aber wenn man etwas zum Kochen haben wollte, so mußte man sich unter Lebensgefahr die Maiskolben und die dicken Süßkartoffeln aus den Gärten holen, die neben den armseligen Hütten lagen. Das brachte mich am Ende mit der hochmögenden Polizei in Konflikt.

Höchst eigentümlich ist das argentinische Polizeiwesen. Der Schutzmann in den großen Städten, wie Buenos Aires oder Rosario, ist im allgemeinen nicht übel, aber eine wahre Landplage sind die Feldgendarmen: die Vigilanten. Der argentinische Vigilante ist ein armer Teufel. Er bezieht ein Gehalt von vierzig Pesos im Monat, womit er sich und sein Pferd verpflegen muß. Für alle übrigen Einkünfte muß er die Augen offenhalten, ob er nicht einen armen Reisenden erwischt, dem er etwas abnehmen könnte. Einer ihrer beliebtesten Kniffe ist es, entlang der Bahnlinie den



schwarzfahrenden Gringos aufzupassen, um dann von ihnen den doppelten Fahrpreis zu erpressen.

Schon an einer der ersten Stationen im Chaco hatte ich einen Zusammenstoß mit einem solchen Wächter des Gesetzes. Ein Leugnen war nicht möglich, denn er ertappte mich auf frischer Tat, wie ich gerade aus dem Güterwagen herauskam.

„Pague el doble!“ rief er voll Begeisterung. „Bezahlen Sie das Doppelte!“ Es wäre mir ein leichtes gewesen, wieder davonzulaufen, denn er war ein alter gebrechlicher Mann, und da er barfuß ging und überdies durch seinen langen Säbel am Laufen behindert war, hätte er mich wohl kaum eingeholt, wenn ich es auf einen Wettlauf über die spitzen Steine hätte antommen lassen. Aber da er gar so harmlos aussah, ließ ich ihn gewähren. Er führte mich nach dem »Calebus«, einem kahlen, viereckigen Hof, von dessen gelben Lehmmauern die Sonne abprallte. An der einen Seite des Hofes ging es durch eine Art kümmerlicher Veranda in die Hütte des Vigilanten. Dort saßen ein paar Weiber, von denen man nicht sagen konnte, ob sie alt oder jung waren, und hatten braune, appetitliche, mit gepfeffertem Fleisch gefüllte »Empanadas«, die sie mir für zehn Centavos das Stück verkauften. Dann tranken wir zusammen Mate aus der Bombilla, und während die Tasse von Mund zu Mund ging und die Weiber nach jeder Runde wieder heißes Wasser nachfüllten, wurde der Alte nicht müde, mich über Europa und Alemania auszufragen. Reisen — ah, das wäre auch sein Fall! meinte er. Wenn er nur das nötige Geld hätte, dann würde er sich auch einmal in der weiten Welt umsehen. Bis hinunter nach San Christobal wollte er reisen, oder vielleicht sogar bis hinauf nach Tucuman! Aber was könnte sich denn einer leisten für lumpige vierzig Pesos im Monat? Ja, wenn er lesen und schreiben könnte! Dann

wäre das ganz etwas anderes. Dann wollte er bald Kommissario werden und leben wie ein Caballero. Zu jedem fünfundzwanzigsten Mai wollte er nach Buenos Aires reisen und auf der Plaza Saenz Peña Fandango tanzen. Aber so weit werde er es wohl nie bringen. Die Gelehrsamkeit sei eben nicht jedermanns Sache. Es haben nicht alle einen Kopf dazu. Als gegen Abend ein Güterzug nach Westen abging, trennten wir uns als große Freunde. „Vergessen Sie die Adresse nicht, wenn Sie allenfals wieder einmal hier vorbeikommen sollten,“ rief mir der Vigilante noch in der Türe nach.

Der war wenigstens noch ein Gemütsmensch. Mit seinen Kollegen auf anderen Plätzen des Gran Chaco habe ich weniger gute Erfahrungen gemacht; namentlich auf größeren Stationen, wo ein „Kommissario“ hauste. Der Kommissario ist der Vorgesetzte des jeweiligen Polizeidistrikts, und ich fürchtete mich vor ihm wie vor einem Räuberhauptmann. Er ist der einzige Vertreter der „Intelligenz“ in dieser Wildnis. Zwar geht seine Wissenschaft selten über eine halbwegs anständige Kenntniss der spanischen Schriftsprache, aber auch damit kann man schon Eindruck machen im Gran Chaco. Im Reiche der Blinden ist der Einäugige König. Auf die zureisenden Gringos hat der Kommissario stets ein scharfes Auge. Solche Leute sind ihm immer höchst verdächtig. Wo kamen sie her? Wo wollten sie hin? Und was um des Himmels willen, was konnte so ein Gringo im Gran Chaco wollen? Und dann kam stets die schicksalschwere Frage: „Sind Sie ein Russe?“

Erst später, als der Gran Chaco schon hinter mir lag wie ein böser Traum, habe ich aus der Zeitung erfahren, was es mit dieser Frage auf sich hatte. Russische Anarchisten hatten während der Hundertjahrfeier in Buenos Aires einen Generalausstand angezettelt, verbunden mit einer kleinen Re-



volution, bei der auch der Polizeichef ermordet wurde. Nach dem Zusammenbruch der Bewegung war es nicht gelungen, die Urheber des Aufstands festzunehmen. Die meisten waren rechtzeitig übers große Wasser gegangen, aber andere, die nicht mehr fortkonnten, sollten sich irgendwo im Gran Chaco heruntreiben. Russen sollten es sein; Nihilisten von der gefährlichsten Sorte. Kein Wunder, daß jeder Kommissario beim Anblick eines jeden harmlosen Gringo schon ein Ordensband in seinem Knopfloch sah.

Über diesen unliebsamen Auseinandersetzungen mit den hochmögenden Kommissaren und den profitgierigen Vigilanten ging viel schöne Zeit verloren. Eine brennende Ungeduld kam über mich. Fort, nur fort wollte ich aus dieser Wildnis. Einmal, nachdem ich schon während eines ganzen Tages in einem holprigen Güterwagen gefahren war, kam ich in einem ganz ansehnlichen Pueblo an. Es war bei weitem das schönste, das ich seit der Abfahrt von San Christobal gesehen hatte. Summende Sägemühlen standen zwischen goldgelben Maisfeldern. Stattliche Kaufläden reihten sich aneinander an der staubigen Straße. Eine Kirche bohrte ihre beiden spitzen Türme in den blauen Himmel. Aber ich schaute nicht links und nicht rechts, denn die Ungeduld war über mich gekommen wie ein Wirbelwind. Obwohl die kurze Dämmerung der Tropen schon am Himmel zitterte, machte ich mich unverzüglich auf den Weg nach der nächsten Station, die die Kleinigkeit von acht Leguas, d. h. vierzig Kilometer entfernt lag.

Auf den heißen Tag war eine schwüle Nacht gefolgt. Schwere finstere Wetterwolken wechselten ab mit hellem Mondhimmel, von dem die schwarzen Baumwipfel sich so scharf abhoben, als ob sie aus Papier geschnitten wären. Ab und zu fiel ein dicker Regentropfen. Aber ich achtete es nicht. Ich dachte nur an die vierzig Kilometer, die ich noch vor

Tagesanbruch zurücklegen wollte. Wie eine schwarze Mauer stand der Urwald zu beiden Seiten des Bahndammes. Anfangs zählte ich jeden Kilometerpfahl, aber bald nahm die Müdigkeit überhand, und ich tappte nur noch mechanisch weiter, ohne etwas zu denken. — Mit einemmal wurde ich aufgeschreckt aus meinem halbwachen Zustand. Mehrmals mußte ich mir die Augen reiben, um mich zu vergewissern, daß ich auch recht gesehen hatte. War es Wirklichkeit oder war es nur eine Erscheinung, die mich zum besten halten wollte? Kaum zehn Schritte vor mir standen zwischen den Gleisen zwei funkelnde grüne Punkte von merkwürdig flackerndem Licht. Einen Augenblick stand ich wie versteinert.

„Nun will ich glauben, daß es Einhörner gibt,“ mochte ich nach bekanntem Muster sagen. Dann aber faßte ich mir ein Herz und bombardierte das Gespenst mit den spitzen Steinen, die zwischen den Gleisen lagen. Der Erfolg war überwältigend. Zuerst vernahm ich ein böshaftes Zischen und Fauchen, und dann schnellte wie ein Blitz eine wohl zwei Meter lange, fahnenartige Gestalt auf, die sich mit gewaltigen Säzen seitwärts in die Büsche schlug. Ich habe nie herausgebracht, mit wem ich eigentlich die Ehre hatte. Die Eingeborenen, denen ich später von dem Abenteuer erzählte, schworen Stein und Bein, es sei „un leon“ gewesen, worunter sie die in jenen Gegenden häufigen Panther und Pumas verstehen.

Jedenfalls war mir das Abenteuer auf die Nerven gefallen. Überall in dem schwarzen Dickicht glaubte ich die grünen Augen wilder Bestien zu sehen, und bis der dämmernde Tag die Gespenster verscheuchte, hatte ich mir hoch und heilig vorgenommen, nie wieder nächtllicherweile im Gran Chaco über Land zu gehen.

Als ich im Morgengrauen, noch unruhig und aufgeregert von den Erlebnissen der Nacht, auf der nächsten Station an-



kam, traf ich eine Gesellschaft Gringos, die an ihrem Campfeuer zwischen den Bahngleisen einen Hühnerbraten schmorten. Die Kerle sahen ziemlich heruntergekommen aus, aber mein gringohungriges Auge begrüßte sie wie alte Freunde. Der eine war ein junger dänischer Maschinist, der erst vor kurzem von einem Schiff in Rosario weggelaufen war, der andere, ein abenteuerlich dreinschauender Spanier, mit einem Spitzbart wie Don Quijote; der dritte im Bunde ein alter holländischer Kunde, ein richtiger Speckjäger, der wohl nicht erst seit gestern in Argentinien auf der Fahrt war, denn er war stark „verhiesigt“ und saugte seinen Mate aus der Bombilla wie ein echter Argentinier.

„Böse Gesellschaften verderben gute Sitten“. Dies muß ich zu meiner Entschuldigung vorausschicken, ehe ich als gewissenhafter Chronist auch von dem nachfolgenden Abenteuer erzähle, selbst auf die Gefahr hin, den Makel eines entsprungenen Sträflings auf mich zu laden.

Mit einem Güterzug setzten wir selbviert die Reise nach Tucuman fort. Wir hatten einen wunderschönen Packwagen ausfindig gemacht, der bis zur halben Höhe mit sauberen Kisten gefüllt war, über denen eine Lage von wunderbar weichem Holzstroh lag. Wir machten es uns bequem für eine lange Reise. Auf dem Stroh breiteten wir die Ponchos aus. Der Holländer holte ein Paket schmieriger Karten hervor, mit denen wir uns beim Scheine einer trüben, flackerigen Kerze in eine Partie Sechszundsechzig vertieften. Darüber vergaßen wir alle Vorsichtsmaßregeln und fielen schon an der nächsten Station dem Aufsichtspersonal in die Hände.

Der Stationsvorsteher zitterte vor Wut, als wir ihm vorgeführt wurden. Was uns denn einfiel, die Plombe eines versiegelten Wagens zu erbrechen? Ob wir denn nicht wußten, daß hierauf eine Strafe von einem halben Jahr Gefängnis stünde? Und gar noch an diesem Wagen!

Madre dios! Wissen Sie denn, was in diesen Kisten drin ist? Sprengstoffe!! Und da machen sich die Gringos noch mit einer Kerze im Holzstroh zu schaffen! Nein, das konnte man sich doch nicht gefallen lassen, daß jeder Hergelaufene Bagabund einen ganzen Eisenbahnzug mit dem gesamten Personal in die Luft sprengte! Hier mußte einmal kräftig vorgegangen werden. Mit dem nächsten fälligen Personenzug sollten wir zurückbefördert werden nach Santa Fe, wo dann der Staatsanwalt den Fall in die Hand nehmen würde.

Da standen wir nun auf dem menschenleeren Bahnsteig und warteten auf den Zug, der uns in unser Unglück führen sollte. Ins Gefängnis! Der Spanier verfluchte alle Heiligen im Kalender; die Augen des Dänen sprühten Gift und Galle, der Holländer faßte sich an seinen wirren Haarschopf, und auch mir war gar nicht geheuer zumute. Im Grunde genommen war ich ja ganz unschuldig an der Sache. Ich hatte keine Ahnung davon, daß der Wagen vorher versiegelt war, und daß der Spanier, dieser Teufelskerl, die Bleiplombe abgerissen hatte. Aber würde man mir glauben, wenn ich das alles erzählte? Würden solche Ausreden meinen Fall nicht noch verschlimmern? „Mitgegangen, mitfangen usw.“

Es war eine schwüle, gewitterdrohende Nacht. Der Himmel hing voll düsterer Wolken. Über dem Buschwald grollten leise die Donner, und es wetterleuchtete in der Ferne.

„Ah,“ dachte ich mir, „wenn das Gewitter nur näher käme! Dann hätten wir am Ende noch eine Aussicht!“

Aber die fahrplanmäßige Ankunftszeit des Zuges war schon verstrichen, ohne daß das Gewitter näher gekommen wäre. Die Fahrgäste drängten sich auf dem Bahnsteig. Einer von ihnen machte sich an den Vigilante, der uns bewachen sollte.



„Que tal, amigo!“ sagte er, indem er ihm freundschaftlich auf die Schulter klopfte, „die Nacht ist kalt. Trinken wir eine Caña.“

„Siehst du nicht, daß ich Dienst habe?“ antwortete der Vigilante.

„Eh bueno!“ meinte der andere, indem er den Widerstrebenden mit sich fortzog, „das hindert dich doch nicht daran, ein Gläschen Caña zu trinken mit einem guten Freunde. Im Gegenteil! Wenn du erst deinen Magen wieder aufgewärmt hast, dann wirst du nachher um so mehr auf dem Posten sein.“

Das schien dem Vigilante einzuleuchten. Immer noch zögernd folgte er seinem Verführer. Im Fortgehen warf er uns noch einen prüfenden Blick zu.

„Bleiben Sie hier stehen, Caballeros,“ sagte er mit ängstlicher Miene, „ich bin gleich wieder zurück.“

Wer aber vorerst nicht wieder zurückkam, das war der Vigilante. Aus der einen Caña wurden mehrere, und noch immer war von den Bechern nichts zu sehen, als schon der Zug herangebraust war und die sonore Stimme des Zugführers über den Bahnsteig hallte: „Señores pasajeros, al tren!“ Während nun die Fahrgäste mit ihren Bündeln umherliefen, machten wir uns die allgemeine Verwirrung zunutze, um mit französischem Abschied zu verschwinden. Um nicht aufzufallen, gingen wir zuerst ganz langsam und bedächtig zu Werk, aber sobald uns draußen das Dunkel umfing, nahmen wir die Beine unter die Arme. Nie wieder in meinem Leben bin ich so gerannt wie damals! In der Dunkelheit tappte ich bis über die Knie in einen schlammigen Wassergraben, dann zerriß ich den Rockärmel an einem Stachelbrahtzaun, dann stolperte ich über meine eigenen Beine, aber ich schaute nicht links und nicht rechts. Fort, nur immer fort! In einem tiefen Graben an einer

sandigen Straße fanden wir uns alle wieder und warteten in atemloser Spannung auf die weitere Entwicklung der Dinge.

Man mußte drüben unsere Flucht bereits entdeckt haben, denn der Nachtwind trug ein gewaltiges Geschrei zu uns herüber. Ein Reiter kam in vollem Lauf die Straße einhergesprengt. Der Hufschlag seines Pferdes spritzte mir den Sand ins Gesicht, aber ich rührte mich nicht. Eine ganze Weile lagen wir regungslos und wagten kaum zu atmen. Wie lang, wie endlos lang waren diese Minuten! Wollte dieser verwünschte Zug denn niemals abfahren? — Ah, endlich fing es dort drüben an zu puffen und fauchen. Man hörte das Knarren der Achsen und das Rollen der Räder, das mir schöner klang als die schönste Musik. Und als gar die Lokomotive weit drinnen im Buschwald noch einmal laut aufheulte, da konnte ich das Lachen nicht verbeißen, denn mir war, als ärgerte sie sich über die entgangene Beute.

Die augenblickliche Gefahr war vorüber, aber was nun? Von einem Verweilen am Orte war keine Rede, und zu Fuß irgendwo anders hingehen konnten wir auch nicht, weil man uns Schwerverbrechern inzwischen gewiß schon alle Vigilanten der weiten Umgebung auf den Hals geheßt hatte. Es gab nur eine einzige Rettung aus der peinlichen Lage, das war der vor der Station auf einem Seitengleis liegende Frachtzug, der nur auf das Vorbeifahren des Personenzugs wartete, um seine Reise nach Westen fortzusetzen. Den mußten wir „machen“, wenn wir von hier fortkommen wollten. Da wir uns nicht mehr zurück nach der Station trauten, beschloßen wir, dem Zug auf offener Strecke aufzupassen und ihn dort „im Fahren“ zu erwischen. Die geeignetste Stelle hierfür schien eine kleine Bodenwelle, nicht weit hinter der Station, wo der Zug, der ohnehin noch nicht die volle Geschwindigkeit hatte, seine Fahrt noch mehr ver-



langsamem mußte. — Dorthin rannten wir, so schnell uns die Beine trugen.

Als wir atemlos an der bezeichneten Stelle angelangt waren, kam der Zug schon herangebraust. Der Boden zitterte unter dem Stampfen der Lokomotive. Die stählernen Schienen leuchteten hart und kalt im Lichte des Scheinwerfers. — Nur nicht ängstlich! — Schon war es über uns, das wilde Heer. Der Spanier stürzte unbedenklich auf einen der Wagen. Einen Augenblick sah es aus, als ob ihn die Räder zermalmen würden, aber schon saß er oben auf einem Flachwagen.

Der Mann hatte mehr Glück, als er verdiente. Noch nie hatte ich jemand auf so unwissenschaftliche Weise einen fahrenden Güterzug erklettern sehen. Ich, der ich in Nordamerika schon so manchen fahrenden Zug erwischt hatte, wollte vorschriftsmäßig zu Werke gehen. Nachdem ich erst eine Strecke in vollem Lauf neben dem fahrenden Zug hergerannt war, erfaßte ich einen der Streben eines Flachwagens. — Eine Weile zog mich der Zug mit sich fort, dann war es, als ob mir jemand mit einem Hammer gegen die Stirn schlug, und ich rollte kopfüber den Bahndamm hinunter — der vermaledeite Zug hatte doch mehr Fahrt, als ich angenommen hatte! Aber er mußte gemacht werden! Noch einmal stürzte ich auf den Bahndamm und erfaßte blindlings den ersten besten Streben, den ich erwischen konnte. Wieder wurde ich von dem nun schon fast in voller Fahrt befindlichen Zug mit fortgerissen, dann erfaßte mich der Schwung, den die Fahrt des Wagens verursachte, und schleuderte mich wie ein Häuflein Elend auf einen Flachwagen.

Inzwischen war auch das Gewitter losgebrochen, das schon während der ganzen Nacht gedroht hatte. Ein Hexensabbath von Blitz und Donner. Wie eine Furie kam der Wind herangefegt, und die dicken Regentropfen, die in woge-

rechten Strichen vorüberfausten, fuhren mir klatschend ins Gesicht. Ein kalter Hauch durchschauerte meine nassen Kleider, aber ich achtete es nicht. Denn in mir brannte ein Feuer von lodernndem Haß und von wildem Triumph. Ja, nun war es mir ganz recht, daß der Spanier die Plombe erbrochen, und daß der alte Speckjäger die Kerze auf den Explosionskisten angezündet hatte. — Was wollt ihr denn eigentlich von uns, ihr Narren? Ihr glaubt wohl, ihr seid schlau und gerissen? Aber ihr seid noch lange nicht gerissen genug für unsereinen. Da müßt ihr früher aufstehen, wenn ihr einen Gringo fangen wollt! — Ihr — Ihr Dummköpfe. —

Da ich neugierig war, was wohl aus den anderen geworden wäre, kletterte ich während der Fahrt von einem Wagen zum anderen, aber ich fand nur den Spanier und den Dänen. Der Holländer hatte wohl den Anschluß verpaßt. Mochte er sehen, wie er weiter kam.

Wir fuhren den ganzen Rest der Nacht, ohne daß uns jemand störte, und als die Sonne aufging, lag der Gran Chaco bereits hinter uns. An Stelle des Urwalds trat niedriges Gestrüpp, aus dem vereinzelte schlanke Palmen aufragten, deren Fächerblätter sich wie schwarze Schattenbilder von dem dunklen Blau des tropischen Himmels abhoben. Eine Schar grüner Papageien zog kreischend vorüber. Dann kamen Felder von blühenden Kakteen und wogende Grasflächen, auf denen sich halbwilde Pferde tummelten. Gegen Westen breitete sich eine Landschaft, die uns allen, die wir so lange in der staubigen Pampa und in den stickigen Wäldern gehaust hatten, wie ein richtiges Paradies erschien. Ein welliges Hüggelland, über das sich die Zuckerrohrfelder wie ein leuchtender, hellgrüner Teppich breiteten. In der Ferne blaue Berge und in der Höhe ein tropischer Himmel mit weißen Wolken, die die frische Brise vor sich

162



herjagte. Da und dort stand ein kleines Häuschen ganz geduckt hinter schattigen Büschen, aus deren dunklem Grün die goldgelben Apfelsinen leuchteten. In der Ferne erhoben sich die Gebäude einer Zuckerfabrik, die den Gedanken nahelegten, sich dort nach einem Verdienst umzusehen. Der Spanier, dem ich einen dahingehenden Vorschlag machte, fragte mich beleidigt, für was ich ihn denn eigentlich einschätzte. Etwa gar für einen ganz gewöhnlichen Arbeitermann? Das Arbeiten sei durchaus nicht seine starke Seite. Drunten in Buenos Aires, wo es fette Löhne gab, habe er sich nicht darum bemüht, und so werde er auch hier nicht damit anfangen, wo ein Peon bloß anderthalb Pesos für den Tag verdient. Lumpige anderthalb Pesos!

So ließen wir denn auch diesen Reisegefährten zurück, und wir beide — der Däne und ich — wanderten allein auf dem Anschlußgleise der Fabrik entgegen. Links und rechts der Linie zogen sich die sorgsam angebauten, von zahlreichen Bewässerungskanälen durchzogenen Zuckerrohrfelder hin, in denen eben die Arbeiter dabei waren, mit langen Machetemesse dem reife Rohr abzuschneiden. Unter den breiten, schilfigen Blättern, wo die dicken, bambusartigen, wohl drei Meter hohen Stengel dicht nebeneinander standen, sah es aus wie in der Dschungel eines Miniaturwaldes. Stets wieder mußte man staunen über die Fruchtbarkeit des Bodens, der in der kurzen Zeit von wenigen Monaten solchen Pflanzenwuchs hervorzuzaubern vermochte. Immer größer wuchs die Fabrik aus dem Boden. Zwischen langgestreckten Arbeiterbaracken türmten sich graue Fabrikgebäude mit ragenden Schornsteinen, die dicke Rauchwolken in den blauen Himmel sandten. Über rußige Fabrikhöfe, in denen in langen Reihen die mit dem frisch geschnittenen Zuckerrohr gefüllten Wagen der Feldbahn standen, kam man vorbei an lärmenden Werkstätten, in denen die Hämmer klirrten und die Schmiede-

feuer brannten, und an elektrischen Licht- und Kraftanlagen, die mit ihren weiten, sauber getäfelten Hallen, mit den blinkenden Stahlkolben, den tausenden Treibriemen und den zitternden Dynamomaschinen auch in einem großen Werk im Industriegebiet von Rheinland-Westfalen eine gute Figur gemacht hätten. Vor einem hohen, düsteren Gebäude stauten sich die Wagen der Feldbahn und schütteten der Reihe nach ihren Inhalt in einen Elevator, der das frisch geschnittene Zuckerrohr während der ganzen Zeit ohne Unterlaß bei Tag und Nacht in immer gleichem breitem Strom den gefrästigen Rädern und Mühlsteinen der Fabrik zuführte. An einer anderen Stelle floß in einer Rinne der weiße Saft des ausgepreßten Zuckerrohrs wie ein lustiger Bach vorüber. Hinter den Fabrikgebäuden breitete sich ein Teich von faulem, stinkendem Syrup, über dem unzählige dicke Fliegen summteten.

Als wir eben vor dem Bürogebäude vorübergingen, kam gerade der Besitzer des Anwesens aus der Tür, umgeben von einem ganzen Generalstab von Engländern in Reit-  
hosen und Ledergamaschen. Er war selber ein reicher Engländer mit einem Gesicht wie der leibhaftige John Bull.

„Englishmen?“ fragte er uns mißtrauisch.

Und ich sagte darauf — nun ja, in der Not frißt der Teufel Fliegen —, ich sagte ihm, daß ich in der Gegend von Liverpool zu Hause wäre, und der Däne, der lange in Nordamerika gewesen war, gab sich als Yankee aus. Das verschaffte uns gleich einen Stein im Brett. „Da werden wir wohl sehen müssen, was wir für Sie tun können,“ sagte der Engländer sichtlich befriedigt, „was können Sie denn arbeiten?“

„Nicht viel,“ antwortete ich etwas unvorsichtig, aber wahrheitsgemäß.

„Allright!“ meinte der andere. „Das macht nichts. Im



Gegenteil! Mir sind die Leute, die nicht viel können, immer lieber wie die anderen, die immer alles wissen.“

Dann übergab er uns einem jungen Argentinier, der uns nach einer Art Dampfsäge- und Hammerkombination führte, wo das Brennholz für die Feldbahn geschnitten wurde.

„So,“ sagte der junge Mann, „da könnt ihr nun eure Kunst versuchen. Die Geschichte ist schon ein bißchen alt und wackelig. Ihr müßt eben zusehen, wie ihr damit fertig werdet. Wenn die Sache eines Tages in die Luft fliegt, ist's kein großer Schade. Die Hauptsache ist, daß Kleinholz herauskommt.“

Soundsobiel wollte man uns bezahlen für den Raummeter.

So waren wir also plötzlich zu Kontraktoren geworden. Wir, die wir noch eben gewöhnliche Bagabunden — nein, was sage ich — Flüchtlinge vor den Vigilanten des Gran Chaco gewesen, waren mit einem Kopfsprung sondergleichen in die Klasse der Unternehmer eingerückt. Der Däne, als gelernter Maschinist, übernahm die Behandlung der Dampfmaschine, während ich, der ich Spanisch konnte, die Aufsicht über die zweihundert bis dreihundert Indianer führte, die das Holz herbeischafften. Mit der Energie der neuen Besen nahmen wir uns der Sache an. Die „hombres“ bekamen manches „carajo“ von mir zu hören. Die Dampfsäge furrte unermüdllich, und wir bekamen Geld auf Vorschuß, so viel wir wollten.

Und wir lebten wieder menschlich. Zu Mittag speisten wir in der Hütte eines Majordomo, die etwas abseits ganz versteckt unter wehenden Palmen und breitblättrigen Bananenstauden lag. Donna Elvira, die Herrin des Hauses, machte sich eine Ehre daraus, den Gringos den Asado und den Buchero aufzutischen, und wenn die duftenden Bratengerüche zu der niedrigen Bastfaserdecke aufstiegen, da erhob

der grüne Papagei, der dort auf der Stange saß, jedesmal seine krächzende Stimme zu energischem Einspruch: „Y pa loro? Y pa loro?“ (Und für den Papagei?)

Seit undenklich langer Zeit hatte ich auch einmal wieder ein Dach über dem Kopf, wenn es auch nur das lecke Wellblechdach über der kahlen Baracke war, die wir zusammen mit noch zwei anderen Gringos bewohnten.

Der eine dieser beiden war ein ehemaliger Seemann; ein biederer, derber Mensch, der uns abends gern von seinen seemännischen »Schanties« vorsang.

Nach einiger Zeit wurde er jedoch immer einsilbiger. Mürrisch und verdrießlich ging er umher und redete stundenlang kein Wort, bis er mich eines Tages ganz unvermittelt ins Gebet nahm.

„Kannst du Spanisch schreiben?“ fragte er mit einem Gesicht voll ängstlicher Spannung.

„Ja,“ antwortete ich.

„Kannst du es aber auch wirklich gut, so daß du einen ordentlichen Kohl machen kannst von allerlei schönen Dingen; von Freundschaft, von Treue — nun ja — und von Liebe?“

„Ich kann's ja mal versuchen.“

Der Engländer atmete erleichtert auf.

„Schön,“ sagte er, „das ist fein. Da kannst du mir gleich einmal einen Brief schreiben. So einen recht süßen, verzußerten, womit man Eindruck machen kann bei den Frauenzimmern. Ich habe nämlich ein Mädchen in Tucuman. Sie ist zwar eine ‚Hiesige‘, aber sie ist ganz anders wie das, was sich sonst hierzulande herumtreibt. Wenn du sie kennen würdest, müßtest du es selber sagen. Sie hat einen Mund wie eine Pfingstrose, eine Nase wie ein Gott und Augen so schwarz wie chinesische Tusche. Und dazu schwarze Haare und eine seidene Mantilla, und Füße —

166



Füße sage ich dir — die reinsten Puppensüße! — Aber Englisch kann sie nicht. Das ist eben das Verdammte! Und ich kann meine Zunge nicht nach dem verfluchten Kastilianisch drehen. Nein, das kann ich nicht. Das kann man von mir nicht verlangen. Dazu bin ich zu sehr Englischman. — Wenn du ihr also einen recht netten Brief schreiben willst: daß ich sie noch nicht vergessen habe; daß ich täglich an sie denke; daß ich schon ganz gut Kastilianisch könnte — du weißt ja schon.“ —

So nahm ich denn meine ganze Weisheit zusammen und schrieb einen Brief in farbenreichstem Kastillano. Mein Auftraggeber schien sehr befriedigt, als ich ihm das Epos vorlas. „Allright, very fine!“ sagte er mehrmals. „Aber daß ich fünf Pesos im Tag bei freier Verpflegung verdiene, hättest du auch noch dazu schreiben können.“

„Aber, Menschenkind, das steht doch alles drin! Hast du denn nicht gehört? ‚Mit Geld und Gut, o du Sonne meines Lebens, bin ich reich gesegnet.‘ Was soll das denn anders heißen?“

Das beruhigte den liebenswürdigen Seemann. Seelenvergnügt trug er den Brief zur Post, und fortan konnte er wieder Garne spinnen und Schanties singen wie zuvor.

Außer diesem Gemütsmenschen wohnte, wie gesagt, noch ein anderer Gringo mit uns in der Baracke. Es war der Chef der Feldbahn; ein Elsäffer, und zwar einer von der gewissen Sorte. Er schien sehr erfreut, als er hörte, daß ich auch ein Wackerer sei.

„So, so,“ sagte er, „da hast du also den »Schwobe« den Laufpaß gegeben? A la bonne heure! Du bist nicht der einzige! Wie ich aus der Schul gekommen bin, da hab' ich gleich hinüber gemacht ins Frankreich — uff Paris! Jetzt kann ich nimmer zurück, weil sie mich sonst auf meine alten Tage noch zum Kommiß stecken. — Aber nur Geduld! Es

kommt noch anders! Es ist heute nimmer wie Anno Siebzig, wo die Preußen den Bazaine bezahlt haben, damit er die armen Pion-Pions in die Falle lockt. Heut hat's Generale in Frankreich, die schon im Afrika, im Marok, im Tonking und in Madagaskar ihre Haut zu Markt getragen haben. Und dazu Soldaten voll Esprit und Glan. Un die ‚soixante quinze‘ und Aeroplane — oiseaux de France! — die wer'ns denn Herrgottsfakranundebie schon hibringe!

„Aber die Deutschen! — Weißt du, wie es in dem spanischen Sprichwort heißt? ‚La tierra está cansada de la mentira!‘ Die Erde ist müde der Lüge! Und gerade so eine Lüge ist das Deutsche Reich. Ein großer Wasserkopf, ein Bluff, ein Popanz, mit dem man heute nur noch die kleinen Kinder schrecken kann. Mit was wollen die sich rühmen? Ihre Soldaten sind alle Sozialdemokraten, ihre Offiziere Hauptleute von Köpenick und ihre Staatsmänner verkümmerte Talmibismarcke. Und sind es nicht ihre eigenen Reichstagsabgeordneten, die es täglich in die Welt hinausschreien, daß das Volk unter dem Militarismus und der Säbelherrschaft schmachtet, und daß die Polen, die Dänen, die Welsen, die Elsäßer die Zeit nicht erwarten können, wo sie mit einer lustigen Revolution die Pickelhauben zum Lande hinauswerfen können? — Nein, mein Lieber, ich möchte nicht in des Kaisers Schuhen stecken! Es ist schon alles fertig fürs große Schlachtfest. Ehe ein paar Jahre vergehen, werden die Franzosen, die Russen, die Engländer und die Italiener, und dazu noch ein halbes Duzend anderer Völker wie eine Wetterwolke über ihn herfallen, und dann — dann —“

Damals glaubte ich ihm nicht; aber heute —

\* \* \*



Unmerklich waren zwei Monate seit unserer Ankunft auf der Zuckerplantage vergangen, und wären wir gute Geschäftsleute gewesen, so hätten wir inzwischen wohl schon ein kleines Vermögen angesammelt. Aber es ist eben nicht jeder ein guter Geschäftsmann, geschweige denn ein organisatorisches Genie. Ein solches aber gehörte zur sachgemäßen Ausführung dieses Holzack- und Sägevertrags. Alle Augenblicke gab es Betriebsstörungen. Bald türmten sich die Baumstämme zu Haufen vor der Maschine, so daß man kaum mehr die Ellenbogen frei hatte zur Arbeit, bald mußte das gefräßige Ungetüm nur kümmerlich von der Hand in den Mund leben. Dann war wieder einmal ein Treibriemen geplatzt oder ein Lager heiß gelaufen. Oder es gab kein Schmieröl. Oder die Maschine verweigerte den Dienst aus allgemeinen Gründen. Dazu kam, daß das Holz, das wir zu verarbeiten hatten, lauter Quebrachoholz war. Schon der Name dieser Holzart ist vielversprechend. Er ist zusammengesetzt aus den Worten quebra = brich und hacho = Art. Also Artbrecher. Und dieser Name ist nicht gestohlen. Das Holz ist hart wie Eisen, und wenn die Dampfsäge ihren Weg durch solchen Quebrachostamm bahnt, so hört es sich an, als ob sie daran wäre, einen Granitblock zu durchbeißen. Das verursachte eine starke Abnutzung des Materials und nicht zuletzt einen fortwährenden Zeitverlust.

Aber schlimmer als die Härte des Holzes und die Launen der Maschine war die geradezu geniale Zuchtlosigkeit der Arbeiter, die wir beschäftigen mußten. Es waren Wilde. Richtige wilde Indianer, von denen man sonst nur in den Büchern lesen kann. Jrgendwo im innersten Gran Chaco waren sie zu Hause und verdingten sich während der Arbeitsmonate auf den Zuckerplantagen. Viele trugen nur einen rauhen, hausgewebten Poncho zur Bedeckung ihrer Blöße, und nicht wenige unter ihnen waren überhaupt nur in ein

strahlendes Lächeln gekleidet. Der Alkohol war die große Leidenschaft dieser Naturkinder, und die Verwaltung der Fabrik war rührend darum bemüht, den Wünschen ihrer Arbeiter in dieser Richtung entgegen zu kommen. In einem der Fabrikgebäude befand sich eine Destillation, in der sie aus Melasse einen hochprozentigen Alkohol herstellten, der dann mit Quebrachoextrakt gefärbt und in diesem Zustand als Rotwein verzapft wurde. So gewiß war es, daß durch dieses Mittel die gesamten Löhne wieder in die Kasse der Kompagnie zurückfließen würden, daß man diese gleich in Fabrikmarken, den sogenannten »Fichas«, auszahlte. Für diese »Fichas« konnte man in der »Pulperia«, dem Kaufladen der Fabrik, nach Herzenslust einkaufen: Kleider, Schuhe, Eisenwaren, vor allem aber »Rotwein«. Jeden Sonntag drängten sich die Indianer vor dem Laden, um die sauer verdienten Fichas in das Giftgemisch umzusetzen. Zu Duzenden lagen sie auf dem Hof umher in sinnlos betäubtem Zustand; auf den Geleisen der Feldbahn; zwischen den Rädern der gefährlichsten Maschinen. Kein Mensch beachtete sie. Kein Mensch kümmerte sich darum, was aus ihnen würde.

Vor noch nicht langer Zeit habe ich zufällig in die finanzielle Beilage der »Times« gesehen und dabei in der Rubrik »Company results« auch den Abschluß von »Beach Argentine Estates«, Zuckerplantagen der Provinz Tucuman, entdeckt. Es gab eine fette Dividende, und dazu Abschreibungen, Reserven, Genußscheine, Vorzugsaktien und all die anderen schönen Dinge, die die Freude der Geschäftsteilhaber sind. Der Sprecher der Aktionäre bedankte sich in einer Ansprache für die tüchtige Geschäftsführung, und ich — neidisch und mißgünstig, wie ich nun einmal bin — ich mußte über dem Lesen an die vielen einbeinigen und einarmigen Indianer denken und an die anderen, die im Alkoholkrausch unter den Rädern der Feldbahn zermalmt wurden.



Daß es nach solchen Orgien mit der Arbeitslust der Indianer zuweilen böse ausfah, versteht sich von selbst. Montags war meist nur die Hälfte der Leute zur Stelle, und bei manchen wurde es Mittwoch, ehe sie ihren Rausch ausgegessen hatten. Aber auch in nüchternem Zustand leisteten sie das Menschenmögliche an Störrigkeit und an Müdigkeit. Sobald man den Rücken wendete, ließen sie die Arbeit liegen und widmeten sich dem beschaulichen Geschäft des Zuckerrohrkauens. Sie betrachteten es als eine Art persönlicher Beleidigung, wenn man ihnen zumutete, zu arbeiten, ohne daß man jede ihrer Bewegungen im Auge hatte. Da die Natur des Unternehmens es aber mit sich brachte, daß man die Leute zu gleicher Zeit auf verschiedenen entlegenen Plätzen beschäftigen mußte, kam ich mir stets vor wie der Herr, der den Fockel nach dem Pudel ausgeschickt hatte.

Das verleidete mir die Freude an der Arbeit. Längst schon war ich überdrüssig dieses mühsamen, eintönigen Lebens. Die Reiselust rumorte wieder in dem unruhigen Kopfe. Meine Gedanken waren schon in Bolivien und Chile und auf dem weiten Ozean. Oftmals, wenn die Dampfmaschine wieder ihre Launen hatte, dachte ich im stillen bei mir: „Ach, wenn sie doch in die Luft flöge! Dann hättest du wenigstens vor dir selber eine Entschuldigung für deine abenteuerlichen Reisepläne.“ Und eines Tages ging der fromme Wunsch auf eine glorreiche Weise in Erfüllung. Irgendeine Schraube hatte sich gelöst oder ein Lager war zerbrochen und hatte dem gebrechlichen Ungeheuer den Rest gegeben. Im Nu war die ganze Umgebung in eine Wolke von zischendem Dampf gehüllt. Der Schuppen zitterte wie in einem Erdbeben. Der Treibriemen platzte mit kanonenschußartigem Getöse. Das große, gußeiserne Schwungrad, das sich gerade über meinem Kopf befand, brach entzwei. Kleine Eisenstücke durchschlugen das dünne Wellblechdach, als ob sie Schrapnellkugeln wären.

Eines dieser Wurfgeschosse traf mich so unglücklich am Bein, daß ich vierzehn Tage lang das Bett hüten mußte. Das war natürlich das Ende meiner kurzlebigen Unternehmerlaufbahn.

Sobald ich wieder einigermaßen hergestellt war, ließ ich mir einen Scheck über mein bißchen Guthaben ausstellen und machte mich auf die Weiterreise. Der Däne warf an dem Tage ebenfalls die Arbeit hin, und wir beide wanderten seelenbergnügt in den hellen Tag hinein.

Es war noch früh am Tage, und die weißen Nebel lagen noch auf den Wasserrinnen. An den wogenden Halmen der Zuckerrohrfelder hingen unzählige Tautropfen, und in jedem Tautropfen spiegelte sich die Sonne. Mir war, als ob die Sonne noch nie so schön und der Himmel noch nie so blau gewesen wären wie heute. Die staubige Straße führte vorbei an saubereren Häusern und weißen Lattenzäunen, hinter denen bissige Hunde knurrten. Dann kamen Gärten und Höfe mit knorrigen, breitästigen Feigenbäumen, mit hellgrünen Bananenstauden und wohlgepflegten Orangenbüschen, aus deren dunklem Laub die goldgelben Früchte wie von den Weihnachtsbäumen herunterschauten. Dann kam ein Hain von staubigen, langweiligen Eukalyptusbäumen. Etwas abseits vom Wege lärnte eine Sägemühle in den Tag hinein. Dann standen auf einmal in der Ferne gegen den dunkelblauen Tropenhimmel die Häuser und Türme von Tucuman.



## Mañana!

Allerlei beherzigenswerte Weisungen von einem gebrannten Kind, das das Feuer scheut. — Der uneingelöste Scheck. — Venga mañana. — Die Höllenqualen, die Dante vergessen. — Die verhängnisvolle Fiesta. — Ungastliche Gastwirte. — Die Wohltätigkeitsgesellschaft als Rettungsanker. — „Machen Sie, daß Sie hinauskommen!“ — Anarchistische Ideen. — Nächtl. iche Klänge. — Rührselige Stimmung. — Schon wieder Fiesta! — Endlich erreicht. — „So viel Lärm um ein paar Pesos.“ — Auf dem Korso. — Von vornehmen Leuten und solchen, die es werden wollen. — Auf nach Bolivien!

Wanderer, kommst du nach Südamerika, so schaffe dir zuerst und vor allem einen Kalender an, in dem die Heiligen fein säuberlich verzeichnet sind, und zwar nicht nur die kanonischen und apostolischen, sondern auch die anderen, die gewöhnlich nicht in den Kalendern stehen. So vor allem die argentinischen Nationalheiligen mitsamt ihren Geburts- und Namenstagen. Denn wisse: jeder Heilige beansprucht seinen Feiertag — seine Fiesta. Einige sind mit einer „media fiesta“ zufrieden, bei anderen sind zur Feier des Tages nur die Banken und die Postbüros geschlossen, aber die meisten tun es nicht unter einem vollen Ruhetag. Daneben gibt es aber noch allerlei Erinnerungsfeste, Blumenfeste usw., deren Datum man sich merken muß, um sich vor Schaden zu bewahren.

Und weil ich doch dabei bin, dir weise Warnungen zu erteilen, so will ich gleich noch eine andere beifügen: Es gibt eine spanische Vokabel, die heißt „mañana“. In der Schule habe ich gelernt, daß das Wort mit „morgen“ zu übersetzen ist, aber seitdem ich in Südamerika gewesen bin, habe ich gemerkt, daß es nicht „morgen“, sondern „übermorgen“ heißen muß. Oder „nächste Woche“ oder „nächsten Monat“.

Und wenn einer gar noch das Wörtlein „quien sabe?“ dahintersetzt, so weißt du, daß die Regelung der Angelegenheit, die du auf dem Herzen hast, einstweilen auf die „griechischen Kalenden“ verschoben ist.

Diese Bemerkungen mußte ich vorausschicken zum besseren Verständnis der Ereignisse, von denen ich nunmehr berichten will.

Am Schluß des letzten Kapitels habe ich davon erzählt, wie wir beide mit fröhlichem Mut und je einem Scheck von etwa hundertzwanzig Pesos der in der blauen Ferne auftauchenden Stadt Tucuman entgegenwanderten. Der Däne, der ein Genießer war wie alle seine Landsleute, schwärmte während des ganzen Weges von dem gebratenen Huhn, das er sich leisten würde und von dem Lagerbier, das er dazu trinken werde. Ich aber war bereits Südamerikaner genug, um zu wissen, daß ein Scheck noch lange kein bares Geld ist. Zudem war es Samstag, und die südamerikanischen Bankbeamten halten ihr „week end“ genau so heilig wie ihre englischen Kollegen. Punkt halb zwölf Uhr vormittags wird der Schalter geschlossen, und wer dann noch einen Scheck einzulösen hat, der muß sich schon bis Montag gedulden. Ich drängte daher zur Eile und erreichte es auch wirklich, daß wir noch rechtzeitig ankamen. Es war gerade zehn Minuten vor halb zwölf. Ein Stein fiel mir vom Herzen, als ich in das Büro trat, wo die eleganten Herren in Hemdsärmeln sich nachlässig gegen die Pulte lehnten und dem bläulichen Rauch der Zigaretten nachschauten. Sie schienen sich köstlich zu amüsieren über einige Schnurren, die ein dicker, glattrasierter Herr zum besten gab.

Der Beamte, dem ich den Scheck übergab, machte eine ungeduldige Bewegung.

„Aber Amigo,“ sagte er mit einem Seufzer, „Sie sehen doch, daß wir im Augenblick alle Hände voll zu tun haben!



Tun Sie uns den Gefallen, und kommen Sie in einer Viertelstunde wieder.“

Wir trieben uns eine Weile auf der Plaza umher, aber als wir pünktlich zurückkamen, war das Büro wie ausgestorben. Nur ein alter Hausdiener machte sich mit einem Besen und einem Staublappen zu schaffen und stellte die Stühle auf den Tisch.

„Die Herren sind schon fortgegangen!“ rief er uns beim Eintreten zu.

„Und wann werden sie wohl wiederkommen?“

„Montag früh, etwa um neun Uhr — quien sabe?“

Da machten wir beide lange Gesichter. Unsere ganze Barschaft bestand nämlich nur noch aus drei Pesos, womit wir über Sonntag haushalten mußten. Aber was war da zu machen? Man mußte sich eben einrichten. Wir nährten uns kümmerlich von Empanadas\* und Wassermelonen und schliefen in der übelsten, aber billigsten Fonda von ganz Tucuman. Tagsüber trieben wir uns ziellos in den Straßen der Stadt umher.

Ah, dieses müßige, hungrige Umherwandern zwischen den glitzernden, lockenden Schaufenstern, mit einem uneingelösten Scheck in der Tasche, das ist eine der Höllequalen, die Dante vergessen hat!

Der kommende Montag sah uns Punkt neun Uhr vor dem Bankgebäude. Wir waren anscheinend noch zu früh gekommen, denn die Tür war fest verschlossen, die Rolläden an den Fenstern waren heruntergelassen und eine verschlafene Atmosphäre der Sonntagsruhe lag in der stillen Gasse. Wir hatten noch nicht die erste Verblüffung überwunden, als unser Bekannter vom letzten Samstag, der Hausknecht, in der Tür erschien. Er war sonntäglich gekleidet, mit funkelnden Ringen an den dicken, verarbeiteten

\* Pasteten.

Fingern und einem hinreißend schönen Panamahut. Nein, sagte er, heute kämen die Caballeros nicht. Heute sei doch Fiesta.

„Sie haben aber doch selbst gesagt, daß wir heute herkommen sollten.“

„Aber, hombre — heut ist doch Fiesta!“

„Der Teufel hole eure Fiestas, wenn sie zu nichts gut sind, als um die Gringos um ihre sauer verdienten Pesos zu bringen!“

Aber der andere hatte gar nicht die Absicht, sich durch meine Reden seine abgeklärte Sonntagsstimmung verderben zu lassen. Je wütender ich wurde, desto mehr wappnete er sich mit engelartiger Geduld.

„Aber Amigo!“ sagte er sanftmütig. „So seien Sie doch vernünftig! Ich kann ja nichts dafür, daß gerade heute Peter-und-Pauls-Tag ist. Und die Caballeros von der Bank können auch nichts dafür. Und daß einer von ihnen auf den Feiertag hierhergelaufen kommt, um Ihnen den Scheck einzulösen, das können Sie doch nicht verlangen! Haben Sie also Geduld, Caballero, und warten Sie bis morgen! Mañana — verstehen Sie — mañana —“

Dann wandte er sich ab und schritt mit großen Schritten durch die stille Straße in den sonnigen Festtag hinein.

Mit langen Gesichtern schauten wir ihm nach. Keiner von uns hatte einen roten Centavo.

Wir beschlossen, unser Glück in den Fondas zu versuchen, ob sich vielleicht eine mitleidige Seele fände, die uns eine Mahlzeit oder ein Nachtquartier geben würde im Vertrauen auf unseren uneingelösten Scheck. Da die spanischen Sprachkenntnisse meines Kameraden sehr im argen lagen, mußte ich allein das Reden besorgen. Während des ganzen Vormittags ging ich von einer Fonda zur anderen. Ich redete wie ein Buch. Ich bat und bettelte in meinem besten



Kastilianisch, aber alles vergebens. Nein, das sei doch wirklich zu ungewöhnlich, meinten die Wirte. Und dann — wer weiß, was man von der Güte des Scheckes zu halten hätte? Nur ein einziger verspürte ein menschliches Rühren. Aus reiner Barmherzigkeit gab er uns eine Tasse Kaffee und ein Stück Maisbrot und schrieb uns auch die Adresse einer Unterstützungsgesellschaft für unschuldig in Not geratene Einwanderer auf.

„Unschuldig in Not geratene Einwanderer!“ Waren wir das nicht? Natürlich! Was konnten wir dafür, daß der Peter-und-Pauls-Tag so unglücklich gefallen war? Gewiß, wenn man unsere Geschichte hörte, so würde man uns aus der Patsche helfen! Schon sah ich die Besoscheine in meiner Hand. Aber wer weiß? Vielleicht hielten die auch Fiesta? Vielleicht war dort auch ein Hausdiener, der uns mit einem „mañana, quien sabe“ abspießte?

Doch dies eine Mal wenigstens hatten sich meine bösen Ahnungen nicht erfüllt. Das Büro war offen und in vollem Betrieb. Ein grober Beamter wies uns in einen großen Vorraum mit kahlen Wänden und einer muffigen Armeleutsluft. Auf einer langen Bank an der Wand saßen zerlumpte, verwahrloste Gestalten und warteten geduldig, bis sie an die Reihe kamen. Frauen mit gelben Gesichtern und verschoffenen Mantillas. Männer, die Sandalen an den nackten Füßen trugen und ein schmutziges Pañuelo um den Hals geschlungen hatten. Junge und Alte bunt durcheinander, aber alle mit jener gewissen Armut, die sich aufdringlich und absichtlich zur Schau stellt. Ich setzte mich auf die Bank neben ein Mädchen mit bleichem, eingefallenem Gesicht und müden, schwarzen Augen, das, obwohl selbst noch ein Kind, ein kleines Baby auf dem Arm trug. Ein zerlumpter Spanier suchte ein Gespräch mit mir anzuknüpfen.

„Hast du dir auch einen ordentlichen Kohl ausgedacht?“

fragte er mich, „dort drinnen führt nämlich heute Don Guil- lermo den Vorsitz, und vor dem kann man sich nie genug in acht nehmen. Mit dem gewöhnlichen Schmutz kannst du bei ihm nicht ankommen.“

Zwei endlos lange Stunden vergingen, ehe ich an die Reihe kam. Ich trat in ein kahles, beängstigend großes Zimmer, in dem sechs Herren auf bequemen Lederfesseln um einen grünen Tisch saßen. Vor dem Tisch stand ein älterer Herr, der mich scharf ansah durch seine funkelnde Brille.

„Was wünschen Sie?“ fragte er kurz.

Ich brachte vor, was ich auf dem Herzen hatte.

„Sind Sie fertig?“ fragte der Herr mit der Brille, als ich meinen Spruch heruntergesagt hatte.

„Ja, Herr.“

„Bedaure — wir können gar nichts für Sie tun!“

Ich wollte noch etwas sagen, aber der strenge Herr schnitt mir kurz das Wort ab. „Sparen Sie sich die Mühe!“ sagte er ärgerlich. „Für was halten Sie uns eigentlich? Die Geschichte mit dem Scheck bekommen wir drei- bis vier- mal an jedem Tag zu hören. Überhaupt — ein junger, kräf- tiger Mensch wie Sie, der hierher betteln kommt! Schämen sollten Sie sich!“

Als ich wieder draußen auf der Straße angelangt war und mit einem Kopf voll Ärger und Enttäuschung durch die heißen Straßen irrte, da begannen meine Gedanken allmäh- lich eine revolutionäre Wendung zu nehmen. Ich mochte sie nicht mehr ansehen, diese wohlgekleideten, wohlgenährten Menschen, die so selbstgefällig vorübergingen. „Ah, ihr Mastbürger!“ sagte ich zu mir, „ihr hochnäsigen Affen, die ihr eure fetten Bäuche spazieren tragt! Was wißt ihr von der Not der Welt und der Menschen? Ihr bildet euch wohl etwas ein auf eure Wohltätigkeit! Ihr glaubt wohl, daß



ihr eine gute Tat getan habt, wenn ihr an einem schönen Sonntagnachmittag einem zerlumpten Orgelmann einen Groschen spendet, damit der sein Bankkonto vergrößern kann. Ihr veranstaltet Wohltätigkeitsfeste und Hauskollekten für Unterstützungsgesellschaften, an denen sich dann die berufsmäßigen Gauner und Hochstapler mästen, aber wenn einmal in eurem Leben ein armer Wandersmann ein Stück Brot von euch will, so habt ihr nur Hohn und Spott und Verachtung übrig. Ihr tut euch wohl sehr viel zugute auf eure selbstgefällige Moral! Aber eure Moral ist wie eine Seifenblase. Und Dummköpfe seid ihr noch obendrein. Jawohl, der alte Barnum hatte zehnmal recht, als er seinen klassischen Ausspruch tat: „Das Publikum will behumbugt werden.“

Immer tiefer fraß ich mich in diese weltchmerzlichen Gedanken hinein und bemerkte es gar nicht, daß die Nacht darüber hereingebrochen war. Es war eine laue, südländische Nacht. Schon begannen da und dort die Lichter aufzublitzen. Über den Bergen im Westen hing noch ein heller Lichtstreifen, und dann senkte sich von dem klaren Sternenhimmel die schwarze Dunkelheit, die so gar nichts Verlockendes hat für den, der obdachlos in den Straßen irrt. In den Hauptstraßen mit ihren lockenden Schaufenstern, und auf der Plaza, wo sich die wohlhabenden Bürger ergingen, litt es mich nicht länger. Planlos wanderte ich durch die stillen Gassen der Vorstadt, wo die niedrigen Wohnhäuser sich hinter dunklen Büschen verstecken und der würzige Duft der Orangenblüten in der Abendluft liegt. Von irgendwoher klang eine eintönige Gitarre, zu der eine dünne Mädchenstimme einen spanischen Kantate sang:

Passando el rio, passando el puente  
Por la corriente oí una voz  
Era mi muchacho que me decia  
No hay un consuelo para nos dos.

Ich dachte mir: Wenn sie doch bloß still wäre mit ihrem Gellimper. Plötzlich horchte ich auf. Das war eine andere, bekanntere Melodie, die da aus dem hellerleuchteten Fenster im ersten Stock eines anderen Hauses drang. Zuerst war es nur Klavierspielen, aber dann kam mit einemmal, wie eine Stimme aus einer anderen Welt, ein starker deutscher Barbarenchor:

Von allen den Mädchen so blink und so blank  
Gefällt mir am besten die Lore.

Ich stand nur und staunte. Vergessen war Hunger und Not; vergessen die böse Welt mit ihren nichtsnutzigen Menschen, die immer „mañana, quien sabe“ sagten; vergessen sogar der unglückselige Scheck in der Tasche. Regungslos starrte ich hinauf nach dem Fenster, aus dem die schönen Lieder kamen.

„So mach' doch, daß du endlich weiterkommst!“ drängte der Däne, „die Leute bleiben ja stehen.“

Bögernd ging ich weiter, und wie wir schon draußen auf dem Güterbahnhof angelangt waren, wo wir unsere Ponchos in einem Packwagen ausbreiteten, lag es mir noch immer wie ein fernes Echo in den Ohren:

Doch mein Schicksal will es nimmer,  
Fern von dir ich wandern muß —

Ich brauche wohl nicht erst zu erwähnen, daß wir beide uns am nächsten Morgen frühzeitig auf den Weg machten. Es war ein köstlicher, taufrischer Morgen. Eine kühle Brise fegte durch die Gassen, und über der weiten Ebene im Osten stieg eben die Sonne auf wie ein funkelndes Goldstück aus einem eingelösten Scheck. Obwohl es noch früh am Tage war, herrschte schon überall festliches Leben. Blauweißblaue Fahnen wehten lustig im Winde, und eine Schar weiß-

180



gelleideter Schulmädchen unter Anführung eines dicken Schulmeisters in Frack und Zylinder kam eben über die Plaza. Mich überlief es eiskalt bei diesem Anblick. Wenn es schon wieder Fiesta wäre? Einer von den umherstehenden Neugierigen, an den ich mich um Auskunft wandte, schaute mich mit einem halb mitleidigen, halb geringschätzigen Blicke an, als ob ich die Unschuld vom Lande wäre.

„Aber Mann,“ fuhr er mich an, „sind Sie denn erst heute auf die Welt gekommen? Heute ist doch die Jahrhundertfeier des großen Sarmiento!“

„Was sagt er? Wieder mal eine Fiesta?“ fragte der Däne voll ängstlicher Spannung. Ich aber hörte gar nicht auf das, was er sagte. Boll böser Ahnungen eilte ich nach dem Bankgebäude, vor dem es wirklich ebenso still und sonntäglich war wie tags zuvor. Ich klopfte an die verschlossene Thür, ich läutete Sturm an der Klingel, aber lange rührte sich nichts, bis sich oben ein Dachfenster öffnete und eine schrille Frauenstimme ärgerlich herunterrief: „Madre Dios! Was ist das nur für ein Spektakel! Sind Sie verrückt geworden? Nein, die Caballeros sind heute nicht zu sprechen. Kommen Sie morgen.“

Zögernd ging ich wieder fort mit der Miene eines Mannes, dessen Glauben in die Schlechtigkeit der Menschen keine Grenzen kennt. Auf der Plaza wehten noch immer die Fahnen. Der Schulmeister hatte eben seine Rede beendet, und die Kinder sangen mit blecherner Stimme die Nationalhymne. Ich mochte sie nicht anhören. Mir war gar nicht nach Musik und Fahnen und Festreden zumute.

Lange irrte ich durch die Gassen, ohne zu wissen, wohin. Es war ja doch so gleichgültig. Ein kleiner Junge kam vorüber und bot mit gellender Stimme große Wassermelonen feil. Hm, wer jetzt fünf Centavos hätte! Nur fünf Centavos! Aus einem Hause drang der Duft von frischen Back-

waren. Ein verlockender Kuchen stand im Schaufenster. Ich ging schnell daran vorüber. Dann kam ich an die Stadtgrenze, wo die Straßen breiter und sonniger wurden, wo barfüßige Kinder vor den Haustüren spielten und düstere Holzhöfe und lärmende Werkstätten sich weithin in das Land erstreckten. An einem niedrigen Hause in Front eines Holzhofes war ein Zettel ausgehängt: „So precise un carpintero, bien official.“ Ein „sehr tüchtiger Zimmermann“ wurde gesucht.

Das kam gerade gelegen. Natürlich bin ich kein Zimmermann, geschweige denn ein „sehr tüchtiger Zimmermann“, aber vielleicht — so dachte ich mir — vielleicht kannst du den Narren dort drinnen um eine Mahlzeit betrügen.

Es war aber niemand zu Hause als eine alte Frau mit einem verwitterten, aber gütigen Gesicht und schneeweißen Haaren unter der bunten Mantilla. Der Herr sei augenblicklich nicht da, erklärte sie uns. Er habe inzwischen wohl auch schon jemand anders angenommen. Ob sie vielleicht sonst etwas für uns tun könne? Das sagte sie mit so aufrichtig bedauernder Miene, und sie schaute uns dabei mit so großen, schwarzen, mitleidigen Augen an, daß ich mir gleich ein Herz faßte und die ganze Geschichte meines Mißgeschicks mit dem Scheck, die ich in den letzten drei Tagen schon so oft heruntergeleiert hatte, noch einmal erzählte.

Hier war endlich meine Beredsamkeit auf fruchtbaren Boden gefallen. „Armer, kleiner Gringo!“ rief die Alte einmal uns andere, „sollte man's glauben, daß es so schlechte und so leichtsinnige Menschen gäbe?“

Dann führte sie uns in die Küche, wo sie uns Buchero kochte und Empanadas backte und sich freute über die Ehre, die wir ihrer Kochkunst antaten.

Der nächste Morgen fand uns beizeiten in jener stillen Gasse vor der Tür des Bankhauses, wo ich so oft schon



vergebens angeklopft hatte. Es war diesmal wirklich kein Festtag, aber trotzdem war das Büropersonal nur durch einen schwächtigen Jüngling vertreten, der von seinem Platz hinter dem Pulte ganze Wollen von blauem Zigarettenrauch in die staubige Atmosphäre sandte. Den Scheck, den ich ihm aus-  
händigte, würdigte er kaum eines Blickes.

„Da müssen Sie warten, bis Don Franzisko kommt,“  
sagte er zwischen Puffen an seiner Zigarette.

„Wer ist denn dieser Don Franzisko?“

„Der Herr Direktor.“

„Und wird der heute noch kommen?“

„Quien sabe?“

„Ich müßte aber doch wissen —“

„Aber Mann, woher soll ich denn wissen? Habe ich etwas über Don Franzisko zu bestimmen? Gestern und vorgestern war Fiesta. Da werden die Herren heute wohl nicht so pünktlich kommen. Das kann man nicht verlangen. Und zumal heute, wo doch auf dem Corso die Fiesta de las flores ist. Aber mañana —“

Weiter kam er nicht mit seiner Rede. Der Däne packte ihn an der Schulter und schüttelte ihn wie ein Häuflein Lumpen. Der arme Kerl verstand kein Sterbenswörtchen Spanisch mit Ausnahme der Worte fiesta und mañana, bei deren Anhören er jedesmal rot vor den Augen sah.

„Ich werde dir gleich eine Fiesta verschaffen!“ fuhr er den Jüngling an.

„Aber Señor, Caballero!“

„Nix Caballero! Unser Geld wollen wir haben!“

Eine drohende Zornader begann auf seiner Stirn anzuschwellen, während er den jungen Mann mit seinen berben Fäusten an den Stuhl klammerte. Der Jüngling zitterte wie ein Kandidat vor dem Examen. Sein Gesicht wurde aschfahl, und seine Augen starrten gläsern auf den Angreifer. Ja,

er wollte tun, was in seiner Macht stand, um die Caballeros zufriedenzustellen. Er wollte uns einen Zettel schreiben, womit wir unser Glück in Don Franziskos Privatwohnung versuchen konnten.

Don Franzisko aber wohnte am anderen Ende der Stadt in einem pompösen Landhause mit einer Marmortreppe am Ende eines kiesbestreuten Parkweges. Es kostete manchen Strauß mit der zahlreichen Dienerschaft, bis wir endlich die Ehre hatten, mit Don Franzisko selber zu sprechen. Der war begreiflicherweise nichts weniger als erbaut von unserer Anwesenheit, aber nach vielen mañana und quien sabe ließ er sich doch dazu herbei, den Scheck aus seiner Privattasche einzulösen. „Der Teufel hole diese Gringos!“ sagte er mit einem Seufzer, „das Volk langweilt mich. So einen Aufstand zu machen wegen der lumpigen paar Pesos!“

Dann ging er an den Schreibtisch und bezahlte jedem seine Schuldigkeit bis zum letzten Centavo. Hundertundzwanzig Pesos dem Mann. Wir waren beide reich!

Nach den Abenteuern im Gran Chaco hatten wir beide ein paar Tage des dulce far niente redlich verdient. Tagsüber trieben wir uns in den Fondas und in den Kaffeehäusern umher, und abends saßen wir wie richtige Caballeros auf der Plaza und lauschten den Klängen der lärmenden Blasmusik und auf das süßliche Banjogeklimper, das aus den Weinschenken kam, in denen das junge Volk Fandango tanzte. Dem Dänen gefiel dieses Leben ganz ausnehmend. Er schwor tausend Eide, daß er Tucuman nie wieder verlassen würde. Hier wollte er bleiben und sich einen Hausstand gründen. Eine von diesen schwarzäugigen Señoritas wollte er heiraten. Das umherziehende Zigeunerleben sei ohnehin nicht nach seinem Geschmack. Meine Gedanken aber hingen an den blauen Bergen, die so verlockend aus der Ferne her-



überschaute, und an den weißen Schneekuppen, die sich wie glitzernde Märchenschlösser dahinter aufbauten. Dort hinter jenen Bergen lag Bolivien; ein Land der Abenteuer. Das mußte ich unbedingt noch kennen lernen.

Nach einigen Tagen überließ ich meinen Genossen seinem Schicksal und machte mich allein auf die Reise nach Bolivien. Bald hatte ich die Stadt weit hinter mir gelassen. Die Morgensonne goß ein silbernes Licht über die grünen Zuckerrohrfelder, und die fernen Berge glühten in dunkelvioioletten Farben. Es war ein Tag zum Wandern. Ein Tag, an dem alle Dinge und Gedanken in die weite Ferne zu ziehen schienen. Das Wasser, das über die Steine hüpfte, die Palmen, die im Winde rauschten, die Vögel, die in den Hecken sangen, schienen alle mit einem Munde zu rufen: „Auf nach Bolivien!“

## Am Fuße der Anden.

Wieder beim „Schwarzfahren“. — Tropische Mondnacht. — Das Jbuhl im Eisenbahnwagen. — Die Chiromoya. — Das argentinische Kalifornien. — Ankunft in Jujuy. — Die unpopulären Türken und Levantiner. — Wieder auf der Reise. — Der stolze Engländer und der höfliche Volsero. — Endlich einmal Caballero! — Eisenbahnfahrt in Jungfrauöhhe. — Eis unter Tropen. — Bolivianische Pampa.

So war ich endlich auf dem Wege nach dem merkwürdigen Lande Bolivien, von dem man mir schon so viel Böses berichtet hatte. Es war gut, daß drunten in der Ebene die Sonne immer höher stieg und mit ihrem weichen Licht die finsternen Berge verklärte, deren dunkle Kuppen sich fern im Norden, in der Richtung nach Bolivien, von dem satten Blau des Tropenhimmels abhoben.

Während des ganzen Tages wanderte ich weiter, ohne

nich aufzuhalten. Es war schon wieder dunkle Nacht, als ich an einer kleinen Bahnstation mit einem Wassertank für die Lokomotiven anlangte. Es war ein idyllisches Plätzchen; ganz versteckt unter den breiten Blättern der Fruchtbäume und hinter den hohen Hecken, an denen die Blumen wucherten. Die Nachtluft war geladen mit einem süßen Duft, der aus den umliegenden Gärten kam. Eine Schar grüner Papageien, die in der breiten Krone eines Feigenbaumes nächtigten, flog kreischend davon, als der grelle Pfiff eines aus der Richtung von Tucuman herannahenden Güterzuges die Stille der Nacht zerriß. Der kam wie gerufen. Mit der Sachkenntnis, die ich mir im Laufe der letzten Monate in diesen Dingen erworben hatte, war es mir bald gelungen, in der langen Wagenreihe ein Reiseplätzchen für die Nacht ausfindig zu machen.

Es war eine wunderbar weiche Mondnacht. Die Quebrachowälder auf den Hügeln standen wie schwarze, scharfgezackte Kulissen gegen den helleren Hintergrund, und das weite Land zu ihren Füßen war mit blendendem, schneeweißem Licht übergossen. Alle harten und scharfen Linien des Tages waren verwischt und verschwommen, und es war, als ob ein Meer von flüssigem Silber über der Landschaft wogte. Seltsame Stimmungen erweckt solch tropische Mondnacht. Sie umgaukelt den Menschen mit süßen Träumen: sie legt ihren Arm um seinen Hals und flüstert ihm die seltsamsten Geschichten ins Ohr. Und wenn man dabei gar noch als blinder Passagier vom holprigen Güterwagen den roten Funken zuschaut, die die schnaubende Lokomotive bei jedem Atemzug in die weiße Wildnis entsendet, da wird einem gar abenteuerlich und wanderlustig zumute, und die Gedanken fliegen wie übermütige Geister über Länder und Meere in die fernsten Gegenden.

Fast tat es mir leid, als das Tageslicht wieder hinter



den Hügeln hervorgetrohen kam und das silberne Meer über den Zuckerrohrfeldern mit den Morgennebeln zerrann. Der Mond war schon hinter den Bergen verschwunden, und über der weiten Ebene im Süden, wo noch immer das Nachtdunkel lag, bligten vereinzelt Sterne. Graue Büsche wuchsen aus der Finsternis heraus. Allmählich waren die Umrisse von Häusern und Obstpflanzungen zu erkennen. In der Ferne krächten die Hähne. Dann ging es über holperige Weichen. Die schnurgerade Bahnlinie lief auseinander in einen Teich von blanken Schienen, über dem ein paar elektrische Bogenlampen ihr weißes Licht in das Grau des dämmernden Tages warfen. „Salta“ las ich an einem Stationsgebäude.

Hier mußte man warten bis zum nächsten Tag, weil der Zug neu zusammengesetzt wurde. Aber dazu hatte ich keine Lust. Die Ungeduld war zu groß geworden. So löste ich denn eine Fahrkarte und fuhr wie ein richtiger Caballero nach Tujuh.

Der Eisenbahnwagen war schmutzig und staubig. Auf den klebrigen Bänken hockten ponchoumhüllte Bauern und spuckten auf den schmierigen Fußboden. Ein kleines Kind, von dem gerade nur die Nasenspitze aus der Mantilla der schwarzäugigen Mama herauschaute, weinte ohne Unterlaß. Ein durchgeistigter Jüngling mit langen, schwarzen Haaren klimperte auf einem Banjo und sammelte dann Schweigegelder von den Fahrgästen. Eine dicke Luft von Schweiß und Staub und Zigarettdampf lag über dem Ganzen. Ich sehnte mich ordentlich nach einem sauberen, geräumigen Güterwagen. An jeder Station war ein großer Ansturm von Weibern, die etwas zu verkaufen hatten: Empanadas, Tortillas, geröstete Süßkartoffeln, Bananen, Apfelsinen und vor allem auch eine ganz eigenartige Frucht, die sie Chiro-moya nennen. Außerlich sieht diese Frucht ziemlich unscheinbar aus; etwa wie eine etwas groß geratene grüne Tomate,

aber innen ist sie so weiß wie die reinste Schlagjahne. Jedermann in jenen Gegenden ist ein erklärter Liebhaber dieser Chiromoya, und das mit Recht, denn es gibt sicher keine andere Frucht, die sich mit ihr an Schönheit und Würze des Geschmacks messen könnte. Um so verwunderlicher ist es, daß man sie in keinem anderen Lande mehr antrifft. Ich bin in fast allen Ländern der Erde gewesen, aber eine Chiromoya habe ich sonst nirgendwo wieder angetroffen.

Je weiter wir nach Norden kamen, desto schöner wurde die Gegend. In langen Schlangenwindungen kroch die Bahnlinie an steilen Abhängen und über kristallhelle Gebirgsbäche in ein waldiges Bergland, von wo man eine wunderbare Aussicht hatte in die weite Ebene, über der die wohlangebauten Felder wie ein leuchtender Teppich in buntem Muster von Grün und Blau ausgebreitet lagen. Da und dort schimmerten hellgrüne Bananenstauden, und weit draußen am Horizont, wo das ganze Farbenspiel in ein Meer von Lichtern zerfloß, standen nickende Palmen am dunkelblauen Himmel. Die Berge im Norden aber, die bisher nur wie ein tintenblauer Streifen am Horizont standen, begannen schärfere Formen anzunehmen. Bei näherem Herankommen verflüchtigte sich der blaue Schleier, den die Ferne um sie gewoben hatte, und massige Kuppen und ragende Gipfel türmten sich übereinander, als wollten sie den Himmel selbst erklettern. Eine kühle Brise kam von dort drüben. Sie rauschte in den Wipfeln der Quebrachowälder, sie spielte mit den Fächerblättern der Palmen, und wenn sie zuweilen über einen der zahlreichen Drangengärten kam, da trug sie den Duft der Blüten bis in die muffige Atmosphäre des Eisenbahnwagens. Es war eine Gegend, die ganz auffällig an die berühmten südkalifornischen Obstgebiete in der Nähe von Los Angeles erinnerte.

„Das da drüben, das ist die Sierra Cacha,“ sagte ein



Mitreisender zu mir. „Dort oben ist die Puna, und noch weiter dahinter liegt Bolivien — ein ganz verfluchtes Land!“

Es war dunkle Nacht, als der Zug im Bahnhof von Zujuy einlief. Die Luft war rauh, und die Sterne schienen unnatürlich groß mit einem merkwürdig feurigen Licht. Ein paar verdächtig aussehende Indianer lungerten auf dem Bahnsteig umher und wärmten die blaugefrorenen Hände an dem heißen Dampf, der dem Auspuffrohr der Lokomotive entfuhr. „Hace frio!“ sagten sie mit klappernden Zähnen. Da ich als Caballero angekommen war, hatte ich nichts dagegen, daß einer von den Kerlen mit einer Verbeugung, die bis zum Boden reichte und einem salbungsvollen: „Con permiso, Caballero!“ sich auf meine paar Sachen stürzte und sie nach dem feinsten Hotel am Plage brachte.

Der Wirt musterte mich mißtrauisch aus einem Winkel seiner schwarzen Augen. Vorsichtig hob er den Pesoschein ans Licht, um sich von seiner Echtheit zu überzeugen. Ein silbernes Halbpesostück warf er mehrmals auf den Tisch, ob es auch einen vollen Klang hätte. Dann erst begann er zutraulicher zu werden. Mißbilligend schüttelte er den Kopf, als er hörte, daß ich vom Gran Chaco käme.

„Vom Gran Chaco! Santa Virgina! Was haben Sie denn dort gesucht?“

Ich hätte etwas darum gegeben, wenn ich es selbst gewußt hätte.

„Aber, Amigo, nach dem Gran Chaco geht man doch nicht, wenn man dort keine Geschäfte hat!“ sagte er kopfschüttelnd, — „und ist es wahr, Caballero, daß es dort Skorpionen gibt, die einem das Blut aussaugen?“

„Gewiß.“

„Und Riesenschlangen?“

„Seguro.“

„Und Löwen und Tiger?“

„Ganze Rubel davon. Und dazu wilde Indianer und Menschenfresser und Vigilantes.“

„Vigilantes? — Was Sie nicht sagen, Caballero! die gibt es hier auch. Die sind schlimmer wie die Menschenfresser; die schlimmste Pest im ganzen Lande.“

Mit einem tiefen Seufzer klappte er das Fremdenbuch zu und verschwand kopfschüttelnd in dem Dunkel seines Privatkontors.

Am nächsten Morgen betrachtete ich mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt. Besser hätte ich schon daran getan, mich nach Arbeit und Verdienst umzusehen, aber die vielen Mißerfolge der letzten Monate hatten meinen Eifer in dieser Hinsicht schon wieder erheblich herabgemindert. Von Anfang an hatte ich mich nur sehr *à contre-coeur* um dergleichen bemüht. Die Freude am gesehten und gesitteten Leben war längst schon verschwunden und das unruhige Blut des wandernden Volkes war wieder vollständig zum Durchbruch gekommen.

Ja, Vorwärts! Weiter — immer nur weiter —

Die Sehenswürdigkeiten der Stadt Jujuy sind bald erledigt. Ein Mercado, in dessen schattigen Lauben alte Weiber gepfefferte Suppen und Empanadas feilbieten, ein „Collegio Nacional“, eine doppeltürmige Jesuitenkirche und eine weite Plaza, auf der die heruntergefallenen Orangen achtlos umherliegen. So etwas findet sich in jedem besseren Pueblo. Und doch gibt es keinen Platz in Argentinien, an den ich öfter und lieber denke, als gerade an dieses Städtchen. Hier gibt es fließende Brunnen und murmelnde Bäche, und auf den Feldern und in den Gärten frisches Grün und leuchtende Blumen. Wenn man über das runde, kagelköpfige Pflaster der budligen Straßen geht, so könnte man sich mit einiger Phantasie ins alte Europa versetzt glauben. Hier, in über tausend Metern Meereshöhe, ist nichts zu



spüren von der staubigen Sticlust der Pampa. Von den Bergen, die sich gegen Norden und Westen zu gewaltigen Höhen aufstürmen, kommt allabendlich ein kühler Wind gezogen. Er legt über den blaugrünen Teppich der überreichen subtropischen Vegetation der umliegenden Wiesen und zieht fröstelnd durch die Gassen. Eine besondere Sehenswürdigkeit Jujuz ist das Türkenviertel, ein Gewirr von engen Gassen, wo die Geschäfte dicht nebeneinanderstehen und ihre Herrlichkeiten bis in die Straßen aufbauen, wie vor den Bazaren in Damaskus. Geht man durch diese moderigen Gassen, so wird man links und rechts an den Rockschößen festgehalten von schmierigen, schwarzbärtigen Levantinern. „Kaufen Sie, Caballero, billig, billig!“ — Türken nennt der Argentinier diese Leute, obwohl sie mit den eigentlichen Türken so wenig zu tun haben, wie der Normaltypus eines Deutschen mit dem polnischen Juden, der zufällig in Eydtkuhnen oder Myslowitz das Licht der Welt erblickt hat. Auf jeden Fall haben sie sich gründlich verhaßt gemacht in ihrem neuen Vaterland.

Seitdem Dunkel Sam immer wählerischer geworden ist in der Wahl seiner neuen Staatsbürger, kommen sie in immer größeren Scharen nach dem in Aus- und Einwanderungsfragen so außerordentlich weitherzigen Argentinien, wo sie das heimatlich-orientalische Leben nach Möglichkeit fortsetzen. Sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht, aber auf irgendeine Weise nähren sie sich doch, und das nicht einmal schlecht. Zuerst handeln sie mit Scheren und Schuhriemen, dann mit Baumwollanzügen und allerlei billigen Konfektionswaren und zuletzt mit Bauplänen und Staatspapieren. Selbst wenn es einer nicht bis zum Hausmakler und Börsenjobber bringt, hat er doch nach zehnjähriger Tätigkeit so viel zurückgelegt, daß er für den Rest seines Lebens vor der Tür seines Kramladens mit Geringschätzung herabsehen kann auf die anderen, die da arbeiten in den Straßen.

Niemand wandelt ungestraft durch solches Türkenviertel. Man will nichts kaufen und kauft doch, weil man gar nicht anders kann. Die besten Vorsätze zerschmelzen unter der Glut orientalischer Beredsamkeit. Mit Gewalt mußte ich mich von der Gesellschaft befreien, wenn ich an dem Tage noch weiterreisen wollte.

Als ich aber nach dem Hotel zurückging, führte mein Weg mich unverbesserlichen Bücherwurm an einer wunderschön ausgestatteten öffentlichen Bibliothek und Lesehalle vorbei. Auf den Tischen lagen die neuesten Zeitungen, und auf den Regalen standen die schönsten Bücher. Cervantes, Camoëns und Calderon. — Vergessen war die ganze Welt und alle Reisepläne, bis auf einmal der uniformierte Diener mich anredete: „Heda, Herr, morgen ist auch noch ein Tag! Für heute machen wir Schluß.“

Draußen begann es schon zu dunkeln, und ein barsüßiger Laternenanzünder ging eben mit seinem großen Stock vorüber. Unter diesen Umständen blieb wohl nichts anderes übrig, als noch ein paar von den schon sehr karg gewordenen Pesos für ein weiteres Nachtquartier in dem Hotel auszugeben.

Inzwischen hatte sich die Kunde von dem Gringo aus dem Gran Chaco schon weit herumgesprochen, denn als ich nach dem Hotel zurückkehrte, stand eine ganze Gruppe von Honoratioren um den Kessel über dem Matefeuer und lauschte der Rede des eifrig gestikulierenden Wirtes. „No es cierto, que hay elefantos allà?“ rief er mir zu, als ich hereinkam. „Ist es nicht wahr, daß es dort drunten Elefanten gibt?“

„Gewiß!“

„Und Riesenschlangen?“

„Natürlich!“

„Und Löwen und Tiger und faustdicke Skorpionen, die einem das Blut aussaugen und Indianer, die den Christen-



menschen das Herz herauschneiden und es am Feuer braten?“ Ich bestätigte alles pflichtgemäß, während seine Phantasie Wunder und Schrecken des Gran Chaco in immer kühneren Bildern ausmalte. Die anderen, zumal die schwarz-äugige Haustochter Anita, hörten aufmerksam zu mit einem angenehmen Gruseln. Einer unter ihnen, ein graubärtiger Mann, der sich Don Alberto nannte, erkundigte sich mit der Gewissenhaftigkeit eines Sherlock Holmes nach meinem Vorleben, meinen Zukunftsplänen, nach meinem Beruf, meinem Alter, meiner Gesundheit und meinen Vorfahren bis ins dritte und vierte Glied.

„Und wo, Caballero, gedenken Sie jetzt hinzureisen?“ fragte er mit gemessener, beinahe feierlicher Stimme.

„Nach Bolivien.“

Mißbilligend und vorwurfsvoll schaute er mich an.

„Sie sollten nicht nach Bolivien gehen, Caballero. Es ist ein Land für die Spitzbuben. Alle sind sie dort Spitzbuben, vom Präsidenten angefangen. — Und dann die Puna! Ehe Sie drei Tage im Lande sein werden, sind Sie schon daran zugrunde gegangen und nicht einmal ein christliches Begräbnis werden Sie bekommen.“

Am anderen Morgen aber machte ich mich schon vor der Sonne auf den Weg.

„Was wollen Sie nur dort oben in Bolivien?“ fragte der elegante Hotelwirt, als er die Besos einstrich, „warum bleiben Sie nicht hier im Lande, wo es so schön ist, und wo einem das Geldverdienen so leicht gemacht wird?“

Ja, was wollte ich eigentlich in Bolivien? Ich begann wahrhaftig selber darüber nachzudenken, während ich in den sonnigen Morgen hineinwanderte. —

Steil bergan ging die Straße, gerade zu auf die hohen, finsternen Berge, um deren Gipfel die dicken Nebel hingen. Die Luft war schwül und drückend trotz der frühen Stunde.

Die Sonne brannte erbarmungslos vom klaren Himmel, und es kostete darum manchen Schweißtropfen, bis ich auf der nächsten Bahnstation ankam mit dem festen Vorsatz, keinen Schritt mehr weiter zu laufen, als unbedingt notwendig wäre.

„La Quiaca 400“ stand auf dem Schild an dem Stationsgebäude zu lesen. Also immer noch vierhundert Kilometer bis zur bolivianischen Grenze! Eine anständige Entfernung. Bei einem Fahrpreis von fünf Centavos für den Kilometer sogar viel zu groß, um mich auf rechtschaffene Weise wie einen ehrsamem Staatsbürger nach dem Lande meiner Sehnsucht zu bringen. Doch was nun? Zu Fuß nach Bolivien? Durch diese Wildnis? Über diese Berge? Nein, das war ganz ausgeschlossen. Aber ich hatte es mir doch nun einmal vorgenommen. Ich wollte — nein, ich mußte — unbedingt nach Bolivien.

Während ich noch in ziemlicher Ratlosigkeit diese Gedanken in meinem Kopfe wälzte, kam tief unten im Tal der zweimal in der Woche verkehrende Personenzug aus der Richtung von Jujuy heraufgekeucht, und die Fahrgäste hatten sich bereits auf dem Bahnsteig eingefunden. Schweigend saßen sie auf ihren Kleiderbündeln oder was sie sonst als Reisegepäck mit sich trugen, umhüllt von einem buntscheckigen Poncho und einem weit in die Stirn gedrückten Sombrero, unter dem von Zeit zu Zeit aus dunklem Indianergesicht ein paar gelbe, grünlich schimmernde Augen hervorblitzten, die den weißen Fremdling mit scheuen, mißtrauischen Augen musterten.

„Un Ingles,“ — ein Engländer, ging es murmelnd von Mund zu Mund. Ein Engländer — oder auch ein Deutscher, was in den Augen dieser naiven Naturmenschen dasselbe ist, — ist dort immer eine Respektsperson: ein Goldminenbesitzer, ein Estanciero, ein Majordomo oder doch zum mindesten ein Capataz. Und vor allem: Er ist immer reich!



Polsternd fuhr der Zug ein, und mit krachendem Getöse kam er zum Stillstand.

Hastig drängten alle nach dem Wagen der zweiten Klasse, und ich folgte mechanisch ihrem Beispiel, bis mir jemand die Hand auf die Schulter legte und die sanfte Stimme des Zugführers mich zurechtwies: „Primera más adelante, señor“ — (Erste Klasse weiter nach vorn, mein Herr.)

Solch liebenswürdiger Aufforderung konnte ich nicht widerstehen, und so stieg ich denn stolz wie ein Spanier in die erste Klasse ein.

Mißtrauisch sah ich mich in dem Wagen um. Es waren gottlob keine weiteren Passagiere anwesend. Ich war der einzige Fahrgast, der die Berechtigung dieser ersten Klasse nachwies.

Da es nun vor allem darauf ankam, den wohlhabenden Engländer zu imiten, machte ich es mir mit breiter Umständlichkeit bequem, legte die Füße auf den Sitz gegenüber und fing an zu lesen. Da erschien der Schaffner und verlangte meine Fahrkarte zu sehen.

„Habe keine!“

„Aber, Señor Caballero, ich weiß nicht, ob Sie die kastilianische Sprache nicht genügend beherrschen und mich deshalb nicht richtig verstanden haben. Oder haben Sie wirklich keine Karte?“

„Nein!“

Eine Weile sah er mich ratlos an, um dann in wohlgelegter Rede fortzufahren: „Señor Caballero, niemand bedauert diesen Fall mehr wie Ihr ergebener Diener, aber an der nächsten Station müssen Sie das Doppelte des Fahrpreises nachbezahlen. So lautet die Fahrordnung. Strenger Befehl.“

„All right!“ antwortete ich mit der Miene eines Mannes, dem ein paar Pesos nicht wichtig genug sind, um dar-

über eine Zeile Zeitungslektüre zu verlieren. In Wirklichkeit aber begann mir unbehaglich zumute zu werden, und die Zeilen der Zeitung begannen vor meinen Augen wild durcheinander zu tanzen. Der doppelte Fahrpreis! Das konnte und wollte ich nicht bezahlen. Andernfalls aber — nein, das war gar nicht zum Ausdenken! Ich hatte noch genug von den paar Stunden, die ich drunten im Gran Chaco zwischen den fahlen Lehmmauern eines argentinischen »Kalabus« zu bringen mußte.

Noch ehe wir die nächste Station erreicht hatten, kam der Schaffner zurück mit einem zerknitterten Zettel, auf dem mit ungelenkter Hand die Zahlen untereinander gereiht waren:

Nach La Quiaca 1. Klasse . . .	35,00 Pesos
Strafgeld, 2 Stationen . . .	7,50 "
Summa:	42,50 Pesos

„Viel Geld,“ meinte der Schaffner, dem meine schlecht verhehlte Bestürzung nicht entgangen war, „aber wenn Sie eine ermäßigte Karte nehmen wollten . . .“

„Und wieviel sollte das kosten?“

„Zehn Pesos, Caballero — nur zehn Pesos!“

Zehn Pesos! Ich traute meinen Ohren nicht. Mein erster Gedanke war, sofort in die Tasche zu greifen und die zehn Pesos zusammen mit einem tüchtigen Trinkgeld zu bezahlen. Doch das wäre verkehrte Politik gewesen. Bei allzu großer Bereitwilligkeit wären der ermäßigten Karte sicher noch allerlei nachträgliche Zuschläge gefolgt. Deshalb bezwang ich meine Freude und machte ein möglichst gelangweiltes Gesicht.

„Auf zehn Pesos mehr oder weniger kommt es mir schließlich auch nicht an,“ antwortete ich, ohne von der Zeitung aufzublicken. „Ja, wenn es bloß fünf Pesos wären —“

Nun verlor das Gesicht des Indianers plötzlich seinen dienstlichen Ausdruck und wurde ganz Vertraulichkeit.



„Amigo,“ sagte er mit leiser Stimme, „fünf Pesos! Bei der heiligen Veronika! Das ist doch keine Bezahlung! Sie sind doch kein Turko. Sie sind ein Engles, ein Gentleman, ein intelligenter Mensch, darum können Sie sich doch vorstellen, was es mit solchen ermäßigten Fahrkarten auf sich hat. Einen Peso bekommt der Zugführer, einen der Lokomotivführer, einen halben der Heizer und der Muchacho will auch noch ein kleines Trinkgeld haben. Was bleibt dann noch übrig für Ihren ergebenen Diener? Bei fünf Pesos?“

So zeigte ich mich denn als Caballero. Sieben Pesos wechselten ihren Besitzer, und die Bahn war frei nach La Quiaca.

Jetzt endlich konnte ich mit gutem Gewissen die Zeitung beiseite legen und mich der Betrachtung der Gebirgslandschaft widmen, durch die der Zug sich keuchend und schnaubend zu immer höheren Regionen bergauf arbeitete.

Es war eine überaus anmutige Landschaft, in der die üppigkeit der Tropen und die Romantik des Hochgebirges die wunderbarsten Bilder malten. Tief unten im Tal, wo das glitzernde Wasser eines breiten Flusses über die Steine hüpfte, breiteten sich wie ein sauberer hellgrüner Teppich die jungen Mais- und Zuckerrohrfelder aus. Aus dem dunklen Laub der Orangengärten, die sich an den Abhängen hinzogen, leuchteten zahllose goldene Früchte, und bis hoch hinauf an den Seiten der steilen Schneeberge zogen sich wie finstere Schatten die blaugrünen Quebrachowälder hin. Überall aber zwischen den Bäumen und Sträuchern leuchtete das helle Weiß der Farmhäuser in der blendenden Sonne. Es war, als ob jemand dieses Gemälde in allen Schattierungen von Grün gemalt und zu guter Letzt noch einen weißen Farbpinsel darüber ausgespritzt hätte.

Je weiter wir in das Gebirge hineinkamen, desto enger wurde das Tal, und der Fluß, der zuerst nur wie ein dünnes

Silberband aus der Tiefe herausgeleuchtet hatte, rauschte nun als wilder Gebirgsstrom dicht neben dem Bahndamm hin.

Schutt und Geröll erfüllte das Tal, und an den Abhängen der immer niedriger werdenden Berge war nackter Fels an die Stelle der Wälder getreten. Ein eisiger Wind segte heulend das Tal entlang und zerzauste die dornigen Büsche, die zwischen den Steinen ein kümmerliches Dasein fanden. Nur in einigen geschützten Winkeln des Tals, wo der Wind nicht hinkonnte, da hatten einsame Ansiedler ihre Lehmhütte aufgebaut und pflanzten mühsam ihre Obstgärten und Maisfelder, die sie dem Wind und den Steinen abgerungen hatten. Jetzt, wo der Zug vorüberkam, waren die Weiber herbeigeeilt, und boten Maiskuchen und Früchte — darunter die schönsten Pfirsiche — feil. Meist waren es Italiener und Spanier, die sich hier niedergelassen hatten. Was die Leute wohl veranlaßt haben mag, übers ganze Weltmeer herüberzukommen, um in solcher Wildnis, in solchem Klima und fern von jedem Absatzgebiet für ihre Erzeugnisse ihre Tage zu verbringen? Fürwahr, es gibt Sonderlinge, die die Entsaugung als Sport um ihrer selbst willen betreiben! Kein Ort auf dieser Erde ist so ungasflich, als daß er nicht eines Tages einen Liebhaber fände, der dort eine Heimat suchen wollte.

Gegen Mittag hatten wir bereits eine Höhe von zweitausend Metern erreicht, und immer noch ging es steil bergan. Oftmals war die Steigung so stark, daß der Zug kaum vom Fleck kam; sehr zur Freude der Reisenden, die den Aufenthalt zu einem Spaziergang im Freien benutzten, bis ein triumphierender Pfiff der Lokomotive, der die Überwindung der Steigung anzeigte, die säumigen Fahrgäste wieder an Bord rief, worauf sich bei der nächsten Steigung das Kleinbahn-idiom wiederholte.

Bei einer Station, die den zierlichen Namen Negra



Muerta trägt, konnte ich an einem Schild am Stationsgebäude lesen, daß wir uns schon in einer Höhe von dreitausend Metern über dem Meeresspiegel befanden. Dort oben ist man bereits über der Grenze der menschlichen Besiedlung und jenseits der Regionen mit einem zusammenhängenden Pflanzenwuchs. Sand und Steine, Schutt und Geröll liegen hier durcheinander in einem wilden Chaos, und darüber lastet eine tiefe, drückende Stille, die nur unterbrochen wird von dem wehmütigen Heulen des Windes zwischen den Felsen oder dem schaurig widerhallenden Pfiff der Lokomotive, seitdem das Dampfroß sich hier herauf verirrt hat.

Aber immer noch höher hinauf ging die Fahrt, bis in dreitausendzweihundert Metern Meereshöhe die Wasserscheide von Tres Cruces erreicht wurde. Hier war der mächtige Fluß, der uns auf der ganzen Fahrt begleitet hatte, bereits zu einem kleinen Bach geworden, dessen Ränder mit dicken Eiskrusten besetzt waren. Denn ein schneidend kalter Wind wehte von der jenseitigen Hochebene herüber, und wir alle froren, wie nur Leute frieren können, die im Laufe eines halben Tages von dem Lande der Palmen und Orangen in die Eisregionen versetzt werden.

Abra Pampa heißt die nächstfolgende Station, und sie hat ihren Namen nicht gestohlen. Denn hier kommt man unvermittelt aus den engen Tälern heraus, und vor den Augen des Reisenden öffnet sich eine weite, sanft gewellte Hochebene, die sich nach Norden und Nordosten in endlose Fernen verliert. Das ist die bolivianische Pampa. Ein wüstes, dürres, unwirtliches Land, auf dem noch der unstete Indianer in ursprünglicher Wildheit mit seinen Herden umherzieht. In der That: wer sonst möchte dort oben hausen, wo nur dürres, bitteres Steppengras wächst, wo der Flugsand der Wüste oft tagelang die Sonne verfinstert und die dünne Bergluft dem Menschen den Atem raubt?

Es war schon spät am Abend, als wir in der offenen Pampa ankamen. Unnatürlich groß, in einem blutigen Rot, erschien die tiefstehende Sonne, und vor ihren Strahlen zitterte und bebte das grelle Licht der Steppe in einem unruhigen Flimmern. Für einen Augenblick zeichnete sich scharf und deutlich die Gestalt eines auf der Steppe weidenden Lamas von dem flammenden Rot des westlichen Himmels ab. Schwarz und gespensterhaft sah es aus, wie eine jener graufigen Spukgestalten, von denen man an kalten Wintertagen hinter dem Ofen zu lesen pflegt, denn das Dämmerlicht hatte seine Umrisse ins Riesenhafte verzerrt.

Dann senkte sich mit der Schnelligkeit der Tropen die Nacht auf die Landschaft.

## Über die Grenze.

Vorzeitiges Reiseende. — Nachlager im Kohlenwagen. — Ein frostiges Erwachen. — Kutschua. — Wandern im Schneesturm. — Sibirien unter 15 Grad südl. Breite. — La Quiaca. — Unter Landsknechten. — Hohe Politik. — „Wie denken Sie über Poincaré?“ — Der wohlthätige Türke. — Grenzrevision. — Ein Hiobsbote. — „Bei uns in Spanien.“ — Zwischen den Karawanen. — Giftige Indianer. — Von Eseln, Mauleseeln, Lamas und Daniel Defoe.

Wüstenfahrt in dunkler Nacht — —

Der Zug rumpelte jetzt in schneller Fahrt über die Ebene. Blichschnell glitten die Telegraphenstangen und die Meilensteine vorbei: Meile um Meile.

„La Quiaca!“ ertönte da plötzlich die Stimme des Schaffners. „Levántese amigo, La Quiaca, La Quiaca!“

Das wirkte wie ein elektrischer Schlag. Im Nu hatte ich meine Siebensachen zusammengerafft und befand mich schon draußen zwischen den Gleisen. Schlastrunken rieb ich mir



die Augen. La Quiaca — hatte er nicht La Quiaca gerufen? Aber das konnte doch unmöglich der Ort meiner Sehnsucht sein! Nichts als ein paar tote Gleise inmitten der offenen Pampa. Der grelle Pfiff der Lokomotive schreckte mich aus meinen Gedanken auf. Puffend und fauchend hatte der Zug seinen Weg nach Norden fortgesetzt, und nur die beiden grünen Endlichter schauten wie zwei tückische Augen in die pechschwarze Nacht.

„Hasta mañana señor!“ hörte ich aus der Ferne eine höhnisch lachende Stimme, „auf Wiedersehen in La Quiaca!“ Der Spitzbube! Er mochte wohl eine Kontrolle an der Endstation befürchten und hatte mich darum in dieser Wildnis ausgesetzt. Wütend setzte ich mich auf eine der kalten Schienen und malte mir aus, was ich wohl mit dem Kerl anfangen würde, wenn er mir demnächst in La Quiaca wieder unter die Finger käme. Doch damit war nichts getan. Ich mußte sehen, wo ich eine Unterkunft für die Nacht finden konnte, denn es war eine jener bitterkalten Hochgebirgsnächte, in denen der Himmel schwarz ist wie chinesische Tusche und die Sterne unheimlich funkeln und flimmern. Nachdem das Auge sich etwas an die umgebende Dunkelheit gewöhnt hatte, gewahrte ich in einiger Entfernung die Umrisse eines kleinen Hauses; offenbar eine Art Stationsgebäude. Vollständig dunkel und ausgestorben stand es da. Das einzige Lebewesen war ein großer Hund vor der Tür, der von Zeit zu Zeit ein Unheil verkündendes Grollen vernehmen ließ. Ich habe immer eine gewisse Ehrfurcht vor Hunden gehabt, namentlich wenn sie bei Nacht und Nebel ihre Zähne zeigen und mit gurgelnden Tönen ihre schlechte Laune verraten. Deshalb hielt ich mich in achtungsvoller Entfernung von dem Haus. Nachdem ich eine ganze Schachtel Streichhölzer vergebens abgebrannt hatte, gelang es mir endlich, den Namen der Station zu entziffern — Pumahuañi. Hastig blätterte ich in

meinem Fahrplan — es waren nur noch fünfundzwanzig Kilometer bis La Quiaca. Ich durfte mit meinem Tagewerk zufrieden sein.

Der Anblick einiger einsam und verlassen auf den Gleisen umherstehenden Eisenbahnwagen legte den Gedanken an ein Nachtquartier nahe. — Ein Königreich für einen schönen, sauberen, winddichten Packwagen; so einen eleganten »side-door pullman«, wie man in Nordamerika zu sagen pflegt. Nichts von alledem war hier zu sehen. Nur offene Flachwagen, die nicht mehr Schutz vor dem Wetter boten, als etwa das windumheulte Dach eines Wolkenkrägers in Commercestreet in Chicago. Mit einem Seufzer breitete ich meinen Poncho in einem schmutzigen Kohlenwagen aus, wo ich mich vom Nachtwind langsam in den Schlaf singen ließ.

Et à leur reveil  
O reveil plein d'horreur!

Konnte ich mit Racine sagen. Ein tolles Schneegestöber segte über die Pampa, und der hartgefrorene Poncho war über und über mit einer dicken Schneekruste bedeckt. Nicht minder steif gefroren waren die Glieder. Kurzum, es war eine höchst unerquickliche Lage und gewiß hätte es noch lange gedauert, ehe ich Energie genug gefunden, um meine Betäubung abzuschütteln, wenn nicht ein gar verlockendes Feuer aus dem Hofe des Stationsgebäudes zu mir herüber geleuchtet hätte.

Etwa ein Duzend Indianer hockten um das Feuer und hielten die frosterstarrten Hände über die wärmende Flamme. Unbeweglich saßen sie da; zwölf knallrote Ponchos mit darauf gestulptem Sombrero. Weiter war nichts von ihnen zu sehen. Als aber der weiße Fremdling in ihren Kreis hineingeschnit kam, wurden sie plötzlich lebendig. „Gringo!“ ging es von Mund zu Mund.



Einer stand auf und kam auf mich zu. Er faßte mich nicht eben sanft am Armel und grinste über das ganze Gesicht mit so viel Grazie, als bei seinen verwitterten Zügen überhaupt möglich war. Dann setzte er sich wieder hin und die anderen zupften mich am Armel. Ich nahm das für eine Einladung und setzte mich zu ihnen ans Feuer. Während es nun in meinem Teekessel lustig brodelte und ich selbst meine erstarrten Lebensgeister über der wärmenden Flamme auf-taute, wurden die Indianer nicht müde, mich anzustarren. — Ein Gringo am Lagerfeuer! Leidenschaftlich erörterten sie das Ereignis in der landesüblichen Kitschua Sprache, bei der die Gebärden und Grimassen offenbar die Hauptsache sind. Kein Wort verstand ich von dem Kauderwelsch, aber aus den mißgünstigen Blicken ihrer grünschillernden Augen konnte ich unschwer erkennen, daß es nicht gerade Liebenswürdigkeiten waren, die sie mir zudachten. Vergebens bot ich mein bestes Kastilianisch auf, um ihnen begreiflich zu machen, daß ich die Harmlosigkeit selber war; aber auf alle meine Reden und Beschwörungen kam nur immer die eine Antwort: „no sabe, no sabe!“

Endlich schien die Beratung bis zu einem gewissen Grade der Beschlußfähigkeit herangereift zu sein. Ein kleines, vertrocknetes Männchen wie der Zwerg im Märchen, wandte sich direkt an mich mit einer wohlgefügten Rede im reinsten Kitschua, während die anderen sich in erwartungsvolles Schweigen hüllten. Als ich darauf nicht reagierte, setzte ein anderer die Rede fort und so ging es weiter die Reihe herum. Als das alles nichts half, kam der Zwerg, der zuerst gesprochen hatte, auf mich zu und zupfte mich am Armel. „*Va Quiaca, Va Quiaca!*“ sagte er mit weinerlicher Stimme, und wies dabei mit dem schmutzigen Finger nach Norden, wo der Schienenstrang sich in der grauen Pampa verlor. Das war das Paßwort für die anderen. Alle sprangen auf

einmal auf und zeigten nach Norden. „La Quiaca, La Quiaca!“

Die Aufforderung ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Sobald ich meinen Tee getrunken hatte, brach ich auf und setzte auf dem Bahndamm die Reise nach La Quiaca fort. Der Wind war inzwischen noch mehr aufgefrischt und führte neben dem Schnee noch ganze Wolken von Flugsand mit. Fein wie Staub und hart wie Glas kamen die Schneeförner herangejagt und bohrten sich in die Haut wie spitze Nadeln, während der Flugsand sich allenthalben in Mund, Nase und Ohren festsetzte.

Es war ein unsagbar mühseliges Wandern! Frei und offen breitete sich die Landschaft nach allen Himmelsrichtungen aus und nirgendwo in der weiten Runde war etwas zu entdecken, das einen wirksamen Schutz gegen die Wut des Sturmes gewährte. Nur von Zeit zu Zeit, wenn eine wilde Bö die Schnee- und Staubwolken besonders dick vor sich herjagte, preßte ich krampfhaft den Kopf gegen die Leseite einer Telegraphenstange, um so wenigstens für einige kümmerliche Sekunden die Illusion eines Schutzes zu genießen. Stumpfsinnig tappte ich weiter, ohne zu denken, zu hoffen, oder zu fürchten — weiter — weiter —

Erst gegen Abend ließ die Wut des Sturmes nach, und das weiche Licht der untergehenden Sonne begann durch den dichten Schleier hindurchzusehnen. Ringsum breitete sich noch immer die Wildnis von Sand und Steinen, untermischt mit dürren Gräsern, die da und dort in kümmerlichen Büschen im Sand der Steppe vegetierten. In einer Talmulde lagen etliche Roggenfelder, umgeben von dicken Steinwällen zum Schutz gegen die Winde, und an einem Abhang zog sich eine Ansiedlung von armen Lehnhütten hin. Ein kleiner, struppiger, mottenzerfressener Esel, der sich an den dürren Gräsern zwischen



den Gleisen gütlich tat, stimmte ein mißtönendes Klage-  
lied an. Gerade so hatte ich mir immer, nach Sven Hedins Zeich-  
nungen, eine Landschaft im fernen Tibet vorgestellt. Doch  
nein, wo hatte ich selbst schon einmal ähnliches gesehen?  
Es war wohl weit am anderen Ende der Erde, an der Ostküste  
Sibiriens, wohin mich vor Jahren ein böses Geschick, oder  
sagen wir lieber: mein eigener Unverstand, verschlagen hatte.

Dieselbe traurige Umgebung, dieselben armseligen Lehm-  
hütten, derselbe kalte Wind, der darüber hinsagte. Sibirien  
unter fünfzehn Grad südlicher Breite! Ich war ganz zer-  
knirscht.

Ein einsamer Reiter kam die staubige Straße entlang;  
dem Aussehen nach wohl einer der vielen »Türken«, die sich  
dort in der Gegend niedergelassen haben. Finster genug  
schaute er herab von der Höhe seines Maultieres, aber er  
war doch wenigstens ein Mensch und kein vertiertes Ge-  
schöpf wie die Indianer. Und er sprach auch nicht diese  
greuliche Ritschuasprache, sondern ein halbwegs verständ-  
liches Spanisch.

„Amigo!“ rief ich ihn an, als er nahe genug herbeige-  
kommen war, „können Sie mir sagen, wie weit noch der  
Weg ist bis La Quiaca?“

Ungnädig runzelte der »Türke« die Stirn und schaute  
mich eine ganze Weile mit bösen Augen an.

„La Quiaca?“ sagte er mit spöttischer Gebärde. „Ja,  
haben Sie denn keine Augen? Das hier ist doch La  
Quiaca!“

„So, so,“ sagte ich zu mir selbst. Ich hatte es mir ein  
bißchen anders vorgestellt, dieses Mekka aller meiner Träume  
der letzten Wochen.

Der Ort gewann auch nicht bei näherer Betrachtung.  
Im Gegenteil! Dieses La Quiaca ist entschieden einer der  
unwirtlichsten Erdenwinkel, die ich je gesehen habe. Und das

will viel heißen. Nur ein einziger, verkümmertter Baum stand einsam und verlassen an einer Ecke der Plaza, und der war von einem Zaun umgeben und bis fast zur Krone hinauf sorgsam eingehüllt, damit die kalten Winde ihm nicht noch vollends den Garaus machen konnten. Ein niedriges, weißgetünchtes Haus im „Schatten“ dieses Baumes trug den anspruchsvollen Namen »Hotel International«. Es war das erste und einzige Hotel am Plage und deshalb mußte ich schon notgedrungen mich und meine paar Pesos der Gnade dieses Hotelwirts ausliefern. Nach den vorhergegangenen Erfahrungen verspürte ich nicht die geringste Lust, noch eine weitere Nacht bei „Mutter Grün“ zu verbringen.

Eine wohlthätige Wärme schlug mir aus der offenen Tür der Gaststube entgegen. In einer Zimmerecke stand sogar ein Stück Hausrat, das ich bisher in den Häusern Südamerikas vergeblich gesucht hatte, nämlich ein richtiger, brummender, singender, warmer, molliger Ofen. Und daneben saß der dicke, blonde Wirt, der eben — nein, es war keine optische Täuschung — die Wochenausgabe der »Deutschen La-Plata-Zeitung« studierte. Die Tatsache, daß sich noch ein anderer Landsmann nach La Quiaca verirren konnte, schien ihn nicht im geringsten zu erstaunen.

„Nu hören Sie mal, mein Kutester,“ redete er mich in unverkennbar sächsischem Tonfall an, „was denken Sie bloß von die Marokkogeschichte?“

„Aber, bester Herr, was soll ich davon denken?“

„Und dieser Monsieur Delcassé?“

„Der Delcassé?“

„Und der Poincaré?“

„Von Poincaré habe ich noch nie etwas gehört.“

„Ja Menschenkind, wo haben Sie denn gesteckt in der letzten Woche? Die ganze Welt ist ja voll davon. Es gibt Krieg! Na, einmal muß es ja doch losgehen. Ich habe



meine fünfundsünfzig Jahre auf dem Rücken, und meine Knochen sind schon ein bißchen eingeroftet. Aber wenn ich ein junger Kerl wäre wie Sie —“ und dann folgte eine Kette von Kraftworten, die mindestens drei Druckzeilen einnehmen würde. Er holte die »Prensa«, die »Argentina«, die »Nacion«, die »Razon«, und andere argentinische und bolivianische Zeitungen herbei, an Hand deren er mir die augenblickliche politische Lage auseinandersetzte. Bald kamen noch einige Deutsche hinzu, die dort bei der Eisenbahn angestellt waren. Aber der übliche Stat wollte nicht recht in Gang kommen, denn das große Ereignis gab Stoff zum Politisieren und zum Entfachen der Begeisterung, die sich in patriotischen Liedern Luft machte. Wie seltsam es klang dort oben in den schwarzen Bergen:

Einigkeit und Recht und Freiheit  
Sind des Glückes Unterpfand,  
Blüh' im Glanze dieses Glückes  
Blühe, deutsches Vaterland.

Ich aber konnte damals der marokkanischen Frage kein richtiges Interesse abgewinnen. Ich hörte nur immer den Sturmwind an den Fenstern rütteln und dachte mit Grausen an den morgigen Reisetag. —

Am nächsten Morgen, als ich meine Siebensachen für die Weiterreise packte, gab mir mein liebenswürdiger Wirt noch allerlei nützliche Winke mit auf den Weg.

„Wenn Sie einem guten Rat zugänglich wären, würde ich Ihnen vorschlagen, sofort wieder zurückzufahren,“ sagte er mit spöttischem Lächeln, „ich würde gern mit einem der Zugführer reden, damit er Sie mitnimmt. Es ist besser, wenn Sie sich die bolivianischen Pläne gleich aus dem Kopf schlagen, denn dort drüben werden Sie es doch nicht lange aushalten.“

„Ich will aber doch gar nicht in Bolivien bleiben,

sondern nach Antofagasta an der chilenischen Küste.“

„Ja, selbstverständlich nach Antofagasta!“ lachte er. „Das habe ich schon oft gehört. Fast jede Woche bekomme ich Besuch von Landsleuten, die in der Welt herumreisen, und alle wollen sie nach Chile, nach Peru, nach Ecuador und weiß der Himmel, wo sonst noch hin. Aber nach vierzehn Tagen kommen sie wieder über die Grenze und sind froh, wenn ich ihnen einen Freipaß nach Tucuman verschaffe. Haben Sie sich schon einmal klargemacht, daß es noch ein ver-teufelt langer Weg ist bis Antofagasta? Gleich jenseits des kleinen Baches an der anderen Seite La Quiacas ist die bolivianische Grenze, und von dort geht der Weg — oder was man hierzulande einen Weg nennt — geradewegs nach Norden bis Tupiza und von dort über die »Sierra Santa Barbara« nach Uyuni, der Station an der Eisenbahn, die von Antofagasta nach La Paz führt. Es sind reichlich vierhundert Kilometer, die Sie bis dahin zu laufen haben, mein Lieber! Und das alles über Stock und Stein, über Berge und durch Flüsse, die Sie durchwaten müssen, denn Brücken gibt es keine.“

„Und wie steht's mit dem übernachten?“ fragte ich ahnungsvoll.

„Das ist gerade das Schlimmste bei der Sache,“ fuhr er fort, „übernachten kann man nur in den »Tambos«, das sind kleine ruhige Schutzhütten, die von der Regierung am Wege errichtet sind. Sie stehen immer etwa vierzig bis fünfzig Kilometer voneinander, und wer die Entfernung an einem Tag nicht zurücklegen kann, der muß noch ein Stück von der Nacht zu Hilfe nehmen oder aber in der barbarischen Kälte erfrieren. Für Fußgänger ist man hierzulande nicht eingerichtet. — Und dann die Puna, die Puna, — wissen Sie, was Puna ist?

„Nein.“



„Das werden Sie noch frühe genug herausfinden. Die Puna ist eben die Puna; so eine Art Mittel Ding zwischen der Seekrankheit und einer doppelseitigen Lungenentzündung. Wenn sie aufs Herz schlägt, dann muß man ins Gras beißen. Das kommt dort oben alle Tage vor. Beschreiben kann man das nicht, aber bis Sie erst einmal an der Sierra Santa Barbara, in fünftausend Meter Meereshöhe sind, werden Sie's schon selbst herausgefunden haben. — Darum überlegen Sie sich's noch einmal mit der Reise! Nein? Nun dann gehen Sie meinetwegen bis ans Ende der Welt, Sie unverständiges Stück Eigensinn! Aber sehen Sie zu, daß Sie den Weg nicht verfehlen, sonst landen Sie unversehens in Potosi oder Cochabamba. — Bis Tupiza ist er nicht zu verfehlen. Das ist ein hübsches Städtchen, hundert Kilometer von hier. Wie ich noch jung gewesen bin, habe ich den Weg oft in zwei Tagen gemacht.“

Noch andere Unterweisungen gab mir der besorgte Landsmann, und als ich endlich wieder draußen auf der Landstraße stand, da wirbelte es in meinem Kopfe von neuen Namen: Tupiza, Uyuni, Cochabamba, Potosi — eine ganze Welt hatte sich vor mir aufgetan. Eben war ich dabei, mir das Gehörte noch einmal im Kopf zurechtzulegen, als jemand eiligst auf mich zukam. Es war kein anderer als der Türke, dem ich tags zuvor hoch zu Roß begegnet war.

„Guten Tag, Freundchen,“ rief er mir schon von weitem zu, „wollen Sie vielleicht noch einkaufen für die Reise? Tabak — Seife — Büchsenfleisch — ein hübsches Pañuelo — ein Poncho? Es ist die letzte Gelegenheit, denn drüben über der Grenze ist alles noch einmal so teuer. — Aber was sehe ich, Caballero! Mit den Schuhen wollen Sie durch Bolivien reisen? Damit kommen Sie unter Garantie keine drei Tage weit. — Nehmen Sie bei mir prima Ware — direkt von Buenos Aires — paßt Ihnen wie angegossen!“

Und ehe ich wußte, wie mir geschah, hatte er mich in einen großen Kramladen geschleppt, in dem in buntem Durcheinander, wie in einem orientalischen Bazar, alle Schätze der beiden Welten, von der Wanduhr bis zu einer Schachtel Sunlightseife feilgeboden waren.

Im Handumdrehen hatte er mir ein Paar wirklich angenehmer, guter Schuhe verkauft.

„Und was bin ich Ihnen schuldig?“ fragte ich.

„Oh, die bekommen Sie ganz umsonst, ich tue immer gern einem armen Wanderer einen Gefallen. — Kann ich vielleicht sonst noch etwas für Sie tun? Haben Sie schon Ihre Pesos umgewechselt?“

Wahrhaftig, daran hatte ich noch gar nicht gedacht! Wenn ich nach Bolivien reiste, mußte ich doch zuerst meine argentiniischen Pesos los werden. Dienstfertig nahm der Türke meine fünfundsanzig Pesos in Empfang und gab mir dafür die gleiche Anzahl Bolivianos, ohne aber dabei das kleine Disagio von zehn vom Hundert in Rechnung zu bringen. Die Schuhe hatten sich also doch einigermaßen bezahlt gemacht. Wie sagt doch der Amerikaner? *Charity begins at home.* —

„Beehren Sie mich bald wieder!“ hörte ich den Türken noch hinter mir rufen, während ich mit großen Schritten in den heraufdämmernden Tag hineinmarschierte.

Der Morgen hatte die Prophezeiungen des vorhergehenden Tages zusehends gemacht. Der Wind war völlig ausgestorben und ein ruhiger, klarer Wintermorgen lag über der Landschaft. Kerzengerade stieg der Rauch aus den Hütten in die Höhe und zog sich dann in dünnen, bläulichen Streifen am Himmel hin. Wo aber der Sturm über Nacht den Schnee zusammengesegt hatte, da glitzerte und funkelte es wie von tausend Diamanten im Scheine der Morgensterne, die blutigrot hinter den schwarzen Bergen hervorgefrohen kam. Die



hartgefrorene Erde klang metallisch unter den Füßen. Kurzum: ein Tag, der für eine lange Fußwanderung wie geschaffen war.

Etwas unheimlich wurde mir doch zumute, als ich über das dünne Eis des Grenzlüßchens schwankte und dann einen steilen Abhang hinauf im vielgeschmähten Land Bolivien anlangte. Kaum war ich oben, als ein Zollbeamter in blauer Uniform und mit einem dunklen Indianergesicht sich meiner annahm.

„Wohin?“ fragte er nicht gerade gnädig.

„Nach Bolivien.“

„Das brauchen Sie mir nicht erst zu sagen. — Beruf?“

„Mechaniker.“

„Natürlich Mechaniker! Seit Wochen ist keiner mehr über die Grenze gekommen, der nicht Mechaniker gewesen wäre. Vorher waren alle Ingenieure. Nächstens werden es vielleicht Buchhalter sein.“

„Wünschen der Herr Inspektor vielleicht meine Papiere zu sehen?“ fragte ich mit einem kühnen Griff nach meiner nicht vorhandenen Briefftasche.

„Nein!“ rief der Inspektor mit beschwörender Gebärde, „verschonen Sie mich, Caballero! Gehen Sie ruhig weiter und lassen Sie sich's gut gehen in Bolivien.“

Ähnlich wie drüben auf der anderen Seite von La Quiaca führte auch hier der Weg über eine leicht gewellte, mit vereinzelt Grashüscheln bestandene Pampa, auf der zuweilen ein bodiges Lama mit grotesken Sprüngen davon eilte, oder ein kleiner Esel sich mitten auf der Straße aufpflanzte, der den fremden Wanderer mit sanften, intelligenten Augen betrachtete. Sonst war in der weiten Runde kein Lebewesen und keine Spur einer menschlichen Tätigkeit zu erblicken. Ringsum, so weit das Auge reichte, breitete sich eine kahle, unwirtliche Landschaft, über der das dumpfe, unheimliche Schweigen der Wildnis brütete.

Erst als die Sonne sich zu neigen begann, bemerkte ich einen Wanderer, der mir auf meinem Wege entgegenkam. Der Ärmste schien sehr müde und hungrig, und da er, mehr an seinen Gesichtszügen als an seiner braungebrannten Hautfarbe als Gringo erkenntlich war, hatte ich Mitleid mit ihm und lud ihn zu „einer Tasse Tee“, eine Aufforderung, die ich nicht zu wiederholen brauchte. Schnell scharrte ich etwas trockenen Yamamiß zusammen und röstete auf dem damit entzündeten Feuer die Hammelkeule, die mein freundlicher und fürsorglicher Wirt mir auf den Weg mitgegeben hatte, zusammen mit einer Blechdose, in der das Teewasser gekocht wurde.

Allen diesen Vorbereitungen sah mein seltsamer Gast mit stumpfer Gleichgültigkeit zu. Selbst der Duft des saftigen Hammelbratens verlockte ihn nicht. Er machte den Eindruck eines von Hunger und Müdigkeit gänzlich gebrochenen Menschen. Nur von dem heißen Tee konnte er nicht genug bekommen und dieser begann denn auch allmählich seine Zunge zu lösen.

„Nun sagen Sie mir ehrlich,“ hob er unvermittelt an in reinstem Kastilianisch, das den geborenen Spanier verrät, „kann man mir das ansehen, daß ich vor drei Monaten noch ein Gentleman — ein Caballero gewesen bin?“

Berwundert betrachtete ich ihn mir von oben bis unten. Nein, beim besten Willen konnte man ihm das nicht ansehen. Wie er so darsaß mit den zerrissenen Kleidern, dem bleichen, eingefallenen Gesicht und den wirren Haaren, war er vielmehr ein Bild des wandelnden Elends.

„Und doch bin ich ein Caballero gewesen,“ fuhr er fort in wohlgesetzter Rede, „ein Caballero mit amerikanischen Patentschuhen und einem Panamahut. Aber kaum war ich im ersten Dorf dieses Affenlandes angelangt, da hat mir der



Polizeikommissar die amerikanischen Schuhe weggenommen, und der Bürgermeister hat den Panamahut behalten.“

„Der Bürgermeister?“ rief ich voller Entsetzen.

„Zarwohl, der Bürgermeister! Amigo, Sie haben noch keine Ahnung davon, was man in Bolivien erleben kann! Bei uns in Spanien nimmt man's ja auch nicht so genau, und die Polizei ist auch immer dort zur Stelle, wo es etwas zu verdienen gibt, aber den Hut vom Kopf und die Schuhe von den Füßen stiehlt man nicht, — nein, dazu ist man doch zu sehr Caballero!“

Das war auch ganz meine Ansicht, und da ich nichts Passendes zu antworten wußte, sahen wir eine Weile in das verlöschende Feuer, bis der andere den Faden seiner Gedanken wieder aufnahm.

„Können Sie halbgekochte Maiskörner essen?“ fragte er dann weiter.

„Wenn's fein muß, warum nicht?“

„Um so besser, wenn Sie's können. Bei uns füttert man damit die Schweine. — Haben Sie schon einmal Tschitscha getrunken?“

„Noch nie davon gehört.“

„Nun, das ist alles, was man hierzulande bekommt! Mais und Tschitscha, Tschitscha und Mais. Und immer bar bezahlen, denn umsonst ist der Tod in Bolivien. Für eine Schüssel Mais mußte ich meinen Poncho zurücklassen und für eine Flasche Tschitscha den Rock, und als ich gar nichts mehr zu verkaufen oder zu verschenken hatte, haben diese kitschuasprechenden Teufel mich bei Nacht und Nebel mit den Hunden von der Tür gejagt. Ein Wunder, daß ich bei der sibirischen Kälte nicht längst schon in der Pampa erfroren bin.“

„Aber nun ist es genug,“ fuhr er fort mit Tränen der Wut in den Augen, „genug Bolivien für mich! Seit zwei

Tagen bin ich ohne Aufenthalt fünfzehn Leguas gelaufen, und ich will nicht ruhen, ehe ich die Grenze des freien Argentinien erreicht und dieses ungestaltliche Land mit einem Fluch und einem Steinwurf hinter mir gelassen habe! — Wieviele Leguas sind es noch bis Tucuman?"

Noch manches berichtete er in seiner wirren, zusammenhanglosen Art von seiner bolivianischen Odyssee. Er war ein spanischer Matrose, der vor einem halben Jahr von einem Segelschiff in Antofagasta weggelaufen war und in umgekehrter Richtung genau dieselbe Reise hinter sich hatte, die ich eben erst zu unternehmen gedachte. Aber außer dem Klagehieb von Ach und Weh war keine vernünftige Auskunft von ihm zu erlangen, und so machten wir uns bald wieder auf den Weg, ein jeder nach seiner Richtung.

Dieses erste Zusammentreffen auf bolivianischer Erde gab doch Anlaß zum Nachdenken. Na, Gott sei Dank, wegen der Lackschuhe brauchte ich mich nicht vor dem Polizeibeamten zu verstecken, und ein eitler Bürgermeister würde bei mir vergeblich nach einem Panamahut suchen. Um meinen neuen Poncho war mir allerdings bange, und ich beschloß, ihn in Zukunft vor dem Zusammentreffen mit einem Vertreter der Obrigkeit nach Möglichkeit in Sicherheit zu bringen.

Gegen Abend begann es auf der Landstraße lebendiger zu werden. Eingehüllt in große gelbe Staubwolken zogen lange Karawanen mit Hunderten von Lasttieren vorüber, begleitet von zwei bis drei indianischen Treibern, die hoch zu Maultier hinterdrein ritten. Finstere, unheimlich aussehende Gesellen! Über der Schulter trugen sie den lose herunterhängenden Poncho aus buntem, hausgewebtem Stoff, der bis zur wohlgefüllten Satteltasche reichte, in der sie den gerösteten Mais als Mundvorrat für die Reise aufbewahrten. Auf dem Kopf der hohe, zuckerhutartige Hut und darunter



ein dunkles, hartes, wie aus Stein gemeißeltes Gesicht. Höflich waren sie bis zur Übertreibung. Beim Vorüberreiten lüfteten sie den Sombrero mit einer Verbeugung, die jedem Salonlöwen zur Ehre gereicht hätte: „Buenos dias, señor!“

Aber in dem stehenden Blick ihrer tüdischen Augen stand doch deutlich zu lesen: „Ha, Gringo, wenn ich nur könnte, wie ich wollte!“

Und konnten sie das etwa nicht? Was wäre einfacher gewesen, als daß sie mir mit dem langen Cuchillo, das sie stets im Gürtel trugen, den Garaus gemacht und mein Gebein irgendwo im Sande verscharrt hätten. Niemand hätte je davon erfahren. Nur die Schakale hätten darob einen Klagegesang angestimmt, und der Wüstenwind dazu ein Sterbelied gesungen. Ein toter Gringo am Wege! Weg damit! Die Toten erzählen keine Geschichten.

Noch heute überläuft mich zuweilen eine Gänsehaut, wenn ich mir das alles noch einmal vergegenwärtige.

Doch man ließ mich ruhig meines Weges ziehen. Längst schon hat jahrhundertlange Bedrückung den Geist dieses einst so stolzen und selbstbewußten Volkes gebrochen, und sie haben sich in ihr Schicksal finden gelernt wie der Löwe, der sich knurrend der Peitsche des Bändigers fügt. Sie haben gelernt, den Haß gegen die Gringos im tiefsten Herzen zu vergraben und über die Lippen kommt nur das devote: „Buenos dias, señor caballero.“

Allerlei Lasttiere werden bei solchen Karawanen verwendet. Am beliebtesten ist der Maulesel, weil er wegen seiner Kraft und Schnelligkeit bei weitem am leistungsfähigsten ist. Da aber eine Maultierkarawane ein großer Luxus ist, sieht man weit öfter den bescheidenen Bruder Langoehr auf der bolivianischen Landstraße. Das Tragtier erster Güte in jenen Gegenden ist jedoch das Lama.

Ein gar eigentümliches Lebewesen ist so ein Lama.

Wollte man seine Art und Unart ausführlich behandeln und dabei eine Durchleuchtung seines verwickelten Seelenlebens vornehmen, so müßte man ein ganzes Buch ausfüllen und käme doch nie zu Ende damit. Seine vornehmste Charaktereigenschaft ist wohl seine Bedürfnislosigkeit. Dem Besitzer verursacht es in der Regel keine andern Unkosten, als den mäßigen Anschaffungspreis, denn keine Weide ist so spärlich, als daß nicht ein Lama darauf seinen Unterhalt finden könnte. Einige bittere Gräser am Wege genügen vollkommen für seine Bedürfnisse. Und wenn auch diese fehlen, so kann es ruhig ein paar Tage hungern, ohne Schaden zu leiden an seiner Gesundheit. Das sind aber auch die einzigen Vorzüge des Lamas. Im übrigen ist es ein störrisches, bissiges, eigensinniges, schwer zu behandelndes Geschöpf, das bei der Arbeit nur in beschränktem Maße zu gebrauchen ist. Bepackt man seinen breiten wolligen Rücken mit Lasten von mehr als einem Quintal, gleich fünfzig Pfund, so gibt es durch Spucken und hochige Gebärden seinem Mißfallen Ausdruck, und man kann sicher sein, daß es kurz vor dem Ziel am Wege liegen bleiben wird. Und das Lama ein Reittier! D, Daniel Defoe!

Es blieb mir indes nicht viel Zeit zu derartigen zoologischen Betrachtungen. Fünfzig Kilometer auf bolivianischer Landstraße sind noch einmal so lang wie irgendwo sonst auf der Erde. Mit entmutigender Regelmäßigkeit zogen sich die flachen Bodenwellen durch das Land. Kaum war man über eine weg, so baute sich in der Ferne wieder eine andere auf, die der eben überwundenen so ähnlich sah wie ein Ei dem anderen. Mittags stand die Sonne senkrecht über dem Kopfe und brannte erbarmungslos auf das graue, schattenlose Land. Grau, grau war ringsum die Steppe. Dürre Grasbüschel vegetierten auf losen Sanddünen. Obde und Einsamkeit brütete unter dem stahlblauen Himmel. Alt und grau

216



und verwittert schien alles unter dem harten Licht des grellen Tages. Schon malte der Abend seine Farben in der Ferne. Die Finsternis hockte in den Ecken und die kurze Dämmerung der Tropen zitterte am Himmel. Vereinzelt Sterne begannen vorwizig herauszuschauen wie kleine Glasperlen aus dem schwarzen Sammetkleid der sinkenden Nacht. Ich fing an müde zu werden von der langen Wanderung. Die Steine der Straße wurden immer härter, und der Sand immer tiefer. Weiter und weiter wanderte ich durch die Dunkelheit der mondlosen Nacht und noch immer war kein Lambo zu sehen.

## Auf bolivianischer Landstraße.

Besuch beim Bürgermeister. — Bolivianische Gasthöfe. — Der Lambo. — Ein seltsamer Gast. — Don Cesar Antonio Baldini kann alles. — Er bietet sich als Reisebegleiter an. — Der Narr auf der Landstraße. — Tschitscha und Kofa. — Der Schatten des Peter Schlemihl. — Ein Diebesdienst. — Tupiza, die verzauberte Stadt. — Don Cesar Antonio Baldini entwickelt seine Talente. — Weiter in die Wildnis.

Die Sonne war längst schon hinter den fernen Hügeln im Westen verschwunden, und weiße Nebel begannen aus den feuchten Mulden der Pampa aufzusteigen, als ich ein kleines Dorf erreichte, dessen Namen ich längst vergessen habe. Zu beiden Seiten der Straße tauchten ein paar Lehmhütten auf, die sich von der gelben Erde der Pampa kaum abhoben. Bissige Hunde mit hungrigen Wolfsaugen ließen ihre mißtönende Stimme vernehmen. Nackte Kinder kauten an halb gerösteten Maiskolben, und eine Gesellschaft dunkelhäutiger Indianer war dabei, eine Lamakarawane abzuschirren.

„Sawohl, das ist hier der Tambo,“ antwortete mir einer von den Leuten, der ein einigermaßen verständliches Spanisch sprach, „aber erst müssen Sie bei Don Felipe um Erlaubnis fragen, wenn Sie hier übernachten wollen.“

„Und wer ist denn dieser Don Felipe?“

„El señor corregidor — der Herr Bürgermeister.“

Es dauerte eine Weile, ehe ich die Behausung dieses hochmögenden Herrn ausfindig gemacht hatte. Er wohnte in einer Hütte aus ungebranntem Lehm. Durch die niedrige Türöffnung, die durch ein Stück Sadleinwand gegen neugierige Blicke von draußen geschützt war, gelangte man in einen kahlen, finsternen Raum mit rauchgeschwärzter Decke, in dem eben eine alte runzlige Indianerfrau in einem rußigen Kochtopf auf offenem Feuer eine Maisuppe kochte. Bei meinem Anblick fiel ihr vor Erstaunen die Tabakspfeife aus dem Munde.

„Gringo!“ entfuhr es ihr gurgelnd.

„Que quiere!“ ließ sich eine scharfe Stimme im dunklen Hintergrund vernehmen.

„Ich wünsche den Herrn Bürgermeister zu sprechen.“

„Der bin ich selber!“ sagte die Stimme wieder, und dann erhob sich eine lange, dürre Gestalt mit einem knochigen Indianergesicht, auf dem der flackernde Schein des Feuers spielte. „Bueno,“ sagte er mit strenger Miene, nachdem ich mein Anliegen vorgebracht hatte. „Sie können hier übernachten, aber morgen in aller Frühe machen Sie, daß Sie fortkommen. Fremde sind verdächtig hierzulande!“

Ich brauchte mich nicht lange nach dem Tambo umzusehen. Das Schreien der Esel und das Blöken der Schafe verriet ihn so gut wie einst die Gänse das Kapitol. Als Gasthof war er das letzte Wort in spartanischer Einfachheit. Am liebsten hätte ich draußen übernachtet; aber es war Winter, es war kalt, die Wölfe und die Schakale trieben



draußen ihr Unwesen, und vier ruhige Wände sind immer noch ein begehrenswertes Obdach, wenn draußen bei Null Grad Celsius ein Pampawind weht. — Also vorwärts! Nur nicht ängstlich!

Durch ein enges Thor gelangt man in einen weiten, von hohen Lehmmauern umgebenen Hof, wo Esel, Maulesel und Lamas in buntem Durcheinander umherstehen, dicht zusammengedrängt, um sich vor der Kälte zu schützen und unruhig scharrend und stampfend, um den abendlichen Frost abzuschütteln, der sich vom klaren Sternenhimmel herabzu senken beginnt. Im Hintergrund des Hofes liegt ein kleiner überdachter Raum, der als Unterkunftsart für die Menschen vorgesehen ist.

Dumpf und dunkel ist es dort drinnen, wie in einem Kellergewölbe. Ein dicker, bläulicher Rauch kommt aus der Türöffnung herausgequollen und setzt sich beißend in den Augen fest. Gleich beim Eintritt kommt unser Fuß mit einem quer vor der Tür liegenden weichen Gegenstand in Berührung, worauf sich eine atemberaubende Flut von spanischen und Ritschuaadjektiven, begleitet von der Stala aller Heiligen im Kalender, von der Santa Maria bis zum heiligen Nikodemus, über das Haupt des Unvorsichtigen ergießt. Durch diese Erfahrung gewizigt, tastet man sich hinfort mit aller Vorsicht über die Menschenleiber nach der Feuerstelle, wo man beim unruhigen Licht der Flammen seine Tasse Tee oder seine Hammelkeule zubereitet. Dort am Feuer hocken gewöhnlich auch noch einige alte Weiber und kochen Suppe mit viel Wasser, wenig Reis, aber desto mehr von dem roten spanischen Pfeffer, der die Lieblingspeise eines jeden echten Südamerikaners ist. Einen Teller dieser Suppe verkaufen sie für zehn Centavos. Teuer genug.

Als ich es mir gerade nach Möglichkeit am Feuer bequem zu machen suchte, kam noch ein anderer Reisender

herein. Ein Riese von einem Menschen, der mit seiner breiten Gestalt nur seitwärts durch die Türe kommen konnte und der sich bücken mußte, um nicht an der rußigen Decke anzustoßen.

„Buenas dias!“ sagte er mit dröhnender Bassstimme, die die Teller auf der Feuerstelle rasseln machte und unter den Schläfern einen Chorus der Entrüstung entfachte. Aber der fremde Riese lehrte sich nicht daran.

„Buenas dias!“ wiederholte er nochmals, während er sich einen Weg über die umherliegenden Schläfer bahnte. Alsdann setzte er sich gemächlich auf den Herd neben dem Feuer. Wahrlich, er war ein unheimlicher Geselle! Er hatte ein schmutziges, aufgedunsenes Gesicht mit einem dichten, schwarzen Stoppelbart und kleinen, stechenden Augen, die unruhig im ganzen Raum umhertanzten. Plötzlich blieben sie wie gebannt an mir hängen: „Was für ein Landsmann bist du?“

„Ein Deutscher,“ antwortete ich.

„So, so,“ fuhr der Riese fort, „dann sind wir ja Landsleute. Ich bin auch aus der Gegend — Italiano!“

„Aber . . .“

„Hier gibt's kein aber! Gringo ist Gringo! Da macht man hierzulande keinen Unterschied! — Und wohin geht die Reise?“

„Nach — nach Norden. Vorerst nach Tupiza.“

„Ja, da will ich auch gerade hin! Reisen wir morgen zusammen. Vamos compagnero, vamos compagnero! Du sollst froh sein, daß du einen Begleiter gefunden hast für die lange Reise,“ fuhr er fort, nachdem er beobachtet hatte, mit wie wenig Begeisterung ich seinen Vorschlag aufgenommen hatte, „und dazu noch einen vollkommenen Caballero! — Antonio Baldini ist mein Name. (Dies mit einer königlichen Verbeugung.) — Don Cesar Antonio Baldini! Ingenieur von Beruf. Ich spreche zehn Sprachen. Ingles, Frances, Tedesco



— das ist bei mir alles ein und dasselbe. Klaviervirtuose bin ich auch. Und Sänger —“

Sicherlich hätte er die Reihe der Fähigkeiten noch weiter fortgesetzt, wenn nicht ein neben dem Feuer liegender dunkelhäutiger Indianer rebellisch geworden wäre und etwas von einem Tuschillo gemurmelt hätte, mit dem er dem Gringo den Garaus machen würde, wenn er sich etwa einfallen ließe, etwas von seinen Gesangkünsten zum besten zu geben.

Das hatte eine entschieden besänftigende Wirkung auf den Redestrom des Italieners, aber wie ich schon in meinen Poncho eingewickelt in einer Ecke des Raumes lag, hörte ich noch mit halbwachen Ohren, wie er in seinem sonderbaren Mischmasch von Spanisch und Italienisch seine Vorzüge als Reisebegleiter auseinandersetzte und hinter jedem neuen Argument den aufmunternden Nachsatz: „Vamos compagnero! Vamos compagnero!“ Erst ganz allmählich versiegte seine Beredsamkeit, und nur das eintönige Gebetsmurmeln der anderen war noch zu vernehmen; denn die Leute sind fromm in Bolivien. —

Es war noch früh am Tage, und die flimmernde Pracht des südlichen Sternenhimmels leuchtete noch über der Pampa, als ich die Weiterreise antrat. Leise hatte ich mich davongemacht, damit Don Cesar Antonio Baldini ja nichts davon gewahr wurde.

Bei Tagesanbruch hatte ich schon zwei spanische Meilen zurückgelegt, denn es war ein frostiger Morgen, und man mußte ordentlich ausschreiten, um die steifen Glieder zu erwärmen. Als aber das erste Tageslicht über den östlichen Himmel huschte und dann die warme Sonne sich in Millionen von Taupfropfen an den dürren Gräsern der Steppe spiegelte, da wurde es lebendig in mir vor Reiselust. Mir fiel auf einmal ein altes Liedlein ein, das ich längst schon vergessen hatte:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,  
Den schickt er in die weite Welt,  
Dem will er seine Wunder weisen  
In Flur und Wald, in Strom und Feld.

Während ich noch diesen angenehmen Betrachtungen nachhing, vernahm ich plötzlich hinter mir eine gewaltige Stimme, die sich inmitten der schweigenden Wildnis beinahe geisterhaft anhörte: „Vamos compagnero!“ Mich überlief es mit einer Gänsehaut — der Italiener? Wahrhaftig, da kam er mit Riesenschritten hinter mir her. Mit den langen Armen zog er beschwörende Kreise, und einmal ums andere wiederholte er mit dröhnender Stimme: „Espera un momentito! Vamos compagnero, vamos compagnero!“

Und wie sah er aus! War er mir schon in der Hütte, beim schwachen Schein des Feuers wenig vertrauenerweckend erschienen, so machte er jetzt im mitleidslosen Tageslicht einen geradezu unheimlichen Eindruck. Die phantastischsten Vagabundenbilder der Fliegenden Blätter, ja nicht einmal Happy Hooligan, Gloomy Gus und Weary Willy, die drei grotesken Trampfiguren amerikanischer Sonntagszeitungen würden ausreichen, um ein solches Bild der Verkommenheit zu malen. Keinerlei Gepäck, nicht einmal einen Poncho trug er mit sich. Vielleicht als einziges trauriges Überbleibsel aus besserer Zeit trug er einen steifen Hut, dessen eine Hälfte den Flammen irgendeines Lagerfeuers zum Opfer gefallen war. Die Blöße des Körpers war nur bedeckt mit einem verschoffenen, grünlich schillernden Anzug, der in Ermangelung der Knöpfe mit einer Schnur um den Leib gebunden war. Das aufgedunsene Gesicht mit dem struppigen schwarzen Stoppelbart sah aus, als ob es seit Monaten kein Wasser und keine Seife mehr gesehen hätte. „Vamos compagnero!“ keuchte er atemlos, als er mich eingeholt hatte.



„Such dir den Teufel zum Compagnero,“ antwortete ich ungnädig.

„Ich bin Ingenieur!“

„Ein Kamel bist du.“

„Ich spreche zehn Sprachen: Ingles, Frances, Tedesco — —“

„Wenn du aber jetzt nicht machst, daß du fortkommst —“ Doch er war nicht abzuschütteln. Selbst als ich wütend auf ihn losging und ihn mit einer Auswahl von Attributen bedachte, unter denen das Kamel und das Rhinoceros noch die zahmsten waren, verzog er sein Gesicht nur zu einem mitleidigen Grinsen und schaute mich mit gläsernen Augen an. Diese Augen! An ihrem flackernden, unsteten Licht konnte ich sehen, daß ich es mit einem Irresinnigen zu tun hatte.

Mir wurde unbehaglich zumute. Mit großen Schritten eilte ich die Landstraße entlang, um den unheimlichen Reisegefährten loszuwerden. Aber Don Cesar Antonio Baldini hatte längere Beine als ich und verfolgte mich während des ganzen Morgens wie mein eigener Schatten.

Gegen Mittag, als die Sonne vom Zenit herunterbrannte, als die vorüberziehenden Karawanen den Sand der Straße zu Staubwolken aufwirbelten und es aussah, als ob die eintönige Steppe kein Ende nehmen wollte, da tat sich ganz unvermittelt ein Landschaftsbild vor mir auf, das an verblüffendem Szenenwechsel seinesgleichen sucht. Schroff und unvermittelt bricht das Hochland ab und führt einen steilen Abhang hinab in ein wohl tausend Meter tiefer liegendes Tal, in dessen Grunde zwischen Maisfeldern und Obstbäumen ein breiter Fluß wie ein Silberband dahinzieht. Auf der anderen Seite des Tals, gegen Norden, steigt das Land zu gewaltigen Bergen in blauer, dunstiger Ferne an, wo da und dort eine weiße Schneekuppe aufleuchtet. Bei diesem

Anblick lachte mir das Herz vor Freude. Das war Bolivien! Das richtige Bolivien, so wie ich es mir immer vorgestellt hatte. Dort drunten im Tal lag Tupiza, dort hinten über dem nördlichen Horizont die Schneekuppe, das war die Sierra Santa Barbara, und dahinter — ja, da lag Uyuni, an der Eisenbahn nach Antofagasta! Alles sah man vor sich, wie auf einer Landkarte.

Von nun an führte der Weg in langen Windungen bergab, durch einen Buschwald, aus dem da und dort eine Bast- oder Lehmhütte der Indianer hervorschaute, umgeben von einem kleinen Maisfeld, in dem die Schweine und die kleinen Kinder wühlten und dürre, halbgerupfte Hühner nach vergessenen Maiskörnern suchten. Da der männliche Teil der Bevölkerung meist fern der Heimat als Karawanenführer auf der Landstraße weilt, sah man fast nur Frauen und Kinder, die in halbwachem Zustand vor der Thür der Hütte hindämmerten und die Zeit mit Tschitschatrinken und Koka-  
kauen totschlugen. Das Tschitscha ist das Nationalgetränk im Westen Südamerikas. In Chile wird es aus Trauben hergestellt und schmeckt nicht übel. Die Bolivianer aber, denen eine rauhe Heimat die Trauben zu hoch gehängt hat, verwenden Mais zur Herstellung. Solches Maistchitscha schmeckt abscheulich. Das Nationallaster des bolivianischen Indianers ist jedoch das Kauen der Koka, einer gewissen Sorte zäher, dunkelgrüner Blätter, ähnlich denjenigen des australischen Gummibaums. Es ist schwer einzusehen, worin der Genuß besteht, denn das Zeug schmeckt ungemein bitter. Außerdem ist es gesundheitsgefährlich\*. Von Leuten, die einen Einblick in die Verhältnisse haben, hörte ich später oftmals die Ansicht, daß das Koka noch die ganze Rasse zugrunde richten wird, denn ein jeder Indianer jener Gegenden ist ein Sklave dieses Krauts. Neun Zehntel seines sauer

\* Das Kokablatt enthält das Kokaïn.



erworbenen Verdienstes setzt er in Koka um. Und wenn auch die Zeiten schlecht sind, wenn er keinen Hut mehr auf dem Kopfe und keine Schuhe mehr an den Füßen hat, wenn es keinen Mais, kein Mehl und kein Hammelfleisch mehr gibt, und wenn kein Öl mehr im Krüge ist — so lange noch Koka im Hause ist, hat's keine Not.

Gegen Abend langte ich unten im Thal am Ufer des Flusses an. Er stellte sich als ein größeres Hindernis heraus, als es von oben den Anschein hatte, denn er war breit und tief. Brücken gab es nicht, und bei der Geschwindigkeit, mit der die gelben Fluten talabwärts schossen, war an ein Durchschwimmen auch nicht zu denken. Auf's Geratewohl versuchte ich es mit dem Durchwaten, was mir auch tatsächlich schon auf's erstemal gelang, obwohl mir das Wasser stellenweise bis zum Mund reichte. Schlimmer erging es meinem Compagnero. Mehrmals versuchte er vorsichtig seinen Weg durch eine ihm günstig scheinende Stelle zu tasten, aber jedesmal, wenn sein Körper mit dem ungewohnten Wasser in Berührung kam, zitterte er am ganzen Leib und sein aufgedunsenes Gesicht wurde aschfahl. Einmal rannte er mit einem verzweifeltten Vorstoß mitten in den Fluß hinein, und die Strömung begann ihn mit sich fortzureißen. Er machte die verzweifeltsten Anstrengungen, um sich wieder ans Ufer zu retten, und seine Hilserufe waren so laut, daß zwei Damas, die am Ufer weideten, mit entsetzten Sprüngen davonjagten. Das letzte, was ich von ihm gesehen habe, war ein triefendes Bündel Lumpen, das weiter unterhalb am jenseitigen Ufer an Land gekrochen kam.

Mit beruhigtem Gewissen setzte ich meine Reise fort bis zu dem etwas weiter oberhalb des Flusses gelegenen Dorf Suipacha, wo ich zu meiner Freude eine richtiggehende Fonda ausfindig machte, denn nach den vorhergegangenen Erfahrungen gelüstete mich nicht nach einer weiteren Nacht

im Tambo. Die Besitzerin der Fonda, eine waschechte Spanierin, war sehr froh, einmal wieder einen Gringo zu bewirten, und sie erzählte mir allerlei Merkwürdiges über Land und Leute, während sie das Puchero kochte und die Flasche Rotwein auf den wachstuchüberzogenen Tisch stellte.

„Von La Quiaca kommen Sie?“ fragte sie erstaunt, „und von Tucuman? Und von Buenos Aires geradewegs hierher nach Suipacha? Madre dios, auf was für merkwürdige Ideen doch die Alemanos kommen!“

Ich wollte ihr auseinandersetzen, daß ich ja gar nicht die Absicht hatte, in Suipacha zu bleiben, daß ich über die Berge nach Chile wollte, aber da wurde die alte Frau plötzlich sehr ernst, und Tränen traten ihr in die Augen.

„Chile!“ sagte sie mit tiefem Seufzer, „ich mag nichts von Chile hören. Es ist ein wüstes, häßliches Land, und alle Chilenos sind Spitzbuben. Einmal ist so ein Chilene hier ins Dorf gekommen und hat mit seiner losen Zunge den Leuten das Blaue vom Himmel heruntergeredet von dem vielen Geld, das man dort drüben in den Salpeterbergwerken verdienen kann. Viele haben sich beschwazzen lassen und sind mit ihm gegangen, und man hat seither nichts mehr von ihnen gehört. Und meine beiden Jungen hat er auch mitgenommen. Das war gerade etwa um diese Zeit — sollte man glauben, daß es erst ein Jahr her ist?“

„Wenn ich drüben bin, kann ich sie ja einmal besuchen,“ erwiderte ich, nur um etwas gesagt zu haben. Aber da hatte ich etwas Schönes angerichtet. „Ja, das wäre eine Idee,“ rief sie freudig. Und dann erzählte sie mir all ihr großes Leid und trug mir Grüße auf an die beiden, etwa so, wie eine besorgte deutsche Mutter einem Kamerunreisenden Grüße aufzutragen pflegt an ihren Sohn in Kapstadt, in Kairo oder in Swakopmund, nur weil es auch dort drinnen in Afrika liegt. Einen ganzen Brief diktierte sie mir, den ich



zur Beruhigung ihres geängsteten Gemüths mit einem Bleistiftende auf lose Notizblätter schrieb. Wirre, zusammenhanglose Sätze, die ebensogut ungeschrieben geblieben wären. Jose sollte aufpassen, daß er nicht nasse Füße bekäme, und Jago sollte sich nicht etwa das Kokakauen angewöhnen wie diese abscheulichen Indianer. Lauter Krimstrams und Kleinigkeiten, aus denen kein Mensch klug wurde und hinter denen doch so viel Kummer und Sorge und eine so große Liebe steckte.

Lange habe ich diese Zettel in der Tasche herumgetragen, bis sie mir Monate später, als ich längst schon drunten in Chile weilte, ganz zufällig zu Gesicht kamen. Wahrhaftig, der Zufall geht manchmal merkwürdige Wege! Es war ja die Adresse der Mine, auf der ich gerade selbst beschäftigt war! Da habe ich denn die beiden aufgesucht und ihnen den Brief vorgelesen. Die Freude der armen Jungen war nicht zu beschreiben. Jago, der ein temperamentvoller junger Mann war, erklärte, er würde dem Capataz den Hals umdrehen, wenn man nicht bald seinen Vertrag rückgängig machen würde, und Jose nahm die zerknitterten Zettel, glättete sie fein säuberlich und küßte sie, wie er das Kreuzigt an der Wand zu küssen pflegte. Dann malte er mit ungelentfer Hand ein Kreuz darauf und verstaute sie tief unten in seinem Zeugsaß, dort wo er die Heiligenbilder aufzubewahren pflegte.

Als der Aufseher am nächsten Morgen den Namen Jose Gonzales aufrief, antwortete niemand. Er war fortgelaufen nach Bolivien. :

Und warum das alles? Hätte Jose schreiben und seine Mutter lesen können, so wäre beiden viel Kummer und Not erspart geblieben. Aber mit der südamerikanischen Schulbildung ist es noch niemals weit her gewesen. Für andere Dinge hat man mehr Interesse. Politiker sind sie alle. Jeder

Gassenbube hat seine Parteizugehörigkeit und jede noch so kleine Señorita schwärmt für irgendeinen der politischen Gaukelspieler, die das Publikum mit großen Worten füttern: „Libertad!“

Da bleibt natürlich wenig Zeit für solch hausbackene Künste wie Lesen und Schreiben. — :

Wohlversorgt mit tausend guten Ratschlägen, die mir die vortreffliche Frau Gonzales mit auf den Weg gab, machte ich mich am nächsten Morgen auf die Reise nach Tupiza. Als das Dorf schon hinter mir lag, und ich eben an dem etwas abseits liegenden Tambo vorüberkam — da ertönte von drinnen eine nur allzu wohlbekannte Stimme: „Vamos compagnero!“

Und schon kam Don Cesar Antonio Baldini heraufgestürzt und sang mir in seinem italienisch-spanischen Kauderwelsch das ganze Lied von gestern noch einmal vor. Daß er ein Klaviervirtuose sei und zehn Sprachen spreche. Ingles, Frances, Tedesco ... Wieder fing ich an zu fluchen und zu protestieren, und wieder hatte er als Antwort nur das blöde Grinsen. Wieder verfolgte er mich wie das böse Gewissen, während der Weg durch das enge, wildromantische Tal flußaufwärts führte, bis dieses zu einem gewaltigen Felsentor zusammenschumpfte, dessen mächtige Pfeiler senkrecht emporragten bis zu einer Höhe von über hundert Metern, wo sie sich beinahe zu berühren schienen. Dicht hinter diesem Tor öffnet sich das Tal zu einem weiten Kessel, in dem, fern von Eisenbahn und Telegraph, die Stadt Tupiza liegt.

In der Mittagshitze erreichte ich die engen Gassen der Stadt. Sie war eine Überraschung wie alles, was ich bisher in jenen Gegenden gesehen hatte. In La Quiaca hatte ich eine Stadt erwartet und dafür ein elendes Nest von Lehmhütten gefunden, und hier, wo ich bei allem Optimismus nichts Besseres vermuten konnte als eine Mi-



niaturausgabe von La Quiaca, zeigte sich eine richtige Stadt mit einer Plaza, einer Kathedrale und allem anderen Zubehör. Ringsum schauten zwar die kahlen Berge herab, aber entlang des Flußtals breiteten sich die schönsten Gärten mit stolzen Pfirsich- und Kastanienbäumen, die ihre breiten Äste über die Gartenmauern reckten. Niedrige, weißgetünchte Häuser mit flachen Dächern und vergitterten Fenstern umsäumten die Gassen. An den Häusern der Reichen und Bornehmen war das eiserne Tor, das nach dem Patio führt, zumeist fest verschlossen, und von drinnen hörte man ganz leise die eintönige, schwermütige Melodie irgendeines spanischen Cantante. Es war ganz die verschlafene Atmosphäre einer spanischen Kleinstadt.

Die Geschichtsforscher haben im allgemeinen keine gute Meinung von den kolonialisatorischen Fähigkeiten der Spanier. Man denkt da gleich an Gewaltmenschen wie Cortez und Pizarro und sieht in jedem spanischen Beamten oder Soldaten ein kleines Ungeheuer, das nur danach trachtet, mit möglichster Beschleunigung seine Taschen zu füllen; oder allenfalls einen fanatischen Klosterbruder, der die Wilden nach Art des Eulenspiegel bekehrt. Wer aber einmal sehen will, wie dieses Volk es, wie kein zweites, verstanden hat, seine Heimat mit all den großen und kleinen Dingen, die ihm lieb sind, in ein fremdes Land zu verpflanzen, der gehe nach Tupiza oder nach irgendeiner anderen jener weltverlassenen Städte, die, fern von der Eisenbahn, im innersten Südamerika ihre Tage verträumen.

Ja, hier unter den hohen Bäumen der weiten Plaza ist man noch in der guten alten Zeit. Gerade so ein Tag wie heute muß es gewesen sein, damals vor hundert Jahren, als der wilde Bolivar über die Berge kam und dort vor dem „Almacen“, den Lamas, den Mulas und den Muleros die Freiheit verkündete, mit der sie so wenig anzufangen wußten.

Die stolze, zweitürmige Kathedrale in fanatischem Jesuitenstil hat jedenfalls auch schon gestanden, und die alten Damen, die jetzt in die Mantilla gehüllt die hohe Freitreppe hinan dem Orgelton entgeneilen, der durch das offene Portal ins Freie dringt — sie hätten auch ganz gut ins Bild gepaßt. Und das Glücklein auf dem kleinen Turm des nahen Klosters! Mir scheint, als ob es vor hundert Jahren schon gerade so eintönig gebimmelt hätte wie heute, und als ob es damit ohne Unterbrechung fortfahren wollte bis zum Tage des jüngsten Gerichts.

Neben der Kathedrale befindet sich das Zollgebäude; ein stattlicher Bau neueren Datums, von dessen Dach die rotgelbgrüne Fahne Boliviens weht und vor dessen Hauptportal eine Wache aufgezogen ist. Denn Tupiza ist Garnisonsstadt. Sie sind ein Studium für sich, diese bolivianischen Soldaten. Zweifellos sind sie tapfer und todesverachtend. Der mit der Heranbildung der bolivianischen Armee betraute deutsche Major soll sogar geäußert haben, daß er sich für einen tüchtigen Soldaten kein besseres Rohmaterial wünsche, als einen richtigen Boliviano. Aber bis jetzt scheint man noch nicht viel darüber hinausgekommen zu sein. So wie man sie heute sehen kann, macht die ganze Gesellschaft einen etwas operettenhaften Eindruck. Namentlich die Uniformierung läßt an Buntschickigkeit nichts zu wünschen übrig. Im allgemeinen ist sie von französischem Schnitt, mit weiter capote und martialischem Käppi. Doch das Käppi ist durchaus nicht immer notwendig. Wer einen Strohhut besitzt, findet es schön und elegant, seine uniformierte Gestalt damit zu krönen. Daneben findet man aber auch englische Mützen und breitkrempige Sombreros von unmöglicher Form. Schuhe sind in allen Preislagen vertreten, von den eleganten Lackshuhen bis zu den Segeltuchpantoffeln, die man in Argentinien Zapatillos nennt. Wer sich auch diesen Luxus nicht

230



leisten kann, der darf barfuß gehen, ohne gegen die Dienstvorschrift zu verstoßen. Seit kurzem war eine deutsche Militärmission ins Land gekommen, um diesem paradiesischen Zustand ein Ende zu machen. Doch schienen die Schwierigkeiten für unsere Landsleute sehr groß zu sein, da sie von den im Rang höher stehenden eingeborenen Offizieren mit scheelen Augen angesehen wurden. Bei den letzten Manövern soll es sogar zu einem offenen Zwiespalt gekommen sein, und es hätte nicht viel gefehlt und aus dem Manöver wäre bitterer Ernst geworden. So wenigstens berichtete mir ein Engländer. Aber wo in der weiten Welt wäre eine deutsche Militärmission, der ein Engländer etwas Gutes nachsagen würde?

Während ich noch, in die Betrachtung dieser Dinge versunken, auf einer Bank unter den Bäumen neben der Statue des Kupferkönigs Aramayo saß, hatte ich ein kleines Erlebnis, von dem ich hier nur mit Zagen berichten muß, bei dem „geneigten Leser“ in den Geruch eines Münchhausen zu geraten. Ich fände das sogar verständlich, denn wenn ein anderer mir diese Geschichte erzählen würde — aber sie hat sich dennoch wirklich und wahrhaftig so zuge tragen, wie ich hier als getreuer Chronist berichte:

Über die flachen Dächer der benachbarten Häuser — wahrlich, Bolivien ist das Land der Wunder! — kam ruhig und majestätisch ein schwarzer Vogel von gewaltigem Umfang herangeschwebt. Mit der größten Sicherheit und Selbstverständlichkeit, als ob das so sein müßte, ließ er sich auf der Plaza nieder und wegte seinen gewaltigen Raubtierschnabel an den Denkmalsstufen. Um das Maß des Erstaunens voll zu machen, hüpfte er noch näher herbei und hockte sich dicht neben mir auf die Bank. Keine Spur von Menschenscheu war bei ihm zu bemerken. Er ließ sich streicheln und füttern und von den Vorübergehenden necken und mit Fußtritten miß-

handeln; und war doch kein anderer, als Seine Majestät der Kondor. Der Kondor — das wußte ich von der Schule her — ist der größte der Raubvögel. Er klastert so und so viele Meter. Immer hatte ich mir ihn einsam schwebend vorgestellt, in unnahbarer Majestät über den höchsten Schneegipfeln der Anden, ihn den König der Vogelwelt. Aber so —

Das alles klingt, wie gesagt, wie die Münchhausenade eines phantasiereichen Weltenbummlers, aber für einen, der längere Zeit in den Anden gelebt hat, ist es ein alltägliches Ereignis. Die Zähmung eines Kondor ist keineswegs das Non plus ultra der Tierzucht, denn er ist von Natur schon zahm und zutraulich, wohl deshalb, weil er bei seinem gewaltigen Körperumfang von der Jagdbeute allein nicht satt werden kann und auf die Brocken angewiesen ist, die ihm die Menschen zuwerfen und auf die hors d'oeuvres, die in den Mülleimern zu finden sind.

Es wird indes höchste Zeit, daß ich den Faden meines Garns wieder aufnehme. —

Man lernt niemals aus. Wer hätte hinter dem abgerissenen, idiotenhaften italienischen Bagabunden einen verhältnismäßig wohlhabenden und — in seiner Art — einen gerissenen Geschäftsmann vermutet? Aber so war es, wie ich bald zu meiner nicht geringen Bestürzung erfahren mußte.

Raum waren wir bei den ersten Häusern der Stadt angekommen, als er plötzlich spurlos verschwunden war. Schon hoffte ich, daß er sich auf Nimmerwiedersehen empfohlen hätte, als er spät abends im Tambo erschien, in dem ich übernachtete. Fast erkannte ich ihn nicht wieder. Er war ganz Geschäftsmann geworden. In seinen stumpfen Augen leuchtete es wie Triumph, während er mir an Hand eines zerknitterten, mit wunderlichen Hieroglyphen bemalten Papiers seinen Schlachtplan entwickelte. Es war offenbar ein behelfsmäßiges Adreßbuch von Tupiza.



„Den Pfaffen,“ erklärte er mir, „den werde ich mir kaufen. Er ist ein Italiener, und wenn ich ihm sage, daß ich aus Mailand komme und kein Wort Spanisch spreche, dann ist er wohl gut für einen Boliviano und ein Mittagessen im Kloster. — Mit dem Bürgermeister ist nichts zu wollen, er ist ein ‚Hiesiger‘. — Der Besitzer des Almancen an der Plaza ist ein Neapolitaner. Die sind immer geizig; aber wenn ich ihm sage, daß ich eine Frau und sieben Kinder habe — —. Der Apotheker ist ein Deutscher. Mit dem kannst du dein Glück versuchen. Dann wäre noch die »Santa Barbara Zinnminengesellschaft«. Es sind Engländer. Wenn du dich bei denen als Ingenieur vorstellst, bezahlen sie dir die Reise und noch zehn Pesos Gehrgeld.“

„Was? Du hast keine Lust?“ fuhr er fort, als er merkte, wie wenig bereitwillig ich auf seinen Vorschlag einging. „Du glaubst wohl, daß ich mich nicht verstehe aufs Geschäft?“ Dabei schaute er sich vorsichtig im Kreise um und holte aus der Tiefe seines zerlumpten Anzugs einen fettglänzenden Beutel hervor. Ja, es war kein Zweifel! Es war Gold! Ein halbes Duzend echt englische Pfundstücke, an denen seine Augen mit irrsinnigem Glanze hingen! Und was war das? Ein Hinterlegungsschein von zweitausendfünfhundert Bolivianos auf der Bank von Uyuni!

Sorgfältig verpackte er den Schatz wieder in dem schmutzigen Beutel. Dann lachte er leise vor sich hin und verschwand lautlos aus der Thür. Ich habe ihn nie wieder gesehen ... Damals habe ich den Menschen gehaßt und verachtet und ich mochte nicht mehr an ihn denken. Aber heute, wo ich wieder von diesen Ereignissen erzähle, da kommt es mir so vor, als ob man ihn nicht ganz verurteilen dürfte. Warum sammelte er das Gold? Tat er es aus Ehrgeiz und Machtthunger? Tat er es, um andere zu betrügen? Tat er es um der Vorteile willen, die er davon haben konnte? Nein

— er tat es aus reiner Lust am Sammeln, so wie andere Käfer, Schmetterlinge oder seltene Briefmarken sammeln. Aber er tat es auch aus Trotz gegen seine Mitmenschen, die ihn verachteten und verspotteten wegen seines verwirrten Verstandes. Darum ertrug er auch willig die namenlosen Entbehrungen seiner zwecklosen Wanderungen und das Gespött der Menschen. Zuweilen wird er heimlich an den Beutel mit den Pfundstücken gefaßt haben: „Ja, lacht nur, ihr einfältigen Menschen! Spottet meinethwegen, so viel ihr wollt! Wenn ihr wüßtet, was ich weiß! Dort drüben in der Bank von Uyuni . . .“

Als ich am nächsten Morgen weiterreiste, gratulierte ich mir selber, daß ich den unheimlichen Gesellen losgeworden war. Mehrmals mußte ich mich allerdings umsehen, ob er mir am Ende nicht doch noch nachkäme, denn noch lange konnte ich ihn nicht aus dem Sinn bekommen. Ja, selbst noch heute, nach vielen Jahren, erscheint er mir manchmal im Geist und es gehört zu meinen schlimmsten Träumen, wenn ich nachts den Wind über der Pampa singen höre und dazu die dröhnende Stimme des Don Cesar Antonio Baldini mir in den Ohren klingt: „Vamos compagnero! vamos compagnero!“

## Im Reiche der Puna.

Nußjames Wandern. — Eine Gegend nach Jules Vernes Geschmack. — Die Puna. — Verirrt. — Der Schneeberg als Landmarke. — Unter Christen und Gringos. — Unheimliche Reisegefährten. — Endlich an der Eisenbahn. — Ungnädiger Empfang. — Im „Kalabus“. — Der Gringo als Malermeister. — Allerlei Zukunftspläne. — Auf nach Antofagasta.

Zehn Tage brauchte ich, um die dreihundert Kilometer lange Strecke von Tupiza bis Uyuni zurückzulegen; zehn



lange und mühselige Tage, an die ich heute noch manchmal mit Grausen zurückdenke.

Anfangs ging der Weg durch ein schönes, mit Maisfeldern und Obstgärten bestandenes Thal, auf einer leidlich guten, von zahlreichen Karawanen belebten Straße. Sie brachten Silbererze von den berühmten Minen von Potosi, die schon zu Zeiten Karls V. so viel von dem edlen Metall geliefert hatten, daß man damit eine Brücke übers Weltmeer bis nach Spanien hätte schlagen können. Bald aber bog die Straße von Potosi nach Osten ab und es wurde einsam in dem engen Thal, in dem ich auf mühsamer Straße über wildes Geröll meinen Weg fortsetzte. Ein kleiner Fluß mit eiskaltem Wasser versperrte mit seinen Schlangenumwindungen alle Augenblicke den Weg. Wohl zehnmal am Tage mußte ich die Kleider ausziehen und durch das kalte, reißende Wasser, über Steine, die so spitz waren wie Dolche, den Flußübergang bewerkstelligen. Kein Wunder, daß nach solchen Kasteiungen meine Füße bald in einem Zustand waren, der den Reiz eines Meßkapilgers erweckt hätte.

Je weiter flußaufwärts ich kam, desto enger wurde das Thal, bis es stellenweise zu einer Schlucht zusammenschrumpfte, umsäumt von kulissenartig überhängenden Felsen, an denen große, bläulich schimmernde Eismassen klebten. Wie finster und unheimlich es dort unten war! Kein frischer Luftzug kam herein, um die dumpfe, muffige Kellerluft zu verscheuchen, kein Sonnenstrahl hatte in dieser dämmernden Finsternis etwas zu suchen. Es war, als ob man durch eine jener phantastischen, unterirdischen Höhlen wanderte, von denen Jules Verne zu erzählen weiß.

In seinem oberen Lauf war das Thal beinahe unbewohnt. Nur ab und zu traf man inmitten kümmerlicher Felder eine meist verlassene Indianerhütte, in der man Unterkunft finden konnte; denn die Nächte waren bitter kalt. Schon

ziemlich weit am Oberlauf, wo ein kleiner Nebenfluß einmündete und das Tal einen weiten Kessel bildet, stand sogar ein richtiges Dorf. Aber es lag völlig tot und ausgestorben da und nicht so viel als eine verirrte Kaze zeugte von dem Leben, das sich früher hier abgespielt hatte. Die Überreste eines halb eingefallenen Kirchturms ragten schwarz und gespensterhaft in die Luft und von den Häusern standen meist nur noch die vier Wände; denn in diesem holzarmen Lande waren die Dachbalken schon längst eine Beute vorüberziehender Reisender geworden. Auch ich vergriff mich an einem alten Lattenzaun, der mir Brennmaterial liefern mußte und kochte eine Tasse Tee inmitten der öden Fensterhöhlen des toten Dorfes. Dann machte ich mich schleunigst davon.

Nur noch selten traf ich Karawanen, denn die Hauptverkehrsstraße nach Potosi zweigte schon hinter Tupiza ab, und was seinen Weg nach Norden nimmt, das sind nur die Karawanen, die den Verkehr mit den Zinnminen von Santa Barbara vermitteln. Von Zeit zu Zeit zogen sie in langen Trupps vorüber und mir war, als ob die indianischen Treiber, die hinterdrein ritten, noch finsterner und unwirscher waren, als die anderen, die ich drunten auf dem Wege nach La Quiaca angetroffen hatte. Und wie die Menschen, so wurde auch das umgebende Land mit jedem Tage rauher und finsterner. Steine, Steine und noch einmal Steine. Der Fluß, der mir in seinem Unterlauf so manche schwere Stunde bereitet hatte, war zu einem kleinen Gebirgsbach zusammengeschrumpft, der stellenweise mit einer dicken Eiskruste überzogen war, unter der das wilde Wasser mit gurgelndem Ungestim talabwärts rauschte.

Das erleichterte natürlich das Fortkommen ganz außerordentlich, aber ganz unmerklich hatte sich inzwischen ein Hindernis bemerkbar gemacht, das tausendmal schlimmer war



wie alle steinigen Wege Boliviens. Erst beachtete ich es gar nicht, aber als es von Tag zu Tag fühlbarer wurde, fing es an, mich zu ängstigen.

Ja, was war denn das? Hatte ich das Laufen und Bergsteigen verlernt, daß ich mich nach jedem Kilometer mit klopfendem Herzen und ausgepumpten Lungen auf einen Stein setzen mußte? Woher kam das Nasenbluten? Und woher die wütenden Kopfschmerzen? War ich am Ende gar krank geworden? Oder — war das die Puna? Die vielgefürchtete Bergkrankheit, von der ich schon drunten in Argentinien mit ungläubiger Seele erzählen hörte? Nun hatte ich endlich einen kleinen Vorgeschmack davon. Später habe ich sie noch besser kennen gelernt. Die Seekrankheit ist etwas Entsetzliches, aber ihre Qualen erblaffen vor den Schrecken der Puna; — wenn man in der Nacht auf einmal vergebens nach Atem ringt, wenn das Blut in fiebernder Bewegung nach dem Kopfe drängt und man dann mit entsetzlichen Angstgefühlen aus dem Schlafe fährt. —

Wir war, als ob ich eine halbe Ewigkeit in dem finsternen Tale zugebracht hätte, als sich endlich die Berge zu beiden Seiten abzulachen begannen und schließlich der Blick mit einem Gefühl der Erlösung in endlose Fernen schweifen konnte, bis weit nach Norden, wo die Schneekuppe der Sierra Santa Barbara wie ein Zuckerhut über dem welligen Hochland thronte.

Am Ausgang des Tals sollte ich nach den Versicherungen eines Indianers, den ich unterwegs angetroffen hatte, den Tambo finden, aber weit und breit war nichts davon zu sehen, obwohl die zahlreichen Lamas, die sich an den dürren Gräsern gütlich taten, auf die Nähe menschlicher Behausungen schließen ließen.

Während des ganzen Nachmittags marschierte ich weiter, so schwer es mir in der dünnen Luft auch wurde, und hielt in

allen Richtungen eifrig Ausschau nach der ersehnten Herberge. Es war ein trübseliges Wandern. Nie in meinem Leben ist mir die Stille der Wildnis so drückend zu Bewußtsein gekommen wie dort. Mir wurde ganz unheimlich zumute, wie ich das weite Land vor mir sah, ohne auf Meilen in der Runde die Spur eines Menschen zu entdecken. Ich kam mir vor, als ob ich nach einer vernichtenden Katastrophe allein von allen Menschen auf dieser Erde zurückgeblieben wäre.

Doch plötzlich, als die Sonne schon hinter den Hügeln im Westen verschwunden war und ihre letzten weichen Strahlen tausend Farben auf den abendlichen Himmel malten, tauchte die Gestalt eines Reiters auf, die sich in kaum dreihundert Metern Entfernung gespensterhaft von dem hellen Hintergrund abhob. Aber all mein Rufen und Winken machte weder auf Roß noch Reiter den geringsten Eindruck. Wohl eine halbe Minute blieb der seltsame Reiter stehen, um dann ebenso geisterhaft zu verschwinden. Es war, als ob die Pampa ihn verschlungen hätte. Noch heute weiß ich nicht, ob es ein Reiter in Fleisch und Blut oder aber nur die Ausgeburt einer überhitzten Phantasie gewesen ist. Aber eine noch größere Enttäuschung wartete meiner. Wie ich mich vor dem Dunkelwerden noch einmal genau nach allen Richtungen umsah, da überlief es mich eiskalt. War ich an jenem Teich nicht schon heute vormittag vorübergekommen? Und das? Das war ja — weiß der Kuckuck — dieselbe Feuerstelle, an der ich noch um Mittag meinen Tee gekocht hatte! Eine leere Schachtel schwedischer Streichhölzer und eine Nummer der »Prensa« aus Buenos Aires, die ich zu Anfeuerungszwecken benützt hatte, ließen keinen Raum für irgendwelche Zweifel.

Zuerst war ich wie versteinert vor Erstaunen und schaute eine Weile geistesabwesend auf die Bescherung.

Ah ihr, die ihr immer im Lande der Wegweiser gelebt



habt, ihr wißt nicht, wie einem zumute sein kann, wenn man sich in der Wildnis verlaufen hat!

Ganz plötzlich kam die Nacht herangehuscht; eine trübe, dunstige, sternlose Nacht, die alles weitere Suchen nach einem Unterkommen unmöglich machte.

Mutlos und ärgerlich, den Kopf voll wirrer Gedanken, legte ich mich neben die Feuerstätte, wo mich die Müdigkeit gar bald überwältigte. Aber schon nach wenigen Minuten schreckte ich wieder auf, wie auf einer bösen Tat ertappt. Schlafen? Nur das nicht! Wenn ich den nächsten Morgen erleben wollte, so mußte ich Herr werden über diese bleierne Müdigkeit! Stundenlang tappte ich zwecklos in der Finsternis umher, während die dünne Luft kalt und scharf wie Messer über die Pampa segte. Trotzdem ich mich nach Möglichkeit in den Poncho wickelte, waren die Glieder bald kalt und steif wie Eisklumpen, während der Kopf, nach dem das heiße Blut preßte, sich wie ein Feuerball anfühlte. Mit jeder Stunde machte die Puna sich stärker bemerkbar, und ich mußte alle meine Willenskraft aufbieten, um nicht am Wege liegen zu bleiben, einerlei, ob es am Morgen noch ein Aufstehen gab oder nicht. Nach einer Weile kam der Mond hinter den Hügeln hervor und machte wenigstens der pechschwarzen Finsternis ein Ende; aber wie er sein bleiches Licht über die Wildnis goß, da erschien sie noch kälter als zuvor.

Ich glaubte ein Menschenalter durchlebt zu haben, als endlich das weiße Mondlicht vor den ersten Strahlen des heraufdämmernden Tages zu erblaffen begann. Es geht nichts über Licht und Sonne, um die gesunkenen Lebensgeister eines übernächtigen Wanderers zu wecken! Sobald es hell genug geworden war, machte ich mich daran, die Reiseroute auszufuchen, die ich mir zwischen den Fieberschauern der langen Nacht zurecht gelegt hatte. Es war mir eingefallen, daß ich in der Sierra Santa Barbara eine

schöne Landmarke auf meinem Wege nach Uyuni hatte, und demgemäß suchte ich mir in dem Irrgarten von Esel- und Lamaspuren diejenige aus, die in ungefähr gerader Richtung nach der im Norden deutlich sichtbaren Schneekuppe führte.

Und siehe da! Ein gutes Geschick hatte mich geführt! Es war noch nicht Mittag geworden, als in einer Mulde, etwas abseits vom Wege, eine Lehmhütte auftauchte. Eine alte, verwitterte Indianerfrau mit einer Schar schmutziger Kinder wohnte in dem Haus. Aber meine menschenhungrige Seele begrüßte sie wie alte Bekannte. Glücklicherweise verstand die alte Frau etwas Spanisch und war auch sonst recht zugänglich. Sie kochte mir eine Maisuppe und briet eine Hammelkeule auf ausgekörnten Maiskolben. Dafür bedankte ich mich mit einer Tasse Tee, worüber sie jedoch die Nase rümpfte. Von Bezahlung wollte sie erst recht nichts wissen.

„Oh no, señor!“ sagte sie mit der Miene einer Sünderin, die der leibhaftige Satan selber verführen wollte. Und dabei deutete sie mit der Hand nach dem Kreuz, das über dem Dach des Hauses befestigt war.

„Somos christianos! Wir sind Christen! Wir dürfen nichts verkaufen. Nur verschenken. Die Christen sind alle, alle gute Menschen, die einander nur Gutes tun!“

Der ahnungsvolle Engel, der!

Wohl gestärkt und von neuer Liebe für die bösen Mitmenschen erfüllt, setzte ich meine Reise fort. Zu beiden Seiten des Weges, der nun wieder über eine halbwegs gangbare Straße führte, zeigten sich ab und zu einige Lehmhütten, und auf dem Dach einer jeden war ein Kreuz genagelt, das ich fortan stets mit Andacht als ein Zeichen wahrhaftiger Nächstenliebe betrachtete.

Bald hatte ich jedoch auch diese kümmerlichen Vorboten einer beginnenden Besiedelung hinter mir gelassen, und ringsum herrschte wieder unumschränkt die schweigende Wild-



nis. Wieder war die Sonne untergegangen, ohne daß ich in der weiten Runde ein Haus oder einen Tambo entdeckt hätte. Wieder tappte ich mutlos durch die pechschwarze Finsternis, den Kopf voll welterschmerzlicher Gedanken, als sich weit draußen in der Pampa lautes Hundegebell vernehmen ließ. Nur ein wüßtes, heiseres, ungereimtes Bellen war es, aber in meinen Ohren klang es wie süße Musik. Vorsichtig ging ich ihm nach, bis ich in einer Talsenkung ein helles Lagerfeuer gewahrte, in dessen flackerndem, rotglühendem Schein sich die Umrisse einer Anzahl weißer Zelte abhoben. Gerade war ich vor dem großen, hell erleuchteten Zelte in der Mitte des Lagers angelangt, als mich eine Meute zähnefletschender Hunde umringte, deren Gebell einen hünenhaften Neger mit langem, knochigem Gesicht auf die Bildfläche rief. Er trug eine weiße Mütze und eine einigermaßen weiße Schürze. In der einen Hand hatte er einen mächtigen Kochlöffel und in der anderen bligte etwas, das offenbar weniger friedlichen Zwecken diente.

In holprigem Spanisch mit ausgeprägt englischem Akzent rief er mir etwas zu, wovon ich kein Wort verstand. Als er aber merkte, wie ich auf gut Englisch mit den Hunden fluchte, da verzog sich sein finsternes Gesicht zu einem breiten Grinsen.

„Oh golly white man!“ sagte er mit der singenden Stimme des amerikanischen Niggers, „fast hätte ich dich toteschossen! Warum hast du nicht gleich gesagt, daß du ein Gringo bist? Komm' nur herein. Das Nachtessen ist gerade fertig.“

Damit führte er mich in das große, geräumige Zelt, wo duftende Bratengerüche um den matten Schein einer qualmenden Lampe schwebten. Zwei Gringos saßen am Herdfeuer. Der eine war ein rothaariger Ireländer und der andere ein junger deutscher Matrose, der drunten in Tiquique

von seinem Schiff weggelaufen war, um die bolivianischen Goldminen zu entdecken, die er aber bis jetzt nicht gefunden hatte, wie er mir treuherzig versicherte. Im Hintergrunde des Zeltes aber saß auf leeren Konserventischen eine Gesellschaft von Südamerikanern aller Schattierungen, die zu einer Vermessungsexpedition gehörten.

Sie waren gerade am Politisieren, und wenn Südamerikaner am Politisieren sind, so ist es immer am sichersten, wenn man ihnen aus einiger Entfernung zuhört. Ein dunkelhäutiger peruanischer Cholo war eben dabei, die Nachteile der verschiedenen Nachbarländer seines Vaterlandes aufzuzählen.

„Geht mir weg mit eurem Ecuador!“ sagte er mit seiner scharfen Stimme, die an sich schon wie eine Beleidigung klang. „Wie ich noch jung und dumm war, wie einer von euch, da habe ich dort ein ganzes Jahr auf einer Zuckerplantage gearbeitet für einen Peso im Tag!“

„Und freie Verpflegung!“ ergänzte ein ihm gegenüber sitzender Ecuadorianer, auf den jedenfalls die Rede gemünzt war.

„Ja, und eine feine Verpflegung!“ fuhr der Peruaner höhnisch fort. „Wißt ihr, was uns der Majordomo geantwortet hat, als wir uns einmal darüber beklagt haben? ‚Freßt Zuckerrohr, ihr Kanailen, wenn ihr nicht verhungern wollt.‘ Ihr könnt mir glauben oder nicht; aber geweint habe ich vor einem Gringokapitän in Guayaquil, damit er mich wieder mit fortnehme, denn wenn ich gewartet hätte, bis ich im Besitz des Reisegelds gewesen, so wäre ich heute noch Peon auf den Zuckerplantagen im glorreichen Lande Ecuador!“

Durch diese Rede fühlte der Ecuadorianer sich tief verletzt. Hitzig sprang er auf, und es schien, als ob die langen Cuchillos in diesem Streit das letzte Wort sprechen sollten,



als gerade noch zur rechten Zeit ein Bolivianer von draußen hereinkam, worauf sie dann gemeinschaftlich auf Bolivien schimpften.

Der Deutsche hörte kopfschüttelnd dem Redeschwall der anderen zu. „Wat die Kerls nur immer to snacken hebben,“ fragte er mißtrauisch, während der Irländer einige respektswidrige Bemerkungen zwischen den Zähnen zerknirschte. Die armen Kerle taten mir leid, denn ihre Lage war nichts weniger als beneidenswert. Keiner von ihnen verstand auch nur ein Wort, das nicht zu seiner Muttersprache gehörte. Kitschua war ihnen ein Buch mit sieben Siegeln so gut wie die spanische Sprache, und da der Irländer kein Deutsch und der Deutsche kein Englisch sprach, so konnten sie sich auch untereinander nicht verständigen. Im Grunde genommen waren sie beide nicht besser daran wie jemand, den ein böses Geschick plötzlich der Sprache beraubt hat. Solch widernatürlicher Zustand muß auf die Dauer auch für den von Natur schweigsamsten Menschen unerträglich werden, und es wird bei der ersten sich bietenden Gelegenheit die Zeit kommen, da das lange zurückgehaltene Redebedürfnis sich in einer Explosion von Worten entladet.

Ich brauchte nur zuzuhören, während die anderen schwatzten. Bis spät in die Nacht hinein saßen wir um den Teekessel in dem Küchenzelt, während draußen die Hunde bellten und aus weiter Ferne das Heulen der Schakale wie ein Echo aus der schweigenden Wildnis kam. Wie das bei alten Seeleuten nicht weiter verwunderlich, nahm das Gespräch unversehens eine nautische Wendung. Wir schwatzten von stolzen Seglern und von blaunäsigen Schiffskapitänen, von rothaarigen Feuerbasen an der Hamburger Wasserkaute, von wildem Kap Hornwetter und rauschenden Passatwinden in lauen Tropennächten; von Antwerpen, von Dublin, von Liverpool, von Kapstadt, von Kalkutta und von so manchem

anderen Erdenwinkel, wo es so viel schöner war wie im Lande Bolivien. Zwanglos glitt die Unterhaltung auf das Gebiet des Ewigweiblichen hinüber. Bei dieser Wendung schaute der lange Negerkoch von seinen schmutzigen Tellern auf und mischte sich in die Unterhaltung in einem hausgebrauten Esperanto aus Englisch, Spanisch, Portugiesisch und Kitchua.

„Nein, es ist nichts mit den Liebespulvern,“ sagte er mit Kennermiene, „alles nur Mägchen, mit denen die Quacksalber den Dummen das Geld aus der Tasche locken. Die Augen sind es, mit denen man Eindruck macht. Die Augen — und das, was man so den Magnetismus nennt. Das könnt ihr mir glauben, denn ich kenne mich aus auf dem Gebiet. Ich bin schon auf Freierrfüßen gegangen, wie ihr noch an eurer Mutter Schürze gehangen habt. Weiße, braune, gelbe und alle Sorten von farbigen Damen habe ich unglücklich gemacht. Einmal — das war in Fleetstreet in Liverpool — habe ich mir für Sixpence ein Buch gekauft, in dem alles darin steht.“

Er verdrehte die Augen, bis nur noch das Weiße aus der schwarzen Höhle herauschaute.

„Ja, da schaut ihr! Das ist eine Kunst, die sich nicht von heute auf morgen lernt! Und mancher lernt's nie.“

„Da ist z. B. Kosi in der »American Bar« zu Antofagasta. Die hat es bisher immer nur mit den Kapitänen und den Steuerleuten und allenfalls noch mit den hochnasigen Ingenieuren aus der Pampa zu tun gehabt; aber wie ich gekommen bin, ich mit meinen Schwarzkünsten und fünfzig Pfund Abrechnung von dem amerikanischen Küstenschoner, da hat sie allen anderen den Laufpaß gegeben und es gab in ganz Antofagasta keinen solchen Mann wie Rigger Jones. — Aber nach drei Wochen kam einer von Valparaiso — ein dicker, fetter, aufgeblasener alter Frosch von etwa sechzig



Jahren, der keine Haare und keine Zähne mehr hatte — der hat mit den Besos nur so um sich geworfen. Für Goldringe und Perlenketten und dergleichen Teufelszeug, womit man Eindruck macht bei den Frauenzimmern, war ihm kein Preis zu hoch, und eines Tages ist sie in einem seidenen Kleid an seiner Seite an mir vorübergerauscht, als ob es auf der ganzen Welt keine Niggers gäbe. Gegen einen vollen Geldbeutel, müßt ihr wissen, kommen eben alle Künste nicht auf. Der hat seinen eigenen Magnetismus.“

\* \* \*

Nur noch zwei Tagemärsche trennten mich von Ahuni; zwei lange, lange Tagereisen durch eine wüste, eintönige Gegend voll Sand und Sonne. Bei Tage lag die glühende Luft über der Pampa und nach Sonnenuntergang legte sie kalt und messerscharf durch die tote Landschaft. Still und tot war alles ringsum. Außer einem vereinzelt Lama, das sich an den spärlichen Grasbüscheln gütlich tat und sich bei meinem Herannahen mit grotesken Sprüngen wie ein lebhaftiges Gespenst davonmachte, war ich während des ganzen Tages keinem lebenden Wesen begegnet, bis ich gegen Abend zwei einsame Wanderer bemerkte, die gleichfalls in nördlicher Richtung marschierten. Sie gingen zu Fuß — also waren es Gringos. Noch vor Sonnenuntergang hatte ich sie eingeholt, als sie sich gerade ein Lager für die Nacht zurechtmachten. Meine Vermutung hatte mich nicht getäuscht. Es waren zwei Polen; der eine ein kleiner, unterseht gebauter Mann mit dem wohlbekannten, breiten, etwas stumpfsinnig anmutenden Polackengesicht, der andere lang und dürr wie eine Hopfenstange. Er hatte große, lebendige Augen, ein bleiches Gesicht mit scharfen Zügen, einen spitzen Van-Dyke-Bart und eine kühn geschwungene Nase in der Art

des Don Quijote. Er war entschieden der intelligenterere von beiden. Er sprach fließend Spanisch und ein ganz erträgliches Deutsch.

„Sind wir auch gekommen von Tucuman,“ sagte er, als er gehört hatte, woher ich kam, „aber nix Eisenbahn! Immer mit die Füße. Haben wir getippelt tausend Kilometer in zwei Monaten.“

„Und wo geht jetzt die Reise hin?“ fragte ich, überwältigt von Erstaunen über solche Leistung.

„Geht sich immer weiter nach Norden, Herr, nach La Paz und von dort nach Peru, nach Ecuador, nach Panama und Mexiko und dann nach den Vereinigten Staaten.“

Hier machte er eine Kunstpause, um sich an meiner Bestärkung über seine panamerikanischen Reisepläne zu weiden. Dann fuhr er fort wie einer, der mit sich und seinen Plänen längst ins reine gekommen ist.

„Zawoll, ist sich große Reise, aber habe ich mir mal vorgenommen, werde ich auch durchsetzen. Bin ich gekommen vor fünf Jahren mit Hamburg-Amerikalinie nach Ellis-Insel. Hat mich Einwanderungskommissar wieder retour geschickt. Werde ich nun kommen durch die Hintertür zu Onkel Sam.“

„Aber werden Sie auch den Weg nicht verlieren?“ wagte ich schüchtern einzuwenden.

Als ob der Weltreisende auf diese Bemerkung schon vorbereitet gewesen wäre, zog er aus seiner Rocktasche eine aus einem Schulatlas herausgerissene Landkarte des amerikanischen Festlands im Maßstabe von etwa 1:50000000 hervor.

„Werde ich nicht verlieren den Weg,“ rief er triumphierend, „habe ich Karte!“

Noch manches erzählte mir dieser sonderbare Ritter Don Quijote, während sein Sancho Panza eifrig dabei war,



trockene Reisfer und den umherliegenden Samamist als Brennstoff für ein Lagerfeuer zu sammeln.

„Es sich ein armseliges Land, dieses Bolivien,“ sagte er, indem er seinen Rucksack öffnete, der bis oben hin mit großen Stücken von sonderbar röthlichem Fleisch gefüllt war. „Seit drei Tagen haben wir nichts mehr gegessen, aber nun haben wir wieder Fleisch genug für eine ganze Woche.“

Dann schaute er sich aufmerksam nach allen Richtungen um, ob kein unberufener Hörer in der Nähe sei, und fuhr mit halblauter Stimme fort:

„Wir haben nämlich heute mittag einen umgebracht. Wladimir ist ihm von hinten um den Hals gefallen und ich habe ihm das Messer zwischen die Rippen gestoßen!“

Stolz zeigte er mir sein langes, scharfes Messer, an dem noch die Blutspuren klebten.

Was? Menschenblut? War ich hier in eine Gesellschaft blutrünstiger Menschenfresser geraten — oder wollten diese Kunden mich zum Narren halten? Mich überlief es eiskalt, während ich den beiden zuschaute, wie sie das Fleisch in Stücke schnitten und mit Hilfe eines spitzen Stocks einen Spießbraten improvisierten.

Plötzlich ließ Wladimir den Spieß mitsamt dem Braten ins Feuer fallen. Gespannt horchte er auf. Mit halblauter Stimme rief er seinem Kollegen etwas zu in der polnischen Sprache und verschwand mit drei Sägen in der Finsternis.

„Seien Sie ganz still,“ flüsterte mir der Don Quigote ins Ohr, während er sein großes Messer am Rockärmel abwischte, „kommt sich wieder einer!“

Eine Weile lauschten wir in atemloser Spannung, bis plötzlich mit wildem Ungestüm ein — Lama über das Feuer setzte. Hinterher Wladimir mit einem hausgemachten Lasso und der Don Quigote mit dem gezückten Messer. Im Nu war es wieder in der Finsternis verschwunden, und die

beiden Jäger kehrten atemlos zurück und besahen mit traurigen Mienen den verbrannten Braten.

Ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß mir bei dieser Aufklärung des Rätsels ein Stein vom Herzen gefallen ist, aber man wird es verstehen, daß ich an jenem Abend dem Lamabraten keinen Geschmack abgewinnen konnte. — Am nächsten Morgen machte ich mich frühzeitig auf den Weg, um noch am selben Tage Uyuni zu erreichen. Es war ein langer, mühseliger Weg über eine Ebene, die sich flach wie ein Pfannkuchen nach Norden und Westen in endlose Ferne erstreckte. Das war die Wüste, wie sie im Buch steht!

Kein Strauch, kein Grashalm ringsum. Sand, nichts als Sand und Steine und in der Ferne weite Salz- und Salpeterfelder, die das grelle Sonnenlicht zurückwarfen. Nichts in der weiten Kunde deutete auf die Nähe menschlicher Ansiedelungen, bis auf einmal weit draußen in der Wüste — ja, wahrhaftig, es war kein Zweifel! — der grelle Pfiff einer Lokomotive die Stille der Wildnis zerriß. — Der Pfiff der Lokomotive! Hinter mir lag das wildeste Bolivien, und von dort drüben winkte die Zivilisation!

Bald tauchten in der Ferne die Häuser von Uyuni auf. Buntbemalte Bretterhütten, die sich als grelle rote und grüne Farbenflecken vom Sand der Wüste abhoben. Gleich das erste Haus, an dem ich vorüberkam, war ein Wirtshaus. Ein richtiger bolivianischer Tschitschaausschank mit einer Tangogarnitur an den Wänden und einer Schüssel gerösteter Maiskolben auf dem Ladentisch. Der Teufel muß mich geritten haben, daß ich dort hineinging, um ein Glas Tschitscha zu trinken.

Der Wirt — ein massiver Riese mit einem Galgen-  
gesicht — musterte mich mißtrauisch und warf dazwischen einen vielsagenden Blick nach einer Gruppe grünäugiger



Indianer, die im düsteren Hintergrund hinter ihren Tschitschafflaschen kauerten.

„No hay chicha!“ sagte er ungnädig.

„Dann geben Sie mir etwas von dem, was die andern Caballeros trinken,“ meinte ich harmlos.

Aber damit schienen die Caballeros nicht einverstanden.

„No hay chicha por chilenos!“ riefen sie wie aus einem Munde. „Kein Tschitscha für Chilenen!“

Als naives Menschenkind suchte ich den Irrtum aufzuklären. Natürlich war ich kein Chilene. Meines Wissens hatte ich sogar in meinem Leben noch keinen Chilenen zu Gesicht bekommen. Der schwarze Verdacht konnte mich also gar nicht treffen. Aber gerade so gut hätte ich mich mit den Tschitschafflaschen selber herumzanken können. Ehe ich mich's versah, war einer der unheimlichen Kunden auf mich losgesprungen und stolperte dabei über den Tisch. Klirrend gingen die Tschitschafflaschen in Scherben. Die gerösteten Maiskolben kollerten über das ganze Zimmer, ein aufgeschrecktes Huhn flog gackernd zum Fenster hinaus, und ein buntes Fächer von der Tangogarnitur lag zerrissen am Boden.

Die Verwirrung benützte ich, um schleunigst das Weite zu suchen. Schnell wie der Blitz war ich aus der Tür und lief davon, so schnell mich die Beine trugen. Aber das Auge des Gesetzes wacht auch in Bolivien. Als ich eben um die Ecke bog, hätte ich um ein Haar einen zufällig des Weges kommenden Schutzmann umgerannt.

„Ca—r—r—amba!“ schimpfte er, „Sie scheinen's ja eilig zu haben!“ Dann zog er umständlich sein Notizbuch, um meine Personalien aufzunehmen; genau so, wie sein Kollege auf der Friedrichstraße es in ähnlichem Falle tun würde. Das gab meinen Verfolgern Zeit, mich einzuholen. Sie waren inzwischen zu einer stattlichen Volksmenge angewachsen, die sich ziemlich aufgereggt gebärdete. „Dieser chile-

nische Hund hat Bolivien beleidigt!" schrien sie im Chor. Es war wie bei einer jener tollen Verfolgungsszenen, die wir im Kino bewundern.

„Woher kommen Sie?“ fragte der Schutzmann mit gewichtiger Amtsmiene.

„Von Argentinien.“

„Und wohin wollen Sie nun?“

„Nach Antofagasta.“

Das Wort war noch nicht ganz über meine Lippen gekommen, als ein einziger Schrei der Entrüstung den Umherstehenden entfuhr. Der Schutzmann aber sagte kein Wort weiter, sondern nahm mich beim Rockärmel und führte mich ab nach der Polizeiwache.

Warum hatte ich auch daran nicht gedacht! Der Name Antofagasta hat in den Ohren eines jeden echten Bolivianers einen üblen Beigeschmack. Einstmals war diese Stadt der einzige Seehafen Boliviens gewesen; aber dann kam der große Krieg, in dem die verhassten Chilenen ihnen das Tor zum Weltmeer verschlossen. Ein Menschenalter war schon beinahe darüber hingegangen, aber der alte Haß brannte immer noch weiter, wie ich jetzt zu meinem Leidwesen am eigenen Leib erfahren mußte.

Es war kein gemüthliches Gefängnis, in das man mich geführt hatte. Die Tambos längs der Landstraße waren Hotels neben dieser Spelunke. Es gab weder Türen noch Fenster, ja nicht einmal ein Dach, um die Illusion einer menschlichen Behausung hervorzurufen. Nichts als ein kahler, schattenloser Hof voll Schutt und Gestrümpel; ein einziger staubiger, schmieriger, übelduftender Abfallhaufen, umgeben von einer hohen Lehmmauer. Unzählige Schmeißfliegen durchschwirrten mit unheimlichem Summen die heiße, verpestete Luft, die von den senkrechten Sonnenstrahlen in flimmernder Bewegung gehalten wurde.



Außer mir befanden sich noch ein halbes Duzend anderer Insassen dort. Tief in ihre bunten Decken gehüllt lagen sie in einer Ecke des Hofes und rührten sich nicht. Auch mir wurde bei Anbruch der Dunkelheit eine solche Decke zugeworfen, aber nachdem ich sie mir etwas näher angesehen hatte, verzichtete ich und lief die ganze Nacht auf und ab, um mich vor der Kälte zu schützen, die sich scharf wie tausend Nadeln vom klaren Nachthimmel herniedersenkte.

Am nächsten Morgen gab es eine Schüssel Mais, und um Mittag eine rote Pfeffersuppe. Endlos lang war dieser Tag. Ich glaubte Wochen durchlebt zu haben, als gegen Abend der Schutzmann, der mich so glorreich verhaftet hatte, auf der Bildfläche erschien. Mit ihm kam ein wohlgekleideter Herr mit einem Gesicht wie ein delphisches Orakel: „Und das soll ein Chileno sein?“ sagte er kopfschüttelnd, „wenn das kein Gringo ist, dann habe ich noch keinen gesehen! Lassen Sie den Mann laufen!“ Damit war ich entlassen.

Draußen auf der Straße hielt mich der elegante Herr noch einmal an.

„Sabe pintar?“ Ob ich malen könnte? Natürlich konnte ich das, und er schien auch ganz davon überzeugt, denn in jenen Gegenden gilt jeder Gringo als geborener Maler, weil es sich meist um weggelaufene Seeleute handelt, die mit dem Farbenquast einigermaßen umzugehen verstehen.

„Ich bin nämlich der Herr Kommissar,“ fuhr er fort, indem er sich mit gewichtiger Miene in die Brust warf, „ich suche jemand, der mir die Municipalidad neu anstreichen könnte. Hundert Bolivianos zahle ich, und das Material stellt die Stadt. Vielleicht finden Sie noch einige Gringos, die Ihnen helfen können.“

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Sogleich machte ich mich auf die Suche nach Arbeitskräften. Während des ganzen Tages durchstöberte ich alle Winkel des kleinen

Städtchens. Es war ein stiller, windloser Tag; die Hitze lag schwer und drückend, wie ein brütendes Ungeheuer in den Straßen. Der Schweiß lief in Strömen aus allen Poren, aber so sehr ich mich auch umschaute, einen arbeitslosen Gringo fand ich nicht, mit Ausnahme eines zerlumpten, ausgekochten englischen Strandläufers, der auf der Treppe zum Bahnhof mitten in der grellen Sonnenhitze vor sich hinträumte. Man konnte ihm ansehen, daß er schon müde zur Welt gekommen und seither immer arbeitslos gewesen war. „Was soll ich denn auf der Municipalidad?“ fragte er mißtrauisch, „wohl gar ar—bei—ten? Das hätte ich zu Hause auch tun können; dazu braucht man nicht nach Uyuni zu kommen.“

Schon hatte ich meine Hoffnung ganz aufgegeben, als bei sinkender Nacht die beiden polnischen »Menschenfresser« aus der Pampa hereingewalzt kamen. Die waren gleich mit Feuereifer bei der Sache. Wenn man sie reden hörte, so konnte man meinen, sie verstünden sich aufs Häusermalen so gut wie auf das Schlachten der Lamas in der Pampa. Nachdem wir noch einen Indianer zur Herbeischaffung des Materials angeworben hatten, war die Mannschaft vollständig. Am nächsten Morgen machte ich mich frühzeitig an die Arbeit und mischte nach bestem Wissen und Gewissen die Farben mit dem Terpentinöl und dem Leinöl, wie ich es an Bord Schiff den Bootsleuten abgesehen hatte. Etwas bange war mir doch vor meiner neugewordenen Würde eines Malermeisters, aber als gegen Abend der vornehme und bis zur Sündhaftigkeit elegante Herr Kommissar auf der Bildfläche erschien, sprach er sich vollauf befriedigt über den Fortgang der Arbeit aus.

Von nun an besuchte uns der Kommissar mehrmals am Tage. Morgens erschien er gewöhnlich in Gehrock und Zylinder, mit gelben Glacéhandschuhen, mittags ganz in Weiß, mit weißem Tennisanzug, weißen Leinenschuhen, weißem



Strohhut und himmelblauer Krawatte von unmöglichen Dimensionen. Abends kam er gewöhnlich nochmals in einem gemusterten Straßenanzug von der letzten Eleganz.

„Also aus Alemania kommen Sie?“ fragte er eines Tages, „ja, ja, ich habe schon viel von dem Lande gehört! Es ist eine Provinz von Juglaterra.“

„Aber solche Eisenbahnen wie bei uns gibt es bei euch doch nicht,“ meinte er ein andermal mit einem stolzen Blick auf die Eisenbahnschienen mit ihrer Fünfundsiebzig-Zentimeter-Spurweite, „es sind die schnellsten der Welt. Sie laufen wie's Donnerwetter! Wenn's sein muß bis vierzig Kilometer in der Stunde!“ Einmal versuchte ich ihm auseinanderzusehen, daß es bei uns auch noch allerlei gäbe, das sich mit Bolivien messen könnte. Aber damit hatte ich keinen Erfolg. „Warum sind Sie denn nicht dort geblieben?“ meinte er kopfschüttelnd.

Ja, warum denn eigentlich nicht! — —

\* \* \*

Alles in allem war der Mal-Kontrakt ein Hereinfall. Als nach acht Tagen die Arbeit beendet war und das große Haus sich in dem Glanze seines neuen Anstrichs sonnte, blieben mir gerade noch fünf Bolivianos Reinverdienst als Zins, Unternehmergeinn und Arbeitslohn übrig für all die Mühe und Arbeit, die mir die Sache gekostet hatte. Ich hätte gut daran getan, meinen gänzlichen Mangel an Begabung für einen business-man einzusehen, und mich nicht weiter um Kontrakte und dergleichen zu bemühen, aber wenn die Bestie Blut geleckt hat — —

Mit dem Malen — auch mit der bescheidenen Kunst des Häuseranmalens — geht es nicht anders als mit anderen Künsten. Mit dem Dichten, mit dem Singen, mit dem Musi-

zieren oder auch mit dem vielgeschmähten Handwerk der Schriftstellerei. Hat man erst einmal seine Kunst darin versucht, so ist es schwer, wieder davon abzulassen, ob man auch noch so viel Reue darüber empfinde. Exemplum docet.

Drei Tage lang lief ich in der Stadt umher und betrachtete jedes Haus mit der Kennermiene eines routinierten Malermeisters. — Ja, die bedurften alle dringend eines neuen Anstriches. Schwarz und schmutzig und verkommen sahen sie aus, und die Olfarbe an den Bretterwänden (soweit man sie unter der grauen Staubschicht überhaupt noch erkennen konnte) war hart und rissig geworden in der Sonne. Aber da war kein Hausbesitzer, der von meinen Diensten Gebrauch machen wollte. — „Das Haus anstreichen? Quo esperanza! Wo denken Sie hin, Caballero! In drei Tagen ist es doch wieder so schmutzig wie zuvor.“

Die Logik hatte schon etwas für sich. Von allen Städten, die ich je gesehen habe, ist Uyuni die staubigste. Inmitten einer endlosen Wüste, die sich flach wie ein unermessliches Tempelhofer Paradiesfeld nach allen Richtungen ausdehnt, ziehen sich ein paar Straßenzüge, umsäumt von buntbemalten Bretterhäusern, als ob der wilde Wüstenwind in seiner Laune sie hier zusammengesetzt hätte. Bei Tag ist es heiß wie in einem Backofen und bei Nacht kalt wie ein Eiskeller. Wenn das Wetter windstill ist, so haben die Bewohner von Uyuni einen Festtag. Meist aber weht der Wind den Sand durch die Straßen, und es bläst ein Unwetter, das sich nicht selten zu wilden Böen steigert. Dann kommt der Pampero herangesegt. Er kommt wie ein Wetter beim Jüngsten Gericht. Er kommt über Salzfelder und Sanddünen. Salz und Sand und Steine wirbelt er vor sich her in gelben Wolken, die die Sonne verfinstern. Nichts, aber auch gar nichts ist hier, das an das keimende Leben der Erde gemahnt. Es gibt Leute, die in diesen Salzwüsten alt und grau ge-



worden sind, ohne je einen Baum, einen Strauch, ja auch nur einen Grashalm gesehen zu haben. — Aber für solche Menschen gibt es wohl keine Strafe im zukünftigen Leben. Sie haben sie hienieden schon vorweg genommen.

Doch Uyuni ist der Platz zum Geldverdienen; das Eldorado der Abenteurer. Was immer von den Strandläufern an der Westküste über ein Durchschnittsmaß von Unternehmungsgeist verfügt, das kommt mit der Zeit nach Uyuni, oder Druro oder irgendeiner der anderen Barackenstädte an der Antofagastabahn in der bolivianischen Wüste. Da wird man bald heimisch. Man macht in Politik, man spekuliert in Baupläzen und Minenaktien, man schließt fromm und gottesfürchtig Kontrakte ab über die Anlage von Eisenbahnen und Telegraphenlinien; man stolziert einher in Reithosen und Ledergamaschen und einem breitrempigen Cowboyhut, man raucht eine kurze Pfeife „english style“, man trinkt viel Whisky mit wenig Soda und vor allem: man pokert. — Wie gesagt: jeder Gringo in Uyuni ist ein Unternehmer. Das verlangt schon das Standesbewußtsein. Auch mir hing der Himmel voll lockender Verheißungen und Versprechungen, und wer weiß: Hätte ich mehr Geduld und Ausdauer gezeigt und einen besseren Blick für die unbegrenzten Möglichkeiten, die hier auf der Straße lagen, so wäre ich heute schon ein Kröfus wie jener vielbesungene Onkel aus Südamerika. Aber, wie schon gesagt, ich fürchte fast, ich bin verdorben für einen Businessmann.

Ein jeder von den Herrschaften, die sich auf der Veranda des ersten und einzigen Hotels am Plage in den Sesseln räkelten und auf die Köpfe der vorübergehenden grauen Armlichkeit in den Straßen spuckten, versprach mir Berge und Wunder. Ein Schwede wollte mir den Untervertrag für den Bau einer Abteilung einer neuen Bahnlinie übertragen, ein Mexikaner suchte einen Verwalter für seine Kupfermine,

weil er selber mit dem Lesen und Schreiben auf gespanntem Fuße lebte, und ein langer Yankee hätte es gern gesehen, wenn ich als Strohmann für seine neue Gründung im Salpeterbezirk eingetreten wäre.

Doch in Uyuni ist es nicht anders als anderswo: Versprechungen sind billig wie die Brombeeren. Mir waren sie bereits zuwider geworden. Das Uyuni, das ich mir drüben in Argentinien in meiner Phantasie vorgestellt hatte, das Uyuni, um dessentwillen ich wochenlang willig beinahe übermenschliche Anstrengungen und Entbehrungen erduldet hatte, sah in der rauhen Wirklichkeit erheblich nüchterner aus.

Drei Tage stellenlos in Uyuni sind so viel wie deren sechs in der Hölle. Fort, nur fort aus dieser Wüste! Einmal wieder Bäume möchte ich sehen, und bunte Blumen und grüne Wiesen und fließendes Wasser. Dort draußen, weit im Westen schauten blaue Berge gar verlockend herüber; die Berge von Chile. Dahinter lag die Pampa mit ihren Salpeterminen und noch weiter draußen im fernen Westen — ja, da lag das Meer! Aber bis dorthin waren es noch mehrere hundert Kilometer, durch trostlose Wüste und heulende Einöde, und wie — wie sollte man dort hinkommen, wenn man nur noch drei Bolivianos in der Tasche hatte und die Eisenbahnzüge alle nur bei hellichem Tage fuhren, so daß die Gelegenheit zum Schwarzfahren nicht eben glänzend war?

Während des ganzen Tages hatte ich über das Problem nachgedacht, und nachts konnte ich darüber keinen Schlaf finden. Draußen in der Gaststube der Fonda tanzten die Leute eine Cueca und die Mandoline spielte dazu eine eintönige Weise. Betrunkene Peone zankten sich über den Karten, und der Esel im Hofe schrie mißtönig in die fröstelnde Nacht. Ich achtete nicht auf den Lärm. Ich dachte nur immer an das blaue Meer und an die vielen Kilometer



und an die drei Bolivianos, die ich in der Tasche hatte, und konnte nicht darauf kommen, wie ich die drei Punkte miteinander in Beziehung bringen sollte. Und dennoch war mir, als ob der Boden unter den Füßen brenne, als ob ich keinen Augenblick länger hier bleiben könnte. Wilder wie je war die Wanderlust über mich gekommen. Ein kleiner Hoffnungsstrahl blieb mir immerhin. Die Wirtsfrau hatte mir erzählt, sie kenne einen Landsmann von mir, der allabendlich in ihrem Gasthaus verkehre. Er sei Lokomotivführer an der Antofagastabahn und würde mich wohl mitnehmen, wenn ich ihm ein gutes Wort gäbe. Das hatte sie schon vor drei Tagen erzählt, und der Glaube an diesen deutschen Lokomotivführer fing an wankend zu werden. Man soll jedoch nichts so weit wegwerfen, weil man es dann weit wieder herholen muß. —

Es war wohl schon gegen Mitternacht, als jene sagenhafte Persönlichkeit richtig hereingeschneit kam. Ein junger Deutschösterreicher aus Triest, dem man es ansehen konnte, daß er dieses irdische Dasein nicht allzuschwer nahm. „Servus, Landsmann!“ sagte er, indem er mir ein Glas Wein reichte. Dann setzte er sich auf den Bettrand, und wir sungen an zu schwagen, als ob das niemals anders gewesen wäre. Man wird schnell bekannt in Bolivien.

„Jetzt bin ich der einzige Deutsche hier an der Eisenbahn, seit mein Kamerad nach La Paz hinaufgemacht hat,“ sagte er wehmütig, „du mußt hier bleiben und mir Gesellschaft leisten. Auf der ganzen Welt haben es die Lokomotivführer nicht so schön wie hier. Dreihundertfünfzig Bolivianos bekommt man im Monat.“

„Aber ich habe doch keine Ahnung vom Lokomotivführen.“

„Als ob's darauf ankäme! Meinst du etwa, ich hätte eine Ahnung gehabt, als ich angefangen habe? Da arbeitet

man erst vierzehn Tage in der Maschinenhalle und sieht zu, wie die anderen es machen, und wenn man so ungefähr weiß, wie's gemacht wird, dann fährt man einfach los! Furchtbar einfach! Jetzt ist gerade die beste Gelegenheit. Dem Kollegen von der Rangiermaschine — einem verfluchten Hiesigen — haben sie auf den Ersten gekündigt, weil er eine Herde Lamas totgefahren hat. Da kannst du gleich seine Stelle einnehmen.“

Jawohl, furchtbar einfach! Es dauerte eine Weile, ehe ich ihm verständlich gemacht hatte, daß ich unter den gegebenen Verhältnissen als Lokomotivführer doch wohl ein verfehlter Beruf wäre.

„Mir geht's ja gerade so,“ bekannte er schließlich. „Ich habe längst genug von dem Affenlande, aber der Chef will mich nicht gehen lassen, weil ich vierteljährliche Kündigung habe. Aber eines Tages werde ich ihm die Karre in den Dreck fahren. Es laufen noch mehr Lamaherden herum, in die man hineinfahren kann!“

Ich erzählte ihm von meinen Nöten wegen der Reise; daß ich nicht Reisegeld genug hätte, daß in der Nacht keine Güterzüge vorbeikämen, mit denen man sich fortschmuggeln könnte, und daß es wohl am besten wäre, wenn ich als richtiger Fahrgast die Reise bis zur nächsten oder übernächsten Station bezahlte, um von dort mein Glück auf andere Weise zu versuchen.

„Aber i bitt schön!“ rief der Österreicher aus, „mir san doch in Bolivien! Da zahlen nur die Dummen. Für fünf Bolivianos kannst du hier die ganze Eisenbahn kaufen. Du wirst doch den reichen englischen Aktionären nichts schenken wollen? Laß doch lieber einem armen Bolsero etwas zukommen. Für drei Pesos nimmt er dich mit bis ans Ende der Welt, wenn's sein muß. — Und wenn du auch das nicht ausgeben willst, dann ist das noch lange kein Grund zum



Bezahlen. Man fährt eben so weit, bis sie einen hinauswerfen.“

Im übrigen meinte er, daß man nichts Dümmeres tun könnte, als nach der Küste hinunterzureisen. Dort drunten gäbe es mehr Hungerleider als irgendwo sonst auf der Erde. Die kratzten einander die Augen aus um das bißchen Arbeit und Verdienst. In den Salpeterwerken schauten sie eine Biege für zehnmal mehr an als einen Menschen. Ganz Chile sei eine Räuberhöhle. Dagegen Bolivien! Das sei noch ein Land für einen unternehmenden jungen Mann. —

Wir schwagten noch die ganze Nacht hindurch und machten große Pläne wie Schulbuben an einem Sommertag, bis der dämmernde Morgen den anderen zur Arbeit rief. Später habe ich ihn drunten an der Küste noch einmal gesehen unter anderen Verhältnissen. In eine Herde Lamas war er nicht gefahren, aber seine Stelle hatte er doch verloren und keinen roten Cent mehr hatte er in der Tasche. —

Drei Stunden später fuhr ich mit dem Schnellzug nach Westen. Für vierzig Kilometer war ich jedenfalls gut, denn so weit war es bis zur nächsten Station.

„Su boleto!“ sagte der Schaffner.

„No tengo!“ antwortete ich grob. Und dann setzte ich ihm auseinander, daß ich nur mit knapper Not noch den Zug erreichte und es mir deshalb nicht möglich war, die Fahrkarte rechtzeitig am Schalter zu erwerben. Aber — sei es, daß diese Entschuldigung zu ungewöhnlich oder schon gar zu verbraucht war — der Beamte zeigte sich als unangenehmer Mensch und meldete den Fall beim Vorstand der nächsten Station. Ohne die weitere Entwicklung der Angelegenheit abzuwarten, fuhr der Zug wieder davon und ließ mich mit langem Gesicht auf der einsamen Station zurück, in einer Gegend, die man nicht als Wüste bezeichnen kann, ohne diesen Begriff über Gebühr herabzusetzen. Was dem

Kerl einfiel, mich hier an die Lust zu setzen! Unerhört anmaßend, einfach skandalös fand ich das Benehmen. So ein kleinlicher Pedant! So ein Wortklauber und Sittlichkeitsfanatiker! Ich fand das — um es einmal auf englisch zu sagen — einfach nicht fair!

Hier war nichts zu sehen als ein großes Vakuum an alledem, was mit solchen Begriffen wie Zivilisation und dergleichen zusammenhängt.

Nichts als eine einsame, grün angestrichene Bretterbude inmitten der grauen, salzigen Wüste. Still und tot alles ringsum, und das Ticken des Telegraphenapparats, das aus dem offenen Fenster ins Freie drang, war eine halbe Meile weit zu hören. Glücklicherweise war der Beamte der Station ein umgänglicher Herr, der die ganze Angelegenheit mehr als Scherz und als willkommene Abwechslung in seinem eintönigen Dasein betrachtete.

„Die Sache wird Ihnen teuer zu stehen kommen,“ sagte er zu mir, „außer dem doppelten Fahrpreis haben Sie noch zehn Pesos Strafe zu bezahlen. Zusammen fünfzehn Pesos.“

„So viel Geld habe ich ja gar nicht,“ gab ich zur Antwort. „Und überhaupt — glauben Sie, daß ich von Uhuini bis hierher schwarz gefahren wäre, wenn ich den Preis für eine Fahrkarte übrig gehabt hätte?“

Das schien dem Beamten einzuleuchten. Eine Weile schaute er mich zweifelnd an und wußte nicht, ob er sich ärgern sollte oder nicht.

„Caramba!“ rief er schon halb belustigt, „diese Gringos haben doch eine unerhörte Portion Frechheit. Aber was fangen wir jetzt mit dem Menschen an? Hier behalten können wir ihn nicht. Müssen schon sehen, wie wir ihn weiter schaffen! Madre dios! Der Fall ist nicht übel!“

Und er und sein Assistent lachten, daß ihnen die Tränen in die Augen traten.



Es traf sich gut, daß gerade ein Güterzug auf der Station stand, um das Vorbeifahren des Personenzuges abzuwarten. Der Verwalter beredete die Sache mit dem Zugführer, der auch ein Einsehen hatte, und so setzte ich denn auf dem grünpantbedeckten Kupfererz eines schwerbeladenen Wagens die Reise nach der Küste fort. —

Weiter und weiter ging es durch die endlose Wüste; bald über weite Flächen von losem Flugsand, bald über Steine und Geröll, bald wieder vorbei an ausgetrockneten Salzseen, über deren weißem Spiegel die dünne Luft in zitternden Wellen tanzte. Dann tauchten in der Ferne blaue Berge auf. Ein mächtiger, schneebedeckter Bergkegel schob sich nahe an die Bahnlinie heran.

Dünne blaue Rauchfahnen entstiegen seinem Krater. Andere, gewaltige Vulkane standen schwarz und unheimlich im Süden und Westen in der Richtung nach der Küste. Dicht vor einer größeren Station mit ausgedehnten Maschinenhallen huschte ein langer Pfahl mit einem bunt bemalten Schild neben dem Bahndamm vorüber. Die chilenische Grenze.

Das also war Chile!

Nach allem, was ich bis dahin von dem Lande wußte, hatte ich es mir etwas freundlicher und anheimelnder vorgestellt; und vor allem etwas grüner und lebendiger.

Wie heißt es doch in der chilenischen Nationalhymne?  
„Y tus campos con floras bordados — — —“

## Auf dem Dache Südamerikas.

Das freie Chile. — In den Mandforbilleren. — Die Boraxmine — Wie man über Nacht zu einer Respektsperson wird. — Der trinkfeste Monteur. — Der Ausflug auf den Vulkan. — Das graue Elend. — Immer noch Puna. — Wieder auf Reisen. — Eine Lehrstunde in chilenischer Geographie. — Durch die Wüste Atakama. — Salpeterwerke. — Endlich in Antofagasta. — Ja, das Meer!

Die chilenischen Zollkontrolleure nehmen es mit ihrem Amt offenbar nicht allzu genau. Im Schatten seiner Amtsstube saß der Herr Inspektor und hielt Siesta. Das Kommen und Gehen der Züge störte ihn nicht im geringsten in seiner olympischen Ruhe. Es war auch besser so, denn was hätte es ihn genutzt, wenn er es genauer genommen hätte mit seinen Amtspflichten? Was hätte es ihm und den Finanzen des chilenischen Staates eingebracht, wenn er plötzlich aus dem Schatten seiner Amtsstube herausgekommen wäre, um vor mich hinzutreten mit der schicksalschweren Frage: „Haben Sie nichts zu verzoollen?“

Weiter ging die Reise durch das wilde Land. Immer höher wurden die Berge, immer drohender und trauriger die Landschaft, bis auf einmal, wie ein Hohn auf die umgebende Wildnis, in einer Senkung zwischen zwei Vulkanen eine lärmende Fabrik auftauchte. Hastige Maschinen rasselten in den düsteren, weitläufigen Gebäuden, geschäftige Menschen wimmelten wie kleine, schwarze Ameisen auf den ruhigen Straßen. Qualmende Schornsteine ragten in die dünne Luft. Das waren die Werke von Cebollar, die reichsten Boraxgruben der Erde.

Ich fand es geraten, hier die Reise zu unterbrechen, denn in solch geschäftiger Umgebung schien mir die Aussicht auf Arbeit und Verdienst nicht gering. Schon eine Weile



war ich auf's Geratewohl umhergewandert in dem Ruß und Staub der Straßen, die in mathematischen Vierecken diese Herrlichkeit aus Holz und Wellblech durchzogen, als ein Engländer mit Sportmütze, Tonpfeife und Reithosen von frohschartigem Zuschnitt auf mich zukam und mich fragte, ob ich Arbeit suchte.

„Si, señor!“ antwortete ich eifrig, denn nichts brauchte ich mehr, als einen kleinen Verdienst.

Der Engländer schaute mich kritisch, und etwas von oben herab, wie das die Art seiner Landsleute ist, an und erkundigte sich eingehend nach dem Woher und Wohin in einem Spanisch, das vor der Kritik der Akademie nicht länger Stand gehalten hätte wie Karlchen Wiesnicks Ex-temporale vor dem gestrengen Ordinarius der Quarta.

Ob ich ein Chilene wäre?

Nein.

Ober ein Spanier?

Auch das nicht.

Wohl gar ein Italiener?

Niemals!

„Ja was, beim Teufel, sind Sie denn?“

Mit geziemender Bescheidenheit eröffnete ich ihm, daß ich nur ein Deutscher sei, worauf er mir — das hatte ich am wenigsten erwartet — voll Begeisterung die Hand hin-streckte.

„Deutscher? — Wirklich ein echter Deutscher aus Deutschland? Allright! very fine! Sie können gleich hier anfangen. Die Deutschen sind immer die besten Arbeiter, o yes! Ein einziger Deutscher ist mir lieber, als ein Duzend Chilenos.“ —

Über dem Sprechen hatte er ein Blatt aus seinem Notizbuch herausgerissen und etwas darauf geschrieben.

„Bringen Sie das zu Mister Müller.“

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen. Sehr bald hatte ich den Herrn ausfindig gemacht. Er war ein Mann in den besten Jahren; sehr stattlich, sehr corpulent, mit einem roten Gesicht und wässerigen Augen. Auch ohne die zahlreichen in der Werkstatt umherstehenden leeren Bierflaschen konnte man sehen, daß er ein trinkfester Mann war. Er war ein Deutscher, und zwar einer von der Sorte, die man — leider — nicht allzuoft antrifft. Im allgemeinen muß man wohl sagen, daß der Deutsche — und nicht nur der im Ausland — keine Neigung verspürt, sein Volkstum besonders zu betonen.

Civis germanus sum — das heißt auf deutsch: Entschuldigen Sie, daß ich geboren bin!

Herr Müller machte bei allen seinen sonstigen Fehlern in diesem Punkte eine rühmliche Ausnahme. Für ihn fing der Mensch erst beim Deutschen an. Alles andere war in seinen Augen nur ein Gewürm von minderwertigen Geschöpfen, und nicht viel besser als eine Bewegung im Wege. Er dachte nicht daran, der Landessitte die geringste Konzeßion zu machen oder gar eine fremde Sprache zu lernen. John Bull ins Deutsche übersetzt. Das technische Personal seiner Werkstatt — und er beschäftigte nicht wenige Menschen — bestand nur aus Deutschen, denn Herr Müller erachtete es unter seiner Würde, mit Vertretern anderer Nationalitäten etwas anderes zu wechseln, als böse Blicke und giftige Gebärden. Daher auch die auf den ersten Blick etwas unerklärliche Vorliebe des Engländers für alles Deutsche.

Bühnekirschend sahen die Söhne Albions im Direktionsgebäude diese Zustände mit an, aber ändern konnten sie es nicht, denn Herr Müller hatte alle Trümpfe in der Hand. Vor einem halben Jahre war er im Auftrag einer deutschen Firma herübergekommen, um die von ihr gelieferten Maschinen zum Trocknen des Borax zu montieren. Er allein verstand sich auf den Mechanismus dieser Appa-



rate; er allein unter allen Menschen in ganz Chile wußte, wo jedes einzelne der unzähligen, in genialem Durcheinander umherliegenden Teile hingehörte, und wenn er auf den Gedanken kommen sollte — er drohte damit so ziemlich an jedem anderen Tage — die Arbeit niederzulegen, so würde das Werk einen unersehblichen Schaden erleiden.

„Ja, das könnte den Herren Engländern so passen, wenn ich mir hier ein Bein ausreißen wollte mit harter Arbeit,“ versicherte er mir schon am ersten Tage. „So schön wie hier werde ich es in meinem ganzen Leben nicht wieder bekommen. Fünfzig Pfund verdiene ich im Monat! Das sind tausend Mark nach unserem Geld. Und dazu noch die freie Station und die Prozente und das, was ich mir nebenher stehlen kann. Hier schimpfen die Leute mich Direktor, Ingenieur und was sonst noch, während drüben — ja drüben, da bin ich nur ein kleiner Monteur mit hundertfünfzig Mark Gehalt im Monat. Da müßte ich doch von allen guten Geistern verlassen sein, wenn ich mich selbst durch meinen Fleiß um das schöne Pöstchen bringen würde.“

Die Logik in diesen Gedankengängen ließ sich nicht wohl abstreiten. Die Rechnung hätte gestimmt, wenn — ja, wenn Herr Müller ein Teatotaler oder Gebollar ein Temperenzverein gewesen wäre. So aber ging alles vom Schlechten zum Schlimmeren und mußte schließlich im heulenden Elend enden.

In einem gefiel mir Herr Müller: Er war nicht kleinlich. War er schon selbst nicht fleißig, so verlangte er auch von seinen Untergebenen keine übermäßigen Anstrengungen. Morgens um 10 Uhr erschienen wir bei der Arbeit. Dann wurde Bier getrunken bis Mittags. Der Nachmittag wurde im wesentlichen von einer Vesperpause ausgefüllt und nachts leerten wir wieder unzählige Bierflaschen bis zur 12. Stunde und ließen uns für diese Zeit überstunden bezahlen. Es war

ein ganz abscheuliches Getränk. Dünn, sauer und abgestanden. Ich mochte zuerst nichts davon trinken, aber die anderen lachten mich deshalb aus und nannten mich einen weißgewaschenen Engländer. Den Vorwurf mochte ich nicht auf mir sitzen lassen.

Die Stellung war also, wie gesagt, eine Sinekure im vollsten Sinne des Wortes; für mich fast noch mehr als für die anderen. Hier war, vielleicht zum erstenmal in meinem Leben, der Ort, wo ich „der rechte Mann am rechten Plage“ war. Die Ingenieure und die Buchhalter waren alle Engländer, der Lagerverwalter ein zappeliger Franzose, die Handwerker — soweit sie nicht zur eigenen Werkstatt gehörten — Chilenen und Spanier, während die indianischen Arbeiter zumeist keine andere Sprache verstanden, als ihr zungenbrechendes Kitschua. Herr Müller aber — wie schon gesagt — sprach und verstand grundsätzlich nur deutsch. So kam ich mit meinen Kenntnissen gerade recht in diese babylonische Sprachverwirrung. Mit einemmal war ich eine Respektsperson geworden. Von morgens bis abends lief ich mit dem großen Schraubenschlüssel von einer Werkstatt zur anderen und spielte den Dolmetscher. Die Handwerksleute sahen mit Ehrfurcht zu mir empor, der ich selbst in den geheiligten Privatkontorräumen des allmächtigen Gerente ungehindert ein- und ausging. „El assistente ingeniero“ nannten sie mich und hatten eine unbegrenzte Hochachtung vor meinen technischen Kenntnissen.

\* \* \*

Die Boragruben von Gebollar sind die reichsten der Erde.

Hier, wo die Niederschläge selten sind und die dünne Luft die Verdunstung begünstigt, wird der Borax, der sonst nur in Salinen durch das künstliche Abdampfen und Ver-



dunsten des Wassers boraghaltiger Seen gewonnen wird, bereits in trockenem Zustand in mächtigen Schichten als weiße salzartige Masse gefunden. Man hat darum nichts weiter zu tun, als mit dem Dampfflug über die weiße Fläche des ausgetrockneten Sees zu rennen und die aufgebrochenen Brocken in die Karren der Feldbahn zu laden, worauf sie in der Fabrik zerstampft, ausgelaugt und wieder getrocknet werden. Dann wird der Borakfalk in Säcke geschaufelt und zwecks Weiterverarbeitung nach Europa verschifft. Das alles sind staubige, schmutzige, gesundheitsgefährliche Arbeiten. Namentlich der Ort, an dem die sogenannten »Chanheros« das Zerkleinern der Stücke vornehmen, ist eine Arbeitsstätte, gegen die selbst die Trockenträume einer Oelmühle in Texas eine Sommerfrische bedeuteten.

Allmählich war eine Woche um die andere vergangen und ich war immer noch in dieser Wüste, obwohl ich mich selbst am meisten darüber wunderte. Denn wenn es auf dieser Erde einen Ort gibt, von dem man sagen kann, daß er ein mörderisches Klima habe, so ist es Gebollar. Hier, in 5000 m Meereshöhe, ist die Luft so dünn, daß der mit normalen Herz und Lungen versehene Mensch, der von der Tiefebene heraufkommt, nicht imstande ist, tausend Schritt in normaler Gangart zurückzulegen, ohne mit erschöpften Lungen und fieberhaftem Herzklopfen wie nach einem langen Schnelllauf, anzuhalten. Die Stimme verliert ihren vollen Klang und sinkt zu einem heiseren Flüsterton herab. Geschmack und Geruchssinn gehen völlig verloren. Alle Speisen die man zu sich nimmt, haben den gleichen widerwärtigen Geschmack; fade und salzlos, wie das Leben dort oben. Das ist die Puna. Es kommt noch etwas anderes hinzu, wodurch das Klima vollends zur Hölle wird, das ist der feine, heißende, schwefeldustende Rauch der Bul-

kane. Fast unsichtbar und dennoch allgegenwärtig brütet er über dem Talkessel, und wenn auch der Wind ihn zuweilen verscheucht, so setzt er doch zu gleicher Zeit immer neue Rauchfahnen hinunter in das Tal. Bis in die innersten Eingeweide dringt dieser Rauch. Den Magen erfüllt er mit giftigen Gasen und die Lunge zermartert er, bis sie rauh ist wie ein Smyrnateppich und Nacht für Nacht den Menschen mit schrecklichen Hustenanfällen aus dem Schlafe schreckt.

Wenn es — wie ich wohl annehmen muß — in einem zukünftigen Dasein eine Vergeltung gibt für die Sünden, die wir hienieden begangen, so glaube ich, daß man mir die Tage in Cebollar darauf anrechnen wird. Und die auf dem Wege von Tupiza nach Uyuni auch. Es wäre ungerrecht, wenn es anders wäre. —

Manchmal hatte Herr Müller gar sonderbare Einfälle. Eines Tages belud er den armen Christoph Columbus bis über seine langen, grauen Ohren mit wohlgefüllten Bierflaschen und kommandierte sein ganzes Personal zu einem Ausflug auf den Gipfel eines der Vulkane, der schon lange seine Neugierde gereizt hatte. Der Vulkan war annähernd 6000 m hoch und stand 1000 m über der Talsohle. Auf halber Höhe machten wir ein kümmerliches Feuer, um uns vor der barbarischen Kälte zu schützen, während wir die Bierflaschen leerten und dabei den Worten des Meisters lauschten.

„Heute habe ich Geburtstag!“ fing er unvermittelt an.

„Que dice el ingeniero?“ fragten mich die Chilenos.

„Zawohl!“ fuhr der andere fort, „schaut mich nur nicht so dämlich an, ihr spanischen Hunde! Mein vierzigster Geburtstag ist heute, wenn ihr nichts dagegen habt! Ihr alle sollt hier oben auf meine Gesundheit trinken. Und wenn ihr im nächsten Jahr noch Lust habt zu Landpartien und euch



der Teufel inzwischen noch nicht geholt hat, so werden wir wieder hier heraufkommen und den einundvierzigsten Geburtstag feiern. Denn ich habe Zeit, viel Zeit! Ich bin monatlich bezahlt.“

Dabei schaute er einen der Peone so grimmig an, daß dieser die Rede auf sich persönlich bezog. Blitzschnell zog er sein langes Messer und stürzte auf den Meister los. So endete die Festlichkeit mit einer Dissonanz, wie man zu sagen pflegt. Der Indianer bekam eine Tracht Prügel und Herr Müller mußte nach dem Lager hinuntergeschafft werden. Ein hoffnungsloses Opfer des delirium tremens, des heulenden Elends, von dem er sich vorerst nicht erholte.

Ich benützte die günstige Gelegenheit, um mit Anstand wegzukommen. Noch am selben Abend ließ ich mir mein Geld ausbezahlen, und am nächsten Morgen fuhr ich mit dem ersten Zug hinunter nach der Küste. Bald schauten die Schneegipfel von Cebollar nur noch weit, weit im Hintergrund wie riesige Zuckerhüte hinter den blauen Bergen hervor. Ich habe ihnen keine Tränen nachzuweinen. — —

Ja, es war lange her, seit ich zum letztenmal als zahlender Caballero in einem Eisenbahnzug gefessen hatte! Zuletzt war es wohl irgendwo zwischen Buenos Aires und Rosario gewesen; aber dazwischen lagen tausende von Meilen über endlose Ebenen und himmelhohe Berge. Wohlige streckte ich die Beine aus. Die Besoscheine knisterten in meiner Tasche und irgendwo hinter dem Hutbände — man kann nie vorsichtig genug sein in Chile — schlummerte ein Scheck auf eine Bank in Antofagasta. Noch nie war mir Südamerika so schön vorgekommen wie heute.

Es war ein schmutziger Eisenbahnwagen mit ruhigen Fenstern, schmierigem Fußboden und staubigen, abgewetzten Polsterseffeln, auf denen dunkelhäutige, ponchoumhüllte Halbblutindianer den Rauch ihrer Zigarillos in die heiße,

stidige Luft sandten. Ein langer Engländer, mit einer karierten Sportmütze, der es sich in einer Ecke bequem gemacht hatte, war in die Lektüre der »Times« vertieft. Zwei amerikanische Prospektoren waren mit einem Pokerspiel beschäftigt und verwandten keinen Blick ihrer edigen, lederfarbigen Gesichter von den Karten. Nur ab und zu sandten sie zwischen den Bügen aus der Maiskolbenpfeife über die Köpfe der anderen Passagiere weg einen nassen Strahl, der mit unfehlbarer Sicherheit stets den Spucknapf am anderen Ende des Wagens traf.

„Three kings!“ rief der eine mit näselnder Stimme.

„Full house!“ triumphtierte der andere.

„By Jove . . .“

Während so der Zug zwischen den wüsten Bergen der Küste entgegenseilte, hatte mich ein patriotischer Chilene mit dunklen, glühenden Augen ins Gebet genommen, um mich mit den Vorzügen seines Vaterlandes vertraut zu machen. „Bei euch in Alemania mag es ja auch ganz schön sein,“ meinte er nachsichtig, „aber mit Chile ist es nicht zu vergleichen. So reich wie unser Land ist keines! — Caramba! Wir brauchen niemand, denn bei uns gibt es alles. Drunten in der Gegend von Valdivia, wo Ihre Landsleute wohnen, gibt es Tannen und Fichten, die ein halbes Jahrtausend alt sind, bei Santiago gibt es Melonen, so groß wie Kinderköpfe, in Valparaiso trinkt man den Wein, wie man anderswo das Wasser trinkt; hier in den Bergen gibt es mehr Kupfer als in allen anderen Ländern und drunten in der Pampa Salpeter genug, um die ganze Welt zu versorgen.“

„Aber die da“ — mit einem Seitenblick, der den Engländer und die beiden Amerikaner zu erbölichen schien, — „die haben den Vorteil von alledem. Die lassen es sich wohl sein in unserem Land; schimpfen sich ingenieros, contrac-



tores und was sonst noch! Verdienen ein Heibengeld und rauchen teure Habanazigarren, derweilen wir mit unseren Zigarillos zufrieden sein müssen. Peone sind wir in unserem eigenen Land, und die Gringos sind die Herren!“

Eine Weile hüllte er sich in nachdenkliches Schweigen.

„Und gibt es in Deutschland auch Senatoren?“ fuhr er unvermittelt fort. Beschämt mußte ich ihm gestehen, daß bei uns, abgesehen von den Hansestädten, die Kultur noch nicht bis zu diesem Grad der Vollkommenheit aufgestiegen sei, und der Chilene schien nicht wenig erstaunt über diese Rückständigkeit. Eine Welt ohne Senatoren konnte er sich schlechterdings nicht vorstellen, so wenig wie eine Hölle ohne Teufel.

„Was? Keine Senatoren!“ rief er aus im höchsten Distant des Erstaunens, „ja, Amigo, ist das denn möglich?“

„Warum denn nicht?“

„Dann haben Sie wohl auch keine Minister, keine Präfecten und nicht einmal di—pu—ta—dos?“

Ich versicherte ihn, daß es von diesen sehr viele, nach meinem Geschmack sogar übermäßig viele bei uns in Deutschland gäbe, worauf er sich erneut in grübelndes Schweigen hüllte, um dann unvermittelt fortzufahren wie einer, der von einem Unglück berichtet, das man machtlos als eine Strafe Gottes über sich ergehen lassen müsse.

„Die Senatoren und die Erdbeben, Caballero, die sind die schlimmste Pest im ganzen Lande. Die und die Diputados und die Minister und die Präfecten. Ein Pack von Amtsjägern, das sich auf unsere Kosten gute Tage macht; ein Klub von Tagdieben, eine Gesellschaft von Räubern und Spitzbuben, die für fette Lantienen unseren Salpeter und unsere Kupferminen an die Gringos verschachern.

Sie sollten einmal hier sein, wenn die Wahlen sind!

Dann können die ärmsten Rotos Wein und Tschitscha

trinken und kein Mensch fragt nach der Rechnung. Dann sind sie alle da mit großen Worten und schönen Versprechungen, die democratos, die radicales, die liberales-doctrinarios, die Monttinos, die Nacionales, die Balamácedistas, die Pipioles, die Pechoños — ladrones, ladrones todos! Diebe, Diebe! Alle! Wie glücklich wären wir, Caballero, wenn wir keine Senatoren und keine Diputados hätten!“

Spät abends, als die Sonne schon untergegangen war und der Mond eben hinter den Bergen hervorgetrochen kam, erreichten wir das Städtchen Calama. Da der nächste Zug erst um Mitternacht fahren sollte, benutzte ich die Gelegenheit zu einem Spaziergang durch die verschlafene Hauptstraße des Ortes. Es war ein wunderbarer Abend. Der laue Wind flüsterte in den Baumkronen, die ihre breiten, fleischigen Blätter schwarz und gespensterhaft in den helleren Nachthimmel streckten. Eine schwarze Fledermaus schwirrte vorüber. In den Hecken am Wege zirpten die Grillen. In der Ferne krächte ein verschlafener Hahn. Würziger Geruch entströmte einem Orangengarten und mischte sich mit dem süßen Duft von neugemähtem Heu, der von den Kleefeldern hereinkam.

In einer schmutzigen Fonda verzehrte ich eine Portion gebackener Fische und ein öliges Beefsteak und setzte um Mitternacht die Reise nach der Küste fort. Es war eine lange und langweilige Fahrt, denn der Weg führte durch die wegen ihrer Unwirtlichkeit und ihres mörderischen Klimas berüchtigte »Pampa«. Dem Geographen ist sie als die Wüste Atakama bekannt. Sie ist die trostloseste Wüste der Erde. Hier regnet es nie. Sand und Sonne führen das Regiment in den langen, heißen Tagen. Dicke Staubwolken jagen über die brennenden Steine, und auf den weißen Salzseen tanzt die erhitzte Luft in unruhigem Flimmern.



Raum aber ist die Sonne verschwunden, so kommt die Nacht mit ihrem kalten, messerscharfen Hauch, der nach der Hitze des Tages sich doppelt fühlbar macht. Nirgendwo kann man so erbärmlich frieren, nirgendwo funkeln die Sterne in so kaltem, lieblosem Licht wie dort in der Wüste Atacama.

Dennoch ist die Gegend voll von lebendigem Leben. Schon von weitem erkennt man die Stationen an dem weißen Licht der elektrischen Bogenlampen, in dem die langen, finsternen Gebäude sich scharf abheben, und die schwarzen Rauchwolken aus den hohen, gespensterhaften Schornsteinen phantastische Figuren malen. Das sind die Werke, die die ganze Welt mit dem sowohl als Düngemittel wie als Rohmaterial für die Pulverfabrikation so wichtigen Chilealpeter versorgen. Es sind die Goldgruben des chilenischen Staates, die er vor nahezu dreißig Jahren seinen peruanischen und bolivianischen Nachbarn entrisen hat und unberentwillen die Chilenos noch heute von diesen scheel angesehen werden. —

Noch immer war nirgendwo in der weiten Runde ein Grashalm oder sonst etwas Grünes zu entdecken; noch immer war alles Sand und Sonne. Langgestreckte Sanddünen verrieten die Nähe des Meeres.

Und dann lag es plötzlich vor uns. Unter einem blauen wolkenlosen Himmel breitete sich tief unten die endlose dunkelblaue Fläche, und nur entlang des Landes, wo die Brandung sich an der gelben Sandküste brach, zog sich ein breiter, silberheller Streifen hin.

Und wie wir dann dicht an der Küste den in der Ferne auftauchenden Häusern von Antofagasta entgegenfuhren, wie die laue, salzige Brise mit wildem Ungestüm die heiße Luft des Eisenbahnwagens verjagte, wie in der Ferne das Donnern der Brandung ertönte und die weißen Seemöven

kreischend vorübersegelten, da war es mir, als ob ein lieber alter Bekannter von vergangenen Zeiten erzählte.

Ich dachte an alles, was ich im Laufe der Jahre an den Ufern und auf den Fluten dieses großen Wassers erlebt hatte. Wie gestern sah ich plötzlich wieder den Tag vor mir, da ich irgendwo an der Küste von Südkalifornien zum erstenmal am Strande dieses blauen Meeres stand. Damals, ja damals hatte ich den Kopf voll großer Rosinen und die kindische Phantasie tanzte mit den glitzernden Wellen in die lockende Ferne. Sie flog mit den weißen Möven zu rauschenden Palmen an fernen Gestaden. Damals — sollte man's glauben, daß schon wieder reichlich acht Jahre darüber hingegangen waren? Ich dachte daran — nein, das werde ich nicht vergessen und wenn ich so alt werde wie Methusalem selber! — Ich dachte daran, wie ich dann einige Monate später hungrig und abgerissen mit leerem Geldbeutel über das holperige Pflaster der Barbarenküste von San Franzisko wanderte und so ganz unverhofft und unversehens unter die Matrosen und die Walfischfänger geraten war. Ich dachte an wilde Stürme, die die Segel zerfetzten und an laue Nächte im rauschenden Passatwind, wo man stundenlang am Ruder gestanden und statt nach den Segeln und dem Kompaß nur immer nach dem phosphoreszierenden Kielwasser und den vorbeischießenden Haifischen gesehen hat, bis der Bootsmann mit einem ganz unpoetischen „Vi de Wind, Döskopp“ die wandernden Gedanken wieder in vorschriftsmäßige Bahnen lenkte. Es tauchten wieder alte Erinnerungen auf an die Perlenfischer an der australischen Küste und an die Kopraschoner, auf denen die heiße Aquatorsonne das Beth zwischen den Decksplanken gekocht und die großen schwarzen Käfer, die aus der Ladung herauskrabbelten, einen fast lebendig aufgeessen hätten. Ich dachte an all die sonderbaren Erdenwinkel, in die mich im Laufe der



Jahre das wechselnde Geschick verschlagen hatte. — Oder war es am Ende doch nur der eigene Unverstand? Die eigene Unruhe, die nimmer müde Unstetigkeit, die rastlos vor sich selbst davonläuft?

## Strandläuferschicksale.

Ankunft in Antofagasta. — Südseezauber. — Rofi, die Strandläuferbella. — Michel Angelo, das bekannte Genie. — Malerarbeiten à la chilleña. — Geschwindigkeit ist keine Heterie. — „Nur die Lumpen arbeiten mehr als drei Tage in der Woche.“ — Teure Blumen. — Etwas von Segelschiffen. — Nationalökonomie auf dem Straßenpflaster. — Paul, der Taucher. — Ein Seelenverkäufer. — Schwindelige Malerarbeiten. — Die Fiesta. — Das südamerikanische Preußen — viva Chile!

Eine Weile fuhren wir entlang der Küste, ohne daß etwas anderes zu sehen gewesen wäre als blaues Meer und gelber Wüstenand im grellen Sonnenlicht. Tief unten tobte die weißschäumende Brandung zwischen den schwarzen Klippen. Allmählich leuchteten vereinzelt Häuser auf, die da und dort wie grelle Farbflecken in der Einöde lagen. Zu Füßen eines felsigen Abhangs breitete sich ein Kirchhof aus, der mit seinen langen Reihen von schwarzen, düsteren Kreuzen beim Beschauer unwillkürlich den Wunsch erwecken mußte: „Nicht hier.“ Dann wuchsen allmählich Schornsteine und Kirchtürme aus dem Sande der Wüste, und über ein Gewirr von niedrigen, flachdachigen, buntbemalten Häusern hinweg schweifte der Blick bis hinüber zum Hafen, wo die Takelage der stolzen Segelschiffe wie ein Wald von Masten gegen den blauen Himmel stand. Dann ging es in langsamer Fahrt mitten durch die breiten, sandigen Straßen der Stadt, über holperige Weichen und rostige Schienen, vorbei an düsteren Wagenreihen und schwarzen rußigen Schuppen, in denen die tatendurstigen Lokomotiven

qualmten. Schließlich hielt der Zug vor einem weitläufigen Holzgebäude, wo in großen Buchstaben zu lesen stand: »Antofagasta«.

Der Zug war noch nicht zum Stillstand gekommen, als uns ein Schwarm von fliegenden Händlern überfiel. Tschitscha, Caña, Limonade, Pasteten, Streichhölzer und Schuhriemen boten sie feil. „Kaufen Sie, Caballero! Billig! Billig!“

Ein Mann mit ausgefranzten Manschetten und schmutzigem Gummikragen nahm sich meiner an.

„Suchen der Herr eine Fonda?“ fragte er mit öligter Stimme, — „oder ein Hotel? Ein erstklassiges Hotel, Caballero! Mit elektrischem Licht und eleganter Damenbedienung! — Dann nehmen Sie vorlieb mit dem Hause Ihres ergebenen Dieners.“

Und ehe ich mich's versah, standen wir schon vor einem Hause, das nach europäischen Begriffen nicht viel anders aussah als eine bessere Kaschemme.

„Aqui está en su casa“, sagte mein Begleiter mit kastilianischer Grandezza und führte mich durch einen dunklen, halbsbrecherischen Hausgang in ein Zimmer, in dem von der Gotteswelt keine weiteren Möbel standen als ein Bett. Fenster gab es nicht. Wer Wert auf frische Luft legte, der mußte die Tür offen halten, die nach dem Patio führte. Bei Unterlassung dieser Vorsichtsmaßregel würde er wohl Gefahr laufen, über Nacht zu ersticken, denn das Zimmer war so klein wie das jenes legendären Schreibers, der jedesmal das Dachfenster aufmachen mußte, wenn er den Überzieher anziehen wollte.

In jener Nacht trieb ich mich lange am Strande umher, wo die weiche Seebrise kosend wehte und die schwarze Meeresfläche jeden Stern des klaren Nachthimmels wieder-  
spiegelte, als ob sie ein Teil des Himmels selber wäre. In



immer gleichem Rhythmus tobte die Brandung gegen die Küste. Wie wilde Tiere sprangen die bläulich-weißen Schaumkämme aus dem Dunkel der Meeresfläche, brausten wütend heran und überschlugen sich tausendmal an der felsigen Küste, bis sie brüllend und schäumend hinaufsprangen zu den schwarzen Klippen, an denen sie donnernd zerschellten. Und wie sie kraftlos zerrannen, da glänzten sie wie ein Meer von Silber, und zwischen den Klippen, wo sich die Brandung verlor, funkelte und glühte das Meerleuchten in immer neuen Farben.

Ja, auch noch heute erinnere ich mich jenes Abends, als ob es gestern gewesen wäre! Es war eine jener weichen, verträumten Nächte, wie sie nur die Tropen kennen. Weit draußen auf der Reede, wo die Segelschiffe ihre schwarzen Finger phantastisch in den Nachthimmel streckten, blitzten ab und zu die roten, grünen und weißen Laternen auf und warfen einen zitterigen Schein in die schwarze Wasserfläche. Deutlich kam der Ton einer Schiffsglocke, die eben die Gläser anschlug, über das Wasser. Dann war wieder alles still, bis auf die grelle, mißtönende Stimme eines Musikfastens in einer nahen Kneipe, der die Weise eines nagelneuen Gassenhauers herunterleierte, der eben erst seinen Weg übers große Wasser gefunden hatte.

Nachdenklich schlenderte ich über die Straße, wo sich eine Schifferkneipe an die andere reihte, wie etwa drüben in St. Pauli, oder auf der Skipperstraße in Antwerpen. Ein paar »landseine« Matrosen, denen man an den blauen Anzügen, dem dicken Halstuch und der weit im Nacken sitzenden Schiffermütze die deutsche Herkunft schon von weitem ansehen konnte, kamen eben um eine Straßenecke. Der eine von ihnen pflanzte sich mit einer Cañasflasche mitten auf der Straße auf. „Achterut, all Hands!“ rief er mit bröhnender Stimme, „Besanschot!“ Nicht weit davon

lungerte vor der Thür eines schmutzigen Hauses ein englischer Strandläufer, ein zerlumpter, ausgefranster, rothaariger Kerl. „Hallo,“ sagte er zu mir, „wie wär's mit ein paar Centavos für einen armen Schiffskameraden, der schon seit einem halben Jahr am Strande liegt!“

In einer Schänke, die von außen im Vergleich zu den anderen nach etwas Besserem aussah, kehrte ich ein. Es war aber nur äußerlich eine bessere Kneipe. Von innen war es, wie alle anderen, ein wüstes Lokal mit Sägemehl auf dem Fußboden und großen Spucknapfen in den Ecken. Tabakrauch und Alkoholdunst lagen in der Luft. Einer von den Seeleuten, die sich vor der Bar ellbogten — seinem grauen Bart nach zu erteilen wohl ein Segelmacher — betrachtete mich aufmerksam von oben bis unten. „Zu welchem Schiff gehörst du?“ fragte er mich neugierig.

Das war die landesübliche Begrüßungsformel. In Antofagasta fragt man die Leute nicht nach dem Woher und Wohin, man erkundigt sich nicht nach der Gesundheit und man spricht nicht vom Wetter, sondern man fragt einfach: „Von welchem Schiff?“ Daß einer zu irgend einem Schiff gehört, versteht sich ganz von selbst. Einen anderen würde man einfach nicht für voll nehmen. Für den richtigen Seemann fängt der Mensch überhaupt erst am Teerpott an. Selbst ein Minister in all seiner Würde kann ihm keinen Respekt einslößen; denn der kann ja nicht einmal einen ordentlichen Kreuzknoten zusammenbringen.

„Ich gehöre zu gar keinem Schiff,“ antwortete ich wahrheitsgemäß, „ich komme eben erst von Bolivien.“

„Hm,“ meinte der alte Seebär, „das dacht' ich mir schon! Noch nie etwas Gutes gesehen, das von Bolivien gekommen ist.“

Dann tat er einen großen Zug aus seiner Pfeife, spuckte über die Köpfe der anderen weg in den Spucknapf in der



anderen Ecke des Raumes und würdigte mich hinfort keines Blickes mehr.

Der Wirt hatte mir eben ein Glas von dem dünnen Bier vorgefetzt, als unvermutet ein kleines Ding mit einem Gassenbubengesicht neben mir auftauchte.

„Bier!“ sagte sie mit einer Miene voll grenzenloser Verachtung. „Pui Teufel! Bist du ein billiger Kavaliere! Da mußt du schon eine Leuchtugel schmeißen, wenn du was gelten willst, hierzulande. — Bringt eine Caña, Patron!“

Der Wirt, ein wohlbeleibter Chilene mit olivenbraunem Gesicht und Brillantringen an den dicken Fingern, schenkte ein großes Glas gelber Caña ein, dessen Anblick eine besänftigende Wirkung auf das Temperament der jungen Dame hatte.

„Hast du vielleicht dort oben irgendwo in der Pampa oder in Bolivien einen Nigger angetroffen?“ fragte sie mit lauernder Miene, „so ein großes, schwarzes Ungeheuer mit einem Affengesicht voller Pockennarben? Sein Großvater hat noch Menschenfleisch gefressen, aber er gefällt sich als Mister Abraham Lincoln Jones, farbiger Gentleman und Caballero!“

Die Beschreibung paßte auffallend auf den Neger, den ich droben in Bolivien bei der Vermessungsexpedition angetroffen hatte.

„Ist er nicht Koch?“ fragte ich.

„Koch!“ rief sie voll Geringschätzung, „das schwarze Ungeheuer könnte kein Wasser kochen ohne es anzubrennen! — Aber wenn du demnächst wieder nach der Pampa gehst, so sage ihm, daß Kosi ihm schon die Suppe versalzen hat. Ich habe das Ding mit Don Felipe ausgemacht. Der hat ein flinkes Cuchillo und es kommt ihm auf eine Mordtat mehr oder weniger gar nicht an, wenn er dabei fünf Pesos verdienen kann.“

Jetzt erst betrachtete ich mir die kleine Bogelscheuche genauer. Also das war die Kosi, deren Ruhm ich schon in Bolivien hatte singen hören! Kosi, der Schwarm aller Seeleute. Kosi, die Strandläuferbella! Im Grunde genommen war sie ja nur ein ganz ordinäres Frauenzimmer, aber — und das ist der Grund, warum ich sie hier erwähne — sie hatte eine höchst merkwürdige Vergangenheit. Schon manches erstaunliche Abenteuer hatte ihren Lebensweg gekreuzt seit jenem schicksalsschweren Tag, da sie ihren drei Monate alten Hausstand mit samt dem Gatten in Callao sitzen ließ, um an der Seite eines jungen Schiffskapitäns ihr Glück in der weiten Welt zu suchen. Der Armste — ich meine den Schiffskapitän — merkte bald, daß Kosi doch wohl nicht die richtige Lebensgefährtin für ihn sein konnte. In San Franzisko kappte er sein Rabel und überließ die liebesfrohe Señora ihrem Schicksal. Aber Kosi war noch lange nicht am Ende ihres Lateins. Sie wurde Ausruferin bei einem Löwenbändiger, mit dem sie die halbe Welt durchreiste, bis sie eines Tages in Schanghai landete, wo es ihr so gut gefiel, daß sie umgehend ein Weißwarengeschäft einrichtete. Da das Geschäft nicht ging, siedelte sie bald nach Singapore über, wo sie sich in der Rolle einer „interessanten jungen Witwe“ gefiel. Dann hörte man lange Zeit nichts mehr von Kosi. Sie soll eine spanische Weinstube in Kalkutta, ein arabisches Nachtkaffee in Madras und ein Tingtangel in Surabaja betrieben haben. Böse Zungen haben ihr Andenken noch mit vielen anderen Abenteuern belastet. Tatsache ist, daß sie eines Tages hungrig und verkommen und ohne einen roten Heller im Hafen von Sidney ankam, wo der mitleidige Steuermann eines Segelschiffes sich ihrer annahm und sie wohl verstaubt an Bord seines Schiffes nach der chilenischen Küste entführte. Hier weilte sie nun schon geraume Zeit, und unter den einfachen Matrosen, die hier



in den Schenken verkehrten, fanden sich immer noch Opfer ihrer Verführerkünste, die auch jetzt noch auf der Höhe ihrer glorreichsten Tage standen, und ihrer verwellenden Schönheit, die einst die Köpfe der Schiffskapitäne zu verwirren vermochte.

Vierzehn Tage, nachdem ich sie in jener Schenke zum erstenmal gesehen, war sie plötzlich spurlos verschwunden, und ich weiß nicht — es mag reiner Zufall sein, daß zu gleicher Zeit ein amerikanischer Bankdieb mit einer ansehnlichen Summe das Weite gesucht hatte.

Alle diese erstaunlichen Erinnerungen, die mir schon droben in Bolivien stückweise zu Ohren gekommen waren, bekam ich nun aus Rosi's eigenem Munde zu hören; gewürzt mit vielen Kraftausdrücken, die nicht für Tinte und Drucker-schwärze sind, und unterbrochen von unzähligen Puffen der qualmenden Zigarette und einem gelegentlichen tiefen Blick in das Cañaglas. Ja, Rosi war heute bei rosigster Laune. Sie sagte, sie fühle sich wieder so jung wie damals in Callao. Sie könne eine Cueca und einen Fandango tanzen, wenn's darauf ankäme. Und als einer der herumstehenden Matrosen seine »Duetschmaschine« in Gang setzte, da versuchte sie sogar einen Cafewalk.

Es war warm in dem kleinen Raum. Der heiße Atem der vielen Menschen zitterte in der Luft, und der blaue Tabakrauch verschleierte die trüben Lampen. Ich wollte mich eben wieder hinaus ins Freie flüchten, als mir zwischen Tür und Angel kein Geringerer als Michel Angelo selbst den Weg vertrat.

„Ich habe die Ehre, Ihnen Michel Angelo vorzustellen,“ sagte der Wirt mit dem Hinweis auf einen schlanken jungen Mann mit bleichem Gesicht und schwarzen, brennenden Augen, den man nach seiner großen, phantastisch gebundenen Krawatte und seiner übrigen Aufmachung wohl für

einen verkommenen Kunstmaler oder einen ausgemusterten Seiltänzer halten mochte.

Michel Angelo lächelte verbindlich.

„Wie es Ihnen beliebt, Caballero,“ redete er mich an in wohlgefügtem Kastilianisch, „ich habe nichts dagegen, wenn die Leute mich Michel Angelo nennen, zumal ich ja auch von derselben Zunft bin.“

Dabei hielt er seinen großen Schlapphut ans Licht, damit man die daran klebenden Ölschmalflecken besser erkennen konnte.

„Gerade eben habe ich den Vorhang fürs Stadttheater fertig gemalt. Ein feines Stück Arbeit! Dekorationen, Caballero, wie man sie an der Tiepola nicht schöner finden kann. Aber wer hat denn Verständnis für so etwas in Antofagasta? Nur Lastesel mit starken Muskeln und dicken Schädeln kann man gebrauchen hierzulande. Zweibeinige Maulesel, wie die da — dies mit einem vernichtenden Blick auf die Gäste im Lokal — aber die Kunst — die kann betteln gehen heutzutage!“

Dann hielt er mir eine lange Rede über die schädlichen Begleiterscheinungen des kapitalistischen Wirtschaftssystems, der ich so teilnahmsvoll wie möglich zuhörte. Michel Angelo bestellte eine Flasche um die andere und duldbete nicht, daß ich auch einmal den Geldbeutel zog.

„Nein, das bezahle ich!“ sagte er abwehrend, „heute habe ich Geld. Morgen werden Sie welches haben, und übermorgen haben wir beide keins. Das ist nun einmal nicht anders unter Caballeros.“

Das Geldverdienen sei übrigens zurzeit hier in Antofagasta eine Kleinigkeit. Es seien nur noch knapp drei Wochen bis zum 18. September, dem Tag des Nationalfestes, und bis dahin müßten laut Polizeiverordnung alle Häuser frisch gestrichen sein. Da gäbe es denn goldene Zeiten



für die Gringos, denen man solche Malerarbeiten stets übertrage, weil es meist weggelaufene Seeleute sind, die mit dem Farbenquast umzugehen verstehen. Er selbst habe mehrere Aufträge übernommen, und es wäre ihm gerade recht, wenn er jemand finden würde, der ihm bei der Arbeit behilflich wäre.

So begannen wir denn am nächsten Tage mit unserem Kontrakte.

Ich weiß nicht, wie ein zünftiger Malermeister in Deutschland bei seiner Arbeit zu Werke geht. Ich nehme an, daß er zunächst an der zu bemalenden Hausfront die schadhaften Stellen ausbessert, daß er die alte Farbe abkratzt an den Stellen, wo sie in der Sonne rissig geworden ist und daß er vor allem anderen der Hauswand zunächst mit Wasser und Bürste zu Leibe geht. So müßte die Arbeit vor sich gehen, wie man meinen sollte. Aber bei solchen Kleinigkeiten hielten sich große Geister wie Michel Angelo gar nicht erst auf.

In einem großen Blechgefäß löste er die Spinatgrüne Farbe in Terpentinöl und verdünnte sie dann ausgiebig mit — Petroleum. „Das ist die Hauptsache,“ meinte er. „Dünn muß der Stoff sein! Er kann nie dünn genug werden.“

Es war ein großes, dreistöckiges Gebäude, das wir in Angriff genommen hatten, und ich glaubte, daß wir wohl für acht Tage Arbeit daran haben würden, aber Michel Angelo meinte lächelnd, daß wir wohl in drei bis vier Tagen damit fertig werden würden, wenn wir uns daran hielten. In der Tat: Geschwindigkeit ist keine Hexerei.

Ich machte mich an die Bearbeitung des einen Hausgiebels, dem ich mit deutscher Gründlichkeit zu Leibe ging. Es war ein hartes Stück Arbeit. Die Sonne brannte erbarmungslos vom klaren Himmel, die heiße Luft flimmerte

unter dem Dachfirst, und der scharfe Geruch der Ölfarbe stieg mir in die Nase. Aber wie sehr ich mich auch anstrengte — meine Bemühungen fanden keine Gnade vor Michel Angelos Augen.

„Aber Mensch!“ schrie er schon von weitem, als er die Farben fertig gemischt hatte und nun herbeikam, um mir beim Streichen behilflich zu sein, „du glaubst wohl gar, daß du ein europäischer Malermeister bist? So streicht man keine Häuser hierzulande! Mal her mit dem Farbenquast. Ich will dir etwas vormalen. So — so — und so!“ Und dabei fuhr der Pinsel mit genialem Schwung über die schmutzige Hauswand.

Das war allerdings ganz nach meinem Geschmack. Für solche Malerei hatte ich Verständnis. Ich tunkte den Pinsel tief in den Farbpott und malte darauf los, unbekümmert um die vielen »Feiertage«, durch die das schmutzige Grün des alten Farbenkleides noch hindurch schaute. Im Nu war der ganze Giebel gestrichen, und schon nach drei Tagen war der Kontrakt erledigt. Das große Haus konnte sich in dem Glanze seines neuen Anstrichs, und wenn wohl auch die Qualität der Arbeit, die wir geleistet hatten, vor der Kritik eines zünftigen Malermeisters nicht länger bestehen konnte als ein Schneeball in der Hölle, so ließ sie doch immerhin genug frische Farben an der Hausfront, um auch das kritischste Schuhmannsauge von der Tatsache des neuen Anstrichs zur Feier der kommenden Fiesta zu überzeugen.

Wir hatten nun noch andere lohnende Kontrakte in Aussicht, aber Michel Angelo beeilte sich nicht mit deren Ausführung. „Wer viel arbeitet, der ist kein Caballero,“ meinte er. „Nur die Lumpen arbeiten mehr als drei Tage in der Woche.“ Da er aber doch der Geschäftsleiter war, mußte ich mich auch wohl oder übel mit dem frühen Feiertag abfinden. Tagsüber trieb ich mich am Strande umher und schaute den



Belikanen und den Kaptauen zu, die in der verlaufenden Brandung zwischen den Klippen ihre Beute suchten, oder ich hummelte zwecklos durch die Straßen der Stadt.

In Antofagasta braucht man sich nicht über Mangel an schönem Wetter zu beklagen. Wenn irgendwo auf dieser Erde die Phrase von dem „ewig blauen Himmel“ ihre Gültigkeit hat, so ist es hier. In Antofagasta regnet es nie. Morgens, vor Sonnenaufgang, steigen die Nebel aus dem Meere. In dicken Schwaden ziehen sie über die Stadt hinweg zu den benachbarten Bergen; aber noch ehe die Sonne recht aufgegangen ist, zerrinnen sie wieder über der erhitzten Fläche und lösen sich auf in ein Nichts, bis auch das letzte Atom von Feuchtigkeit aus der klaren Luft verschwunden ist. Seit Menschengedenken ist das so gewesen. Jedermann hat seine Lebensweise darauf eingestellt und würde es als eine Zumutung empfinden, wenn es einmal anders käme.

Einmal aber — das war etwa drei Jahre vor meinem Aufenthalt in Antofagasta — hat es dort wirklich und wahrhaftig geregnet. Es war ein Ereignis, an dessen Erinnerung die kommenden Geschlechter noch zehren werden. Wäre ein Erdbeben gekommen, so hätte man sich mit Humor dareingefunden, denn so etwas ist dort keine Seltenheit. Aber Regen —

Zuerst waren es nur einige dicke Tropfen, die man ungläubig bestaunte. Dann kam es immer stärker und verdichtete sich schließlich zu einem rauschenden Platzregen, der während des ganzen Vormittags mit eintöniger Ausdauer herunterprasselte auf Gerechte und Ungerechte. Er drang durch die undichten Dächer in Küche und Keller und verwandelte die intimsten Schlafgemächer in stinkende Wassertümpel. Die Straßen wurden zu Sturzbächen und in den Hinterhöfen, wo der Schmutz und Unrat von zehn

Jahren aufgespeichert lag, und kein Mensch daran dachte, ihn fortzuschaffen, weil die sterilisierende Trockenheit keine sichtbaren und riechbaren Zeichen der Verwesung aufkommen ließ, da wälzte sich nun auf einmal eine zum Himmel stinkende gelbe, grüne, braune Schlammflut von Fäulnis und Pestilenz. Alles rannte, rettete, flüchtete hinaus in die sumpfigen Straßen und fort in die benachbarten Berge und oh! in zwanzig Jahren wird man noch davon erzählen, wie es in Antofagasta geregnet hat. —

Zur Steuerung der Trinkwassernot in dieser regenlosen Stadt hat man eine mächtige Wasserleitung von zweihundert Kilometer Länge angelegt; denn der Mensch, wenn er irgendwo seinen Vorteil sieht, läßt sich durch kein Hindernis der Natur imponieren.

Auf die Lava, die der Berg geschieden,  
Möcht ich nimmer meine Hütte bauen.

Und doch, wie viele schöne Städte stehen gerade auf solchem Boden! Neapel, Messina, San Franzisko, Galveston... Der Mensch, der vorwitzige, würde sich selbst in dem Schlund des Kraters ansiedeln, wenn er sich davon einen Vorteil verspräche.

Natürlich hat Antofagasta auch eine Plaza. Natürlich heißt sie Plaza Prat. In Argentinien ist es bekanntlich San Martin, der in solchem Fall zur Nomenklatur erhalten muß, doch hat man dort immer noch einige Varietäten: Moreno, Rivadavia, Sarmiento, Bartolome Mitre. — In Chile ist es immer Prat — Arturo Prat. Eine chilenische Stadt ohne Plaza Prat ist wie ein Mensch ohne Kopf. Es erhebt sich nun die Frage: Wer ist, oder wer war dieser Prat? War er ein Staatsmann? — Nein. — Ein Gelehrter? — Nein. Oder ein Künstler, oder ein Forscher, oder ein großer Feldherr? — Auch das nicht.



Arturo Prat war ein junger Schiffskapitän in der chilenischen Marine. Während des Krieges gegen Peru war er Kommandant des Kreuzers »Esmeralda«, der auf der Reede von Iquique von dem feindlichen Panzer »Huascar« angegriffen und durch einen Kammstoß zum Sinken gebracht wurde.

Arturo Prat, der ein mutiger Mann war, versuchte in diesem Augenblick vergeblich das feindliche Schiff zu entern. Bei dem Versuch fand er den Tod; und dann — Nein, die Erzählung hat keine Fortsetzung. Man kommt leicht zu einem Denkmal, wenn man Chilene ist.

Altpreußische Anschauung würde in diesem Zusammenhang etwas von „verdammter Pflicht und Schuldigkeit“ geredet haben; die „Preußen Südamerikas“ messen mit anderem Maßstab. „En el reino de los ciegos, el cegito es rey.“ Um es auf deutsch zu sagen: „Im Reiche der Blinden ist der Einäugige König.“ —

Die Plaza von Antofagasta — um wieder auf das Thema zurückzukommen — ist der einzige grüne Flecken in einem Umkreis von mehreren hundert Meilen. Mit unendlicher Mühe und Geduld hat man hier einen hübschen Garten in den Sand der Wüste gezaubert. Selbst das Erdreich für die Rasenbeete mußte man mit großen Kosten durch Schiffe vom Süden heraufbringen, weil die Menge von Salz und Salpeter, die in dem heimischen Boden enthalten ist, den Pflanzenwuchs zerfressen und verbrennen würde. Hat man aber erst die nötigen Vorbedingungen geschaffen, so tut das milde Klima ein übriges, und die dankbaren Blumen und Bäume vergelten die liebe Mühe mit wahren Wundern von Wachstum und Farbenfreudigkeit.

Dort an der Plaza ist es schön, zumal dann, wenn die Nacht windstill ist und die hellen Sterne zwischen den regungslosen Palmenwedeln hindurchblicken.

Dann fängt es an sich zu regen in den kleinen Häuschen der benachbarten Straßen. Es duftet nach kochendem Öl und gebratenen Fischen. Der rote Lichtschein fällt weit in die Straße und von drinnen kommt eintöniger Gesang zum Klang einer dumpfen Trommel. Man tanzt. Dichtgedrängt sitzt das Völkchen in der Fonda. Bunte Lampions schwingen an der Decke.

Fahnen und Fähnchen in chilenischen Farben, bunt-schneefarbene Papierschlangen und chinesisch bemalte Fächer zieren die Wände. Breit und behäbig schenkt der Wirt die Tschitscha ein, die in großen Literrgläsern von Mund zu Mund wandert. Jrgend jemand klimpert auf einer Harfe, einem Banjo oder etwas ähnlichem und ein kleiner Junge schlägt dazu die Trommel. Die anderen singen ein eintöniges Lied, von dem man kaum ein anderes Wort versteht als das eine, das immer wiederkehrt in tausend Variationen; bald fest herausfordernd, bald leise verträumt und verschlafen, bald wieder lang gezogen süß und schmelzend wie ein Schneeball in der Sommernacht: querer — querer — querer — Querer heißt lieben.

Eine Señorita mit Augen so schwarz wie chinesische Tuschte tritt hervor in den von rotem Licht beschienenen Halbkreis. Sie schwenkt ein buntes Taschentuch. Keck, kokett herausfordernd schaut sie sich im Kreise um, worauf ein junger Stuger ebenfalls mit einem Taschentuch, auf leisen Sohlen an sie herangeschwebt kommt. Es gibt ein großes Getänzel, ein Hin und Her mit gliederverrenkenden Bewegungen, ein fortwährendes Winken mit den Taschentüchern und ein verliebtes Getue mit den Augen, daß einem übel dabei werden kann.

Indes geht die Musik immer weiter. Unermüdblich arbeitet der Junge die Trommel, der Harfe entzittert ein dünnes, schwächtiges Geklimper. Man klatscht in die Hände,



und man singt dazu Lieder, die keinen Sinn und keinen Verstand haben, wie etwa dieses:

En la noche no hay coche.  
Ay, Ay — Ay, Ay.

Es wird noch immer weiter getanzt und weiter getrunken. Das mächtige Tschitschaglas geht von Mund zu Mund. Der Rotwein fließt. Die Gemüter erhitzen sich. Wilder wird die Musik, wilder der Tanz, wilder das Beifallklatschen, und ach, was mit Zither und Harfe und Banjo begonnen, das endet nur allzuoft mit dem langen Cuchillo!

La Cueca nennt man diese Veranstaltung. Es ist der chilenische Nationaltanz. Ich zweifle nicht daran, daß er demnächst auch auf der anderen Seite des Meeres in den Salons von Paris und im Tiergartenviertel beim Tee-Tango eine Rolle spielen wird. One-Step, Two-Step, Cafewalk, Mazurke, Foxtrott und so viele andere Neger- und Indianertänze sind der Reihe nach en vogue gekommen in der Welt, in der man sich langweilt. Warum nicht auch zur Abwechslung einmal die Cueca? — —

\* \* \*

Was soll ich noch weiter von Antofagasta erzählen? Ach, es ist trotz allem ein gar trauriger Erdenvinkel! Gelber Sand, grauer Stein und grellgrüne Häuser. Und immer wieder Sand, Sand, Sand. Loser, fließender, knietiefer Sand in allen Straßen. Ich möchte nicht Fuhrmann sein in Antofagasta. Und noch weniger eine von den vielgeplagten und viel geschundenen Mulas. Wer nicht unbedingt muß, bedient sich keines Fahrzeugs. Darum sind Auto und Drosch-

F a b e r, Südamerika 19 289

ken eine Seltenheit. Der Fußgänger bewegt sich auf den Steigen, die mehrere Fuß hoch über der Straße sich wie eine lange Veranda an den Häusern hinziehen. —

Wenn man zum wandernden Volk gehört, so zieht es einen immer wieder wie mit einem unsichtbaren Magnet hinunter zum Hafen. Dort drunten zeigt sich Antofagasta wirklich von der schönen Seite. Dort ragt die mächtige Masse des Morro Moreno wie ein Ungeheuer weit hinaus in die blauen Fluten, die Tag und Nacht in nimmermüdem Ansturm dagegen anrennen und schäumend und zischend an den schwarzen Klippen zerschellen. Dort tummeln sich flinke Vögel über der brausenden Brandung und glatte Seelöwen wälzen sich wohligh in den kühlen Fluten. Das Auge des Menschen, so lange beleidigt und mißhandelt durch die grellen Farben der Wüste, weidet sich wonnig an dem tiefen Blau der unendlichen Wasserfläche, die weit, weit draußen sich in dem Blau des Himmels verliert. Der Hafen von Antofagasta ist so schlecht wie nur möglich. Die Bai ist nach Süden und Westen weit offen, so daß das Meer zu jeder Zeit eine schwere Dünung hereinwirft, die brandend an dem Felsenuser zerschellt. Schon seit Jahrzehnten trägt sich die chilenische Regierung mit dem Plane, durch den Bau von Wellenbrechern den Hafen in moderner Weise auszubauen. Doch was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe, zumal in Chile! Es ist genug, wenn sie von einer Wahl zur anderen ihre Dienste tun.

Troßdem ist die Reede stets von zahlreichen Schiffen besucht. Zur Zeit lagen dort mehr als dreißig große Segler, die auf Salpeterfrachten nach Europa warteten. Die Westküste von Chile ist heute fast noch der einzige Platz, an dem sich das Segelschiff im Wettbewerb mit dem Dampfer zu halten vermag. Wie lange wird es gehen, bis es auch von dort verschwunden ist? Sic transit gloria mundi. So



geht ein Stück der alten Romantik nach dem anderen aus dieser schon allzu nüchternen Welt.

Dampfschraubend Tier, seit du geboren,  
Die Poesie des Reisens flieht — —

\* \* \*

Doch ich wollte ja von Michel Angelo erzählen.

Der Mann war entschieden ein Philosoph. In den vier Tagen der Woche, die er sich als Feiertage erkoren hatte, stand er oft stundenlang am Strand und schaute regungslos hinaus auf das blaue Meer, oder er saß auf einer Bank in der Plaza und verwandte keinen Blick von den feinen Blättern der Pfefferbäume, die in der Hitze zitterten, oder von den scharfen Mustern, die der Schatten der breiten Palmenwedel in den weißen Sand der Plaza zeichnete. Wenn man ihn so dazwischen sah, so mochte man ihn wohl für einen gedankenlosen, selbstzufriedenen Spießbürger halten, aber das war nur Schein. Finstere, weltstürzlerische Gedanken bewegte er in seinem unruhigen Kopfe. Tag und Nacht dachte er darüber nach, wie man wohl dem kapitalistischen Wirtschaftssystem den Garaus machen könnte und welches der beste Weg sein mochte, um eine gerechtere Verteilung der Güter unter den Menschen zu bewirken. „Eigentum ist Diebstahl.“ Das war sein Grundsatz, denn Michel Angelo war ein Anarchist.

Ja, er war ein Weltverbesserer und ein Verächter der bürgerlichen Gesellschaft und der staatlichen Ordnung. Er glaubte an die Internationale.

La patria el mundo  
La ley la libertad.

Er kannte sie alle, die großen Götter und Halbgötter der Nationalökonomie. Den Adam Smith, den Oliver Cromwell, den Sully Prud'homme. Und er verachtete sie

alle. Selbst für Karl Marx hatte er nichts übrig. Wenn er auf die Sozialisten zu sprechen kam, so wurde sein Gesicht noch um eine Schattierung bleicher und seine schwarzen Augen funkelten von fanatischer Blut. Die Sozialisten — so meinte er —, die seien die größten Philister. Sie besorgten die Geschäfte der Reichen, indem sie den Armen und Enterbten einredeten, daß sie ihren Platz an der Sonne, den sie doch nur mit Blut und Eisen zu erobern vermochten, mit der Zeit schon mit einem Stimmzettel erwerben könnten. Sie seien auch wie die Pfaffen, weil sie mit ihrer glatten Zunge das Ciapopeia von dem schönen Zukunftsstaat vorgaukelten. Überhaupt der Zukunftsstaat! Er hatte wenig Verlockendes für Michel Angelo. Dort würden die Parlamentarier herrschen, die dem Volke Brei um den Mund schmieren und hernach ebenso große Tyrannen wären wie alle anderen, wenn sie erst einmal an der Krippe säßen. Sie wollten die Könige verjagen und Hanswürste an ihre Stelle setzen. Nein, das war nichts für Michel Angelo. Er war für sofortiges Eingreifen, gleich jenem anarchistischen Wanderprediger, dem ich einmal irgendwo in den Vereinigten Staaten zugehört habe, wie er beim Scheine einer wild flackernden Fackel von der Höhe einer Seifenkiste seine Weisheit auf das Publikum ausgoß, das sich an einer belebten Straßenecke staute. Die Polizei hatte ihm das Reden verboten, weil der Auflauf, den er verursachte, allzu lebensgefährlich wurde. „Well!“ sagte der Herr Anarchist, „wenn ich nicht reden darf, so kann man mir wenigstens das Singen nicht verwehren.“ Und so fing er denn an zu singen zur Freude des Publikums:

Der Himmel auf Erden sei unser Ziel,  
 Wir wollen ihn heut und sogleich,  
 Er nützt uns hienieden wohl ebenso viel  
 Wie droben im Himmelreich.



Ich weiß wohl, daß es keine Originalgedanken waren, die Michel Angelo hier zum Ausdruck brachte. Vor langer Zeit schon haben kluge Männer diese Thesen aufgestellt, zungenfertige Agitatoren haben sie in gangbare Münze umgeprägt, und täglich gibt es Millionen von Menschen in aller Herren Ländern, die sie gedankenlos nachplärren. Dieser aber war der erste und einzige in allen meinen Erfahrungen, der es der Mühe wert hielt, schon in der Gegenwart seine Lebensweise den Grundsätzen dieser grauen Theorie anzupassen.

„Eigentum ist Diebstahl!“ sagte Michel Angelo. Also handelte er danach. Einmal traf er in einer Schenke einen jungen Leichtmatrosen, der mit dem Geld nur so um sich warf.

„Leihe mir einen Peso,“ bat er ihn.

Der Matrose gab ihm sogar zwei Pesos, die Michel Angelo ohne ein Wort des Dankes einstrich. Nun wollte es das Geschick, daß acht Tage später dieser selbe junge Mann, der inzwischen von seinem Schiff weggelaufen war, vollständig abgebrannt in derselben Kneipe saß, in der er noch vor kurzem eine so große Beche gemacht hatte. Sein Gesicht hellte sich auf, als er seinen Gläubiger zur Tür hereinkommen sah. „Die zwei Pesos!“

Der aber schaute ihn groß an. „Die bekommst du nicht wieder,“ sagte er mit salbungsvollem Lächeln. „Ich bin groß und du bist nur eine Handvoll. Also liegt es im Interesse der Allgemeinheit, daß ich dir die zwei Pesos nicht zurückgebe, denn je mehr die Starken die Schwachen ausbeuten, desto schneller wird die Auswahl der Tüchtigen —“

„Der Teufel hole deine Redensarten!“ sagte der Matrose, aber Michel Angelo fuhr unbeirrt in seiner Auseinandersetzung fort.

„Ich könnte dir ja im Wege der Wohlthätigkeit das Geld

zurückgeben, aber das verstößt gegen mein Prinzip. Ich glaube nicht an die Wohltätigkeit. Sie ist nur eine Bettel-suppe, die man den Armen hinwirft, weil man in den Himmel kommen will. Wenn's keine Wohltätigkeit gäbe, gäb's keine Armen mehr. Kannst du denn das nicht verstehen?"

Nein, das konnte der andere gar nicht einsehen. Er schimpfte gewaltig und überschüttete seinen Gläubiger mit allen Kraftausdrücken seines reichhaltigen Vokabulariums.

Der aber schüttelte nur den Kopf, und ein mitleidiges Lächeln glitt über sein bleiches Gesicht.

„Warum nur die Aufregung?“ fuhr er fort, „das Geschäft ist doch ganz ehrlich. Wenn jemand sein Geld weggibt ohne Sicherheit für die Rückzahlung, so beweist er dadurch, daß er nicht damit umzugehen versteht, und es ist für die Allgemeinheit nur von Vorteil, wenn es recht schnell in die Hände von Leuten übergeht, die seinen Wert zu schätzen wissen. Und überhaupt — wirßt du nicht täglich hundertmal in viel schlimmerer Weise ausgebeutet, ohne daß du dich darüber beklagst? Behält nicht der Reeder einen Teil — den größten Teil — der Werte, die deine Arbeit hervorbringt, für sich zurück, damit er an die Riviera fahren kann, derweilen du dich irgendwo draußen auf dem Weltmeer in Wind und Wetter abschinden mußt? Und der Kapitän? Gibt er sich nicht täglich die größte Mühe, um mehr als das vereinbarte Maß von Arbeit aus dir herauszupressen, damit er, der am Ende doch auch nur ein Lohnsklave und ein Proletarier ist wie du, sich einen guten Namen mache bei den Herrschaften, die ihn bezahlen? Und der dicke Wirt hier hinter der Bar? Steckt er nicht einen Heibengewinn ein bei jedem Glase Whisky, das er dir verkauft? Ist das nicht alles Schwindel und Ausbeuterei? Jawohl! Überall wirßt du betrogen um Geldeswert, den

294



deiner Hände Arbeit hervorbringt, und nun machst du so ein Geschrei wegen lumpiger zwei Pesos! Lächerlich!“

Sprach's und schritt stolz zur Tür hinaus, ohne den anderen eines weiteren Blickes zu würdigen. Um der Ehre der Firma willen zahlte ich schließlich einen Peso — mehr konnte ich mir nicht erlauben — aus meiner eigenen Tasche.

So also malte sich die Welt in Michel Angelos Kopfe. Man mag wohl sagen, daß seine Ansichten bockbeinig und ungerieimt gewesen sind, aber er hatte wenigstens Ansichten, und er hatte den Mut, seine Lebensweise danach einzurichten. Und das ist immerhin schon etwas in unserer Zeit der tönenden Phrasen und der billigen Schlagwörter, wo Menschen mit einer eigenen Lebensanschauung so selten sind wie die weißen Raben. —

Inzwischen war das Nationalfest schon nahe herbeigekommen, und Antofagasta rüstete sich eifrig zur würdigen Begehung des Tages. Auf der Plaza wurden riesige Fahnenstangen errichtet und Drähte mit bunten elektrischen Glühbirnen von Mast zu Mast gespannt. Sogar die Straßen wurden gereinigt. Überall wurde gepußt, geschmiert und gestrichen, und die Maler waren begehrte Handwerksleute. Aber Michel Angelo hielt trotz der Hochkonjunktur an seinem dreitägigen Arbeitspensum fest. Eine längere Arbeitszeit hielt er für unvereinbar mit seinem Proletariergewissen und mit seiner Würde als Caballero.

Unter diesen Umständen sagte ich nicht nein, als ich einen anderen Mann antraf, der mir Beschäftigung für die ganze Woche bis zur Fiesta versprach. Dieser Mann war einer der schlimmsten Seelenverkäufer an der ganzen Westküste. Sie nannten ihn »Paul der Taucher«, weil er vor Zeiten einmal Taucher in der amerikanischen Marine ge-

wesen war. Er war ein Deutscher, aber infolge des langen Aufenthaltes in Chile schon stark »verhiesigt«. Er trank Tschitscha und laute Roka wie ein richtiger Roto. Er hatte eine chilenische Frau geheiratet mitsamt einem großen Anhang von mehr oder minder abenteuerlich aussehenden Gevattern. Paul der Taucher war nicht ohne Talente. Außer Deutsch und Spanisch sprach er noch ein halbes Duzend anderer Sprachen; ein Umstand, der ihm bei seinem Beruf als Heuerbas sehr zu statten kam. Als solcher war er bei Matrosen und Kapitänen gleicherweise berüchtigt. Denn er war eine Ausgeburt von dem, was der Seemann einen Landhaißisch nennt. Nur wenn es sich gar nicht umgehen ließ; wenn das Schiff vollbeladen auf der Reede lag und kostbare Tage verlieren mußte, weil die Mannschaft noch nicht »komplett« war, pflegte sich der Kapitän in seiner Not mit schwerem Herzen an Paul den Taucher zu wenden. Der wußte die Leute aufzutreiben. So oder so! Wenn nur der zehnte Teil wahr ist von dem, was man sich von seinen Taten erzählte, so hätte er zehnmal den Galgen verdient. Sogar Hochwürden und Erzellenzen soll er bei Gelegenheit schon »verschanghait« haben. Doch es ist nicht immer alles bare Münze, was als solche in dem Garn eines Seemanns an der Westküste umläuft. Neben seinem Geschäft als Heuerbas betrieb Paul der Taucher auch noch eine Seemannskneipe, einen Tabakladen und eine Unterkunft für junge Damen von zweifelhaftem Ruf. Mit einem Chinesen zusammen hatte er ein Speisehaus, eine Dampfwäscherei, eine Spielhölle, eine Opiumhöhle und ein arabisches Kaffeehaus gegründet. Daneben war er noch Schiffsmakler und Versicherungsgent. Er vermittelte Stellungen für die Chorknaben in der Kathedrale und begrub die Toten, die im Stadtspital an den Pocken gestorben waren, solange es nur Geld genug einbrachte. „Non olet“ war Pauls Grundsatz.



Nun hatte er die Herrichtung der Plaza für die kommende Fiesta übernommen und durchstöberte die ganze Stadt nach Leuten, die die hohen Eisengerüste streichen könnten, an denen die elektrischen Bogenlampen hingen. Chilenos kamen für diese Arbeit nicht in Betracht, weil sie so hoch nicht hinaufsteigen mochten, und die Gringos getrauten sich nicht anzufangen, weil er nur hinterher bezahlen wollte. „Paul der Taucher ist schlau,“ sagten sie. „Er läßt dich arbeiten bis zum 18. September, und von da an sind so viele Fiestas, daß du niemals zu deinem Geld kommen wirst.“ Erst als die Zeit drängte, bequeme sich Paul zu täglicher Zahlung und bekam nun alle Gringos, die er brauchte für seine Arbeit.

Dort oben auf dem Kandelaber, wo ich mit meiner Arbeit begann, sah es übel aus. Auf dem brüchigen, vom Rost zerfressenen Eisengerüst lag der Staub von zehn Jahren, den ich mit der hohlen Hand auf die gaffenden Zuschauer legte, die sich tief unten auf der Plaza wie ein Ameisen-schwarm um den Kandelaber versammelten. Plötzlich drang Pauls des Tauchers Stimme von unten herauf. Er fluchte gewaltig: „Was soll der Unsinn da oben? Ich glaube gar, das Kamel streicht die Eisenplatten auch noch an der Oberseite, wo kein Mensch hingucken kann! Du glaubst wohl, ich hätte die Farben gestohlen?“

Das glaubte ich nun gerade nicht, aber daß es gestohlene Farben waren, die wir verwandten, das wußte ich wohl aus den Gesprächen der Bootsmänner, die damit in den Kneipen renommirten. Das machte mir indes nicht die geringsten Gewissensbisse. Man ist verdoeben zum Sit-tenrichter, wenn man lange als heimatloser Abenteuerer in der Welt herumgeworfen wird.

So malte ich denn unbekümmert um Rost und Staub wieder flink drauflos, wie ich es von Michel Angelo ge-

lernt hatte. In der Tat: es war wohl nicht zu erwarten, daß ein neugieriger Stadtvater hier hinaufklettern würde, um sich persönlich davon zu überzeugen, daß die Arbeit auch oben und innen gewissenhaft ausgeführt wäre! Ich hatte zwar eine dunkle Idee davon, daß man ein Eisengerüst nicht nur zur Verschönerung, sondern vor allem auch zum Schutz gegen die zerstörende Wirkung von Wind und Wetter mit einem Farbenkleid versehe, aber beim Teufel! Wir waren ja in Chile! Daß ich das immer wieder vergessen mußte!

Wie dem auch sei: der Prinzipal war mit meiner Arbeit zufrieden, und ab und zu hatte ich sogar die Freude zu sehen, wie eine vorübergehende Señorita vor dem Werke meiner Hände stehen blieb und die Blicke ihrer schwarzen Augen über das frische Farbenkleid schweifen ließ, das sich in der Sonne spiegelte.

„Bonito!“ sagte sie mit wohlgefälliger Miene.

„Lindo, lindo! Carramba!“ meinte der sie begleitende Kavaliere.

Endlich kam der große Tag der Fiestra, nachdem in der Nacht vorher unzählige Revolvergeschüsse sein Kommen verkündet hatten. Wie immer in Antofagasta war es ein Tag voll blauem Himmel und strahlender Sonne. Schon am frühen Morgen ergingen sich die Caballeros auf der Plaza, und die Señoritas, die unter den Palmen lustwandelten, trugen die neuesten Schöpfungen Pariser Modehäuser zur Schau. Eine Schar weißgekleideter Kinder mit bunten Schärpen kam des Weges, genau so wie damals auf jener Fiestra in Tucuman, die so sehr zur Unzeit gekommen war. Die Musik spielte einen Tusch, und die Kinder sangen mit blechernen Stimmen die Nationalhymne. Dann bestieg ein kleines Ding von etwa zwölf Jahren, in weißem Kleid und losen, mit einem blauen Bändchen zusammengehaltenen



Saaren das Podium. Was es dort oben wollte? Es mußte wohl ein Gedicht auffagen. Laut und deutlich. Hübsch fein akzentuiert, bis es auf einmal mitten im besten Tun den Finger in den Mund steckt und mit dicken Tränen in den Augen nach der Mama schreit. Ach nein! Das kleine Wesen breitete ein Konzept aus und hielt eine richtiggehende Festrede an das Volk, das sich auf der Plaza versammelt hatte. Und welche Rede! Dieser Schwung, dieser Satzbau, dieses Pathos, diese Kühnheit, die vor keinen Bildern und Vergleichen zurückschreckte. Der Pazifische Ozean sei stolz darauf, daß seine Fluten ein so glorreiches Land wie Chile bespülen dürften, und der Himmel — so sagte sie — betrachte es als eine Gnade, daß er täglich neue Farben aus den Kelchen chilenischer Blüten saugen könne. Überhaupt Chile! Es sei unzweifelhaft das größte Land auf Erden. Das mächtigste, das reichste, das stolzeste und das schönste von allen. — Viva Chile!

„Viva Chile!“ rief die Kinderschar und die Versammlung der Honoratioren, die in Frack und Zylinder auf den Stufen der Freitreppe standen, die nach dem Stadthaus hinaufführte. Aber kein Laut kam von der großen Menschenmenge, die sich auf der Plaza drängte. Da zeigte sich plötzlich die wohlbeleibte Gestalt eines älteren Mannes über den Köpfen der Menge. Er war ein Stück Wegs an einem der frischgestrichenen Randelaber aufgeentert und sprach von diesem erhöhten Platze eifrig gestikulierend auf die Umstehenden ein. „Viva Chile!“ brüllte er mit weithin hallender Stimme, „son muertos los chileños? Sind sie tot, die Chilenen? Viva Chile!“

„Viva Chile!“ sagte ich.

„Viva Chile!“ antwortete es da und dort aus dem Publikum.

Dieses Verhalten der Menge hat mich damals sehr ge-

wundert, denn die Chilenen sind — zu ihrer Ehre sei's gesagt — ohne Ausnahme glühende Patrioten. Aber Antofagasta ist kein urchilenischer Boden. Erst im Jahre 1878, in jenem ruhmreichen Kriege, den die Chilenen den pazifischen nennen, wurde die Stadt von Bolivien erobert, und die Bevölkerung besteht noch heute zum großen Teil aus unterworfenen Bolivianos und Peruanos, die rot vor den Augen sehen, sobald man in ihrer Gegenwart das Wort Chile in den Mund nimmt. Doch nun kam eine andere Nummer in dem Programm.

Während die Kinder noch ein Lied sangen und ein richtiger Festredner mit dem Zylinderhut in der Hand die Tribüne bestieg, ertönte in der Ferne kriegerische Musik.

Ich bin ein Preuße,  
Kennt ihr meine Farben?  
Die Fahne weht mir  
Schwarz und weiß voran.

Und mit schimmernden Pickelhauben und funkelnden Messingknöpfen kamen die Soldaten heranmarschirt. Voran der Hauptmann. Hoch zu Roß. Mit silberner Schärpe. Und dann die Herren Leutnants. Stramm und schneidig. Einglas im Auge. Und dann die Mannschaft in langen Kolonnen: Preußisch-Blau. Streng nach Vorschrift der Potsdamer Parade, bis zum letzten Knopf. Nur vorn am Helm war der Kondor an Stelle des Adlers als Wappentier angebracht, und die Gesichter der Kotos, die unter dem Helm hervorschauten — nun ja, die waren wohl auch nicht alle ganz vorschriftsmäßig nach preußischem Muster.

Und es war nicht etwa nur eine slavische Nachahmung des preußischen Soldaten, wie er sich räuspert und wie er spuckt. Diese Griffe! Dieser Parademarsch! Die Kotos standen und staunten, und die Señoritas winkten mit den

300



bunten Fächern. Die Herzen, die die Festredner nicht zu erwärmen vermochten, hatte die Uniform im Sturm erobert. „Viva Chile!“ rief es an allen Ecken und Enden.

Die Chilenen sind eine sehr militärfromme Nation und sie tun sich besonders etwas darauf zugute, daß ihre schönen Soldaten „con tactica alemana“ ausgebildet sind. Denn Alemania ist dort die große Mode. So war es damals, und so wird es auch wohl heute noch sein, wo wir überall sonst auf der Erde nur »bochos« und Hunnen sind. Vielleicht daß später einmal — doch nein! Wenn erst einmal der Weltkrieg vorübergebraust ist, dann werden wir keine Zeit haben, uns um Chile zu bekümmern. Wir werden wieder hinüberschielen wollen nach denen in London und Paris. Wir werden es gerührt einander erzählen, wenn dort drüben irgendeiner in irgendeiner winzigen Zeitung uns Drei um den Mund schmiert. Und oh! Wie interessant werden wir uns vorkommen, wenn wir unseren Mitmenschen auseinandersetzen, daß die anderen doch gar nicht so übel seien! Daß sie uns im Gegenteil nur immer alles Gute gewünscht und daß sie nie, nie, nie daran gedacht hätten, uns unsere Provinzen zu rauben, unseren Handel zu vernichten und unsere Flagge vom Weltmeer zu fegen. Das sei nur der und der und der gewesen, die für eine Weile mit ihrem chauvinistischen Geschrei die Stimme des Mannes auf der Straße übertönt hätten, aber das Volk, die große Masse der gewöhnlichen Leute dort drüben — nein, das seien ebenso nette Menschen wie wir selber — mindestens ebenso nett! Und wieder wie vorher wird jeder Franzose bei uns ein Muster von Esprit und Eleganz, jeder Italiener ein Apollo, jeder Engländer ein Gentleman und jeder Yankee ein Halbgott sein. Was sind dagegen die Spanier! Und was die Chilenen! . . . Doch das sind Worte aus dem Jahre 1916. Die Zeiten vergehen, aber sie gleichen sich

nicht, und es ist nicht mehr als recht, daß die Worte hinterherlaufen und sich den Zeiten anpassen. —

Etwas außerhalb der Stadt, am Rande der Wüste, war ein Platz für Volksbelustigungen hergerichtet, über dem unzählige Fahnen und Wimpel in chilenischen Farben wehten und wo in langen Gassen die Zelte und Wellblechbuden standen, in denen sie Fische badten und Cueca tanzten. Ganz Antofagasta hatte sich hier versammelt, von der modisch gekleideten „sympatica señorita“ bis zu dem verwilderten Roto, der barfuß einherging und an dessen Poncho noch die »Caliche« der Salpeterminen klebte. Begeisterte Reden wurden gehalten. Die Gitarren klimperten, und die Blechmusik tönte. „Viva Chile!“ hörte man rufen.

Und als bei Dunkelwerden die Feuerwerke verpufften und unzählige Lampions in der Tropennacht glühten, da begann sich die Stimmung sichtlich zu heben. Immer lauter wurde die Musik, immer lärmender die Begeisterung. In bunten, phantastischen Kostümen, das Pañuelo in der Hand, tanzten die schwarzäugigen und schwarzhaarigen Señoritas „la cueca“ und die Musik spielte dazu patriotische Weisen.

Da und dort tauchte irgendein Peruaner oder Bolivianer mit dem Cuchillo auf, und es kam zu einer glorreichen Kauferei. Dann wurde wieder getrunken und gesungen. Die Cañasflasche machte die Runde. Der billige, verstärkte und verfälschte, santiaguinische Rotwein fand reißenden Absatz, und das Tschitscha floß in Strömen. Die Fahnen flatterten im Nachtwinde. Der scharfe Alkoholdunst lastete schwer wie eine Wetterwolke über dem Plage. Der Lärm in den Zelten wurde immer lauter und ungereimter, und ab und zu stolperte irgendwo eine schwankende Gestalt aus einer der Buden heraus und schrie mit lallender Stimme in die Nacht hinein: „Viva Chile!“



## Beim König Salpeter.

Chile von heute. — Die Fiestas als Geißel der Menschheit. — Allerlei Zukunftsorgen. — Der Eismeer-Robinson und „Bunker-Bill.“ — Auf der Stellungsuche. — Reisesieber. — Die Entführung aus dem Kalabusch. — Die Flucht nach der Pampa. — Politik in der Wüste. — Hieroglyphen am Wege. — In der „Calichera“. — Etwas von Säuren, Basen, Salzen und Salpeter. — S. M. der Koto. — Wieder Malermeister. — Rückkehr nach der Küste. — Der Tod im Eisenbahnwagen. — Wieder in Antofagasta.

Über Chile sind sich die Gelehrten noch nicht einig. Über keine Republik auf dem südamerikanischen Festland gehen die Meinungen so sehr auseinander wie über diese. Nach den einen ist sie — um mit den Worten ihres eigenen Nationalliedes zu sprechen — „la copia feliz del eden“, nach den anderen eine Pesthöhle der Korruption. Ich will mich diesen Ansichten gegenüber in den Mantel der Unparteilichkeit hüllen, wenn ich auch zugeben muß, daß ich mehr der letzteren zuneige. Man hat die Chilenen die »Preußen Südamerikas« genannt und verbindet damit die Vorstellung von Fleiß, Tüchtigkeit, Sparsamkeit und anderen hausbackenen Tugenden. Es soll in der That einmal eine Zeit gegeben haben, wo diese Tugenden hoch im Kurse standen am Westhang der Anden. Es soll eine Zeit gegeben haben, da Ordnung und Sauberkeit in den Straßen und Sicherheit im Lande herrschten. Es soll eine Zeit gegeben haben, da die Deputierten noch nach ihrer jeweiligen Weltanschauung gewählt wurden und der Tüchtigste gerade noch gut genug zum Präsidenten war; eine Zeit, da die unabsehbare Schar der Amterjäger noch nicht das Mark aus dem Staatshaushalt sog und der Staatshaushalt selbst — aber das muß wohl schon sehr lange her gewesen sein? — auf gut bürgerliche Weise ohne einen Fehlbetrag oder gar mit einem Überschuß abgeschlossen hatte.

Damals war man arm, man hatte keinen Kredit und man mußte sich nach der Decke strecken. Im heutigen Chile ist das alles ganz anders. An Stelle der Kleinlichkeit ist eine großzügige Art getreten, die nicht nach den Centavos sieht. Das heutige Chile ist in der Lage eines armen Handwerksmanns, der plötzlich das große Los gewonnen hat. Der Friedensschluß des Jahres 1880 spielte dem Lande das Weltmonopol für Salpeter in die Hand, das von dem chilenischen Fiskus reichlich für seine Zwecke ausgenützt wurde. So betrug im Jahre 1914 allein die Ausfuhrzölle auf dieses Produkt nicht weniger als 6 786 000 englische Pfund, d. h. weit mehr als ein Drittel der gesamten Staatseinnahmen, die sich auf 16 800 000 Pfund beliefen. Im Vertrauen auf diese nimmer versiegende Geldquelle hat man jahrelang aus dem Vollen gewirtschaftet. Die altväterlichen Tugenden kamen außer Kurs, Leichtsinn und Verschwendungssucht begannen allenthalben einzureißen. In dem kapitalarmen Lande wurde der Staat mit seinen reichen Hilfsquellen immer mehr zur melkenden Kuh für jedermann. Im Mittelpunkt des wirtschaftlichen Lebens stand von Jahr zu Jahr mehr das Presupuesto — das Budget. Jeder wollte davon leben, jeder profitieren. Immer neue Stellungen wurden geschaffen, um die nicht enden wollende Zahl der Stellenjäger unterzubringen. Der Bürokratismus wuchs immer mehr. Alles wandte sich ab von der soliden Arbeit zu amtlichen Sinekuren, während die Gringos in aller Stille die Ausbeutung der reichen Naturschätze in Angriff nahmen. Bald reichten die laufenden Einnahmen nicht mehr aus für den ungeheuren Bedarf, und es ging, wie es bei schwachen Regierungen in solchen Fällen immer geht: man behalf sich mit Papiergeld, das dann das noch im Lande vorhandene Gold ins Ausland trieb und den Kurs des eigenen Geldes auf den fremden Märkten ins Wanken brachte. In der guten



alten Zeit — bis 1878 — wurde der Peso in London mit 45 d notiert. Bereits im Jahre 1894 war er auf 13 d gesunken und 1914 wurde nur noch mit 10 d bezahlt.

Und das alles nach einem siegreichen Krieg in einer Zeit friedlicher Entwicklung, die nur einmal (1891) durch eine kurze Revolution unterbrochen wurde! Ein Land aber mit einer zusammengebrochenen Währung, das ist so recht der Sumpf, in dem die faulen Fische gedeihen!

An der Börse von Valparaiso sitzen sie und spekulieren. Sie schieben die fremden Wechsel ihren Geschäftsfreunden in Paris und London zu und umgekehrt. Sie halten je nach Belieben die »Ware« zurück und werfen sie wieder in Massen auf den Markt, wie es ihnen gerade vorteilhaft erscheint, und in dem kunstvoll und künstlich geleiteten Spiel von Angebot und Nachfrage macht der Kurs die verzweifeltsten Sprünge. So etwas nennt der Fachmann Arbitrage; es ist das rentabelste aller Bankgeschäfte, für den, der sich darauf versteht; eine Art rouge et noir mit dem Herzblut des Landes.

Messieurs, faites vos jeux! rien ne va plus! La banque gagne toujours!

Man gewinnt à la hausse, man gewinnt à la baisse, und halb hat man genug zusammen für eine Villa in Park-Road, einen Palast in der rue de la Paix oder ein pompöses Stagenhaus am Kurfürstendamm. Die Kosten des Spieles aber trägt das chilenische Volk. Das ganze wirtschaftliche Leben verliert mehr und mehr den Boden unter den Füßen, weil der Glaube an das Geld, auf dem letzten Endes doch alles menschliche Zusammenleben beruht, dem Publikum abhanden kommt. Was nützt es den Kaufmann, daß er bei den Waren, die er aus Europa einführen muß, seine Selbstkosten aufs Genaueste berechnet, wenn während der langen Überfahrt der Kurs des Geldes inzwischen wieder gefallen ist und seine ganze schöne Rechnung über den Haufen wirft?

Was nützt dem Arbeiter oder dem Angestellten sein festes Gehalt, wenn er nicht wissen kann, ob nicht am Ende des Monats der Wert des Geldes um die Hälfte gesunken ist? Langsam gerät das Land in den Zustand, wo statt der Klugen die Gerissenen, wo statt der Tüchtigen die Smarten aufsteigen auf der Leiter des Lebens und die breiten Massen des Volkes immer tiefer und tiefer versinken in Not und Elend. Denn von allen Geißeln der Menschheit ist das Papiergeld die schlimmste. Weder die Pest noch die Cholera noch irgend sonst eine giftige Pestilenz haben je soviel Not und Tränen verursacht, als diese kleinen, fettigen Scheine. Sie ruinieren die mühsam errungenen Existenzen der Tüchtigsten, sie zerlegen und vergiften die Begriffe von Treu und Glauben im Geschäftsleben, sie unterminieren die Grundlagen des gesellschaftlichen Lebens, sie bereiten die Bahn den zerstörenden Elementen und entfachen die Leidenschaft des Pöbels zu Aufruhr und Mord. Sie sind wie ein schleichendes Gewürm, das bei Tag und Nacht in unermüdlicher Arbeit Kultur und Sitte eines Landes zerfrisst. —

Ich spreche von den chilenischen Besoscheinen. Damals habe ich vom Standpunkt unseres geordneten — vornovemberischen Deutschlands mit Geringschätzung auf diese Zustände herabgesehen. Aber heute —

Tout comme chez nous!

\* \* \*

Die Fiesta war im Gange, und die Gringos lagen auf der Straße. Denn wer da glaubt, daß ein südamerikanisches Nationalfest mit einem Tage erledigt sei, der befindet sich in einem gefährlichen Irrtum. Auf den ersten Festtag folgt ein zweiter und auf diesen noch ein dritter, so sicher wie das Amen auf die Predigt. Dann kommen noch die Nachfiestas. Die fiesta de las flores, die fiesta de la ban-



dera, die fiesta de los niños usw. Und dann — ja, dann ist es wohl zu viel verlangt, daß nach dieser Reihe von schönen Tagen der verfährene Karren des täglichen Lebens mit einem Ruck wieder ins gewohnte Gleise komme. — Das sind natürlich paradiesische Zustände für die, die unbekümmert um die vielen Feiertage ihr festes Gehalt beziehen. Aber sie sind ein Greuel für die anderen, die da in den Straßen umherziehen und Häuser anmalen.

Überhaupt das Malen! Das war eine Kunst, die vorerst Betteln gehen konnte, denn bis zum Vorabend des nächsten 18. September war dem Schönheits- und Reinlichkeitsbedürfnis der Häuser von Antofagasta reichlich Genüge geschehen.

Was war ich nun anderes als ein hungriger Strandläufer? Bergab und immer weiter bergab war es mit mir gegangen. Was waren das doch für andere Zeiten, damals als ich mit einem wohlgefüllten Geldbeutel von Bolivien herunter kam! Damals speiste ich in den feinen Restaurationen an der Calle Prat, wo elektrische Fächer an den Decken summten und bunte Stoffblumen auf den weißgedeckten Tischen standen. Seither aber war es, wie gesagt, in rasendem Laufe bergab gegangen, und unversehens war ich wieder unter die große Masse derer geraten, die ihren Unterhalt dort suchen, wo es am billigsten ist. Da war irgendwo in der Nähe des Hafens ein chilenisches Speisehaus, vor dem ich die Nase rümpfte; eine schmutzige, verwahrloste Bretterbude, vor der zerlumpte Strandläufer lungerten. In der Tür stand zumeist ein schlitzäugiger, verschmizt dreinschauender Sohn des Himmels, der mit souveräner Verachtung auf die vorübergehenden Leute herabschaute, weil diese keine Ahnen hatten. Als ich das erste mal dort vorüberging, wurde ich fast krank von dem widerwärtigen süßsauren Geruch, der aus der dunklen Höhle des

Gastzimmers in die Straße strömte. Mehrmals am Tage führte mich mein Weg an dieser Pesthöhle vorüber, und jedesmal mußte ich einen Umweg machen, wenn ich mir nicht für den Rest des Tages den Appetit verderben wollte.

Acht Tage später machte ich mir nicht mehr die Mühe dieses Umwegs, nach drei Wochen glaubte ich gebratenen Speck und eine fette Erbsensuppe herauszuriechen, und eines Tages saß ich selbst auf der harten Bank inmitten der grauen Armlichkeit und löffelte die dünne Reissuppe aus dem schmutzigen Teller.

Hier, in dieser Spelunke war der Treffpunkt der Strandläufer von Antofagasta. Sie saßen auf den Bänken und maulten über die schlechten Zeiten; sie zählten die Centavos, die sie im Lauf des Tages auf der Straße zusammengefochten hatten und sie berieten darüber, wie man noch mehr ergattern könnte. Die Konsuln der einzelnen Mächte und die Leiter der verschiedenen Wohltätigkeitsgesellschaften mit ihren Schwächen und Gebrechen wurden der Reihe nach durchgeheckelt. Der deutsche Konsul, meinte einer, sei ganz leicht. Wer zum erstenmal in seinem Büro auftauche, sei gut für fünf Pesos, sofern er sich ein auch nur einigermaßen mundgerechtes Märchen ausgedacht habe. Beim französischen Konsul müsse man um neun Uhr morgens anklopfen, weil dann der Sekretär Alleinherrscher auf dem Büro sei. Der werfe mit des Konsuls Geld nur so um sich, weil er ihn nicht leiden möge.

In der großen Buntst der Ungewaschenen spielt der Strandläufer eine besondere Rolle. Schon einmal habe ich mich auf diesen Blättern mit seiner Naturgeschichte beschäftigt, aber das Thema ist mir so interessant, daß ich nicht umhin kann, noch einmal darauf zurückzukommen. Fast jeder ordentliche Seemann ist zu irgend einer Zeit seines Lebens einmal Strandläufer gewesen, wenn ihm im fremden



Haben das Geld ausgegangen war, wenn sich nicht gleich ein Schiff für ihn finden ließ und der Heuerbas keinen Kredit mehr auf die kommende Vorschußnote geben wollte. Von diesen spreche ich nicht, sondern von den Strandläufern von Beruf. Mehr als bei irgend einer anderen Menschenklasse kann man bei ihnen sehen, welche sonderbare Kostgänger unser Herrgott zuweilen doch auf dieser Erde hat. Es befinden sich Leute darunter, die in vergangenen besseren Tagen einmal befehlen sein mußten von einem feurigen Temperament und einer verzehrenden Unruhe; Leute, die im Lauf der Jahre alle Länder und Meere durchzogen und in rastloser Geschäftigkeit sich in allen Berufen versucht haben; faustische Naturen, die Großes gewollt haben, bis sie nach einem Leben der Enttäuschungen zu dem weisen Schluß gekommen sind: „Alles ist eitel!“ Im nördlichen Eismeer habe ich einmal einen solchen Mann kennen gelernt, der nach einem Leben der Abenteuer sich dort oben, fern von aller Kultur, zusammen mit einem Eskimoweibe als Eismeerrobinson etablierte. Er war ein Mann in den besten Jahren; er war gesund und kräftig; die Welt stand ihm offen, aber Menschen- und Engelszungen konnten ihn nicht mehr überreden, je wieder den Fuß auf den Boden eines zivilisierten Landes zu setzen. Derartige Existenzen gibt es mehr, als man glauben sollte. Zumal in der Südsee sind sie häufig anzutreffen. Unter den unzähligen Inseln jener Zonen gibt es kaum eine, wo nicht ein solcher müder und enttäuschter Weltenbummler unter schattigen Palmen im Rauschen des Passatwindes sein glücklich-unglückliches Leben verträumt.

Dreifach haben sie mir gezeigt  
Wie man das Leben betrachtet,  
Wie man's verbraucht, verspielt und vergeigt  
Und es dreifach verachtet.

Solche Leute sind jedoch die Aristokraten in der Welt der Strandläufer. Es gibt eine andere Sorte, die ohne die Reste von Ehrgeiz und Tatkraft gleich dem Tiere in den Tag hinein vegetiert. Lebendige, in Lumpen gefüllte, durch den Alkohol in Bewegung gesetzte Destillationsapparate, die über ihrem traurigen Leben allmählich in einen Zustand geraten, den man nicht mehr als viehisch bezeichnen kann, ohne dem lieben Vieh eine böse Beleidigung zuzufügen.

Da war in Antofagasta ein solcher Vertreter der Kunst, den sie Bunker-Bill nannten, weil er in einem Kohlenbunker zu nächtigen pflegte. Er kannte nur eins:  $C_2H_5OH$ . Der Alkohol war das einzige treibende Element in seinem armseligen Leben. Für ihn wäre er willig durchs Feuer gegangen, ohne ihn hätte er sich nie von seinem harten Lager im Kohlenbunker erhoben. Längst schon hatte er abgeschlossen mit alledem, was zu einem gesitteten Leben gehört. Er hatte keinen Hut auf dem Kopfe und keine Schuhe an den Füßen. Seit Menschengedenken hatte er sich nicht mehr gewaschen. Er arbeitete nicht und er bettelte auch nicht. Von was er lebte? — Ach, es ist nicht sehr appetitlich davon zu erzählen, aber es gehört zu seiner Biographie. Nicht anders als einer jener herrenlosen Hunde, die sich nächtlicherweile in den Straßen der Großstädte herumtreiben, suchte er sich die Hors d'oeuvres aus den Mülleimern heraus. Eine fettige Wursthaut, eine schimmelige Brotkruste, eine trockene Orangenschale genügten für seinen Unterhalt. Im übrigen lebte er von Alkohol. Im trüben Licht der spärlichen Laternen schlich er wie ein gehegtes Wild an den schmutzigen Wänden der Wasserfrontspelunken entlang und beobachtete das Kommen und Gehen der Gäste. Mit einer Geschicklichkeit, die er sich durch jahrelange Übung erworben hatte, schoß er blitzschnell durch das Gedränge hindurch zum Schanktisch, wo er den ahnungslosen Gästen



die Gläser vor der Nase austrank. Wein, Bier, Branntwein, Spiritus, Terpentinöl, Möbelpolitur; alles wahllos durcheinander, bis derbe Seemannsfäuste ihn an die Luft beförderten. In einer benachbarten Kneipe versuchte er dann sein Glück von neuem, und so ging es allnächtlich weiter von Spelunke zu Spelunke, bis der Alkohol in den verschwommenen Augen ein Feuer entzündet und der Rausch des Vergessens die gequälten Sinne umnebelte. Vollauf zufrieden mit seinem Tagewerk schwanke er dann zurück zu seinem Bunker, wo er sich für den Rest der Nacht in die Kohlen einwühlte.

\* \* \*

„Sage, was werden wir jetzt beginnen?“ Das war die Frage, die mich immer verfolgte auf meinen ziellosen Wanderungen durch die staubigen Straßen. Sollte ich etwa hinaus in die Salpetermine gehen und Caliche sprengen wie irgendeiner von den schmutzigen Kotos? Das war unter meiner Würde als Gringo. Oder Säcke schleppen auf den Lanchas? Dafür war ich zu sehr Caballero! Der einzige, der hier hätte Rat schaffen können, war Michel Angelo, der Vielgewandte. Aber der war seit einigen Tagen spurlos verschwunden und hatte mich mit meinen Kenntnissen allein zurückgelassen. Einmal stand im »Mercurio« eine Stelle als Aufseher und Lagerhalter in einem Eisenwarengeschäft ausgeschrieben, auf die ich mich umgehend persönlich meldete.

„Können Sie lesen?“ fragte der Chef, indem er mit seinen, von Nikotin schon ganz gelb gewordenen Fingerspitzen eine Zigarette drehte.

„Ja wohl!“ antwortete ich stolz.

„Und schreiben?“

„Si, señor!“

„Bueno,“ meinte der Chef befriedigt, „ich will es mit Ihnen versuchen. Sie können gleich anfangen. — Übrigens, woher kommen Sie eigentlich?“

„Von Bolivien.“

Da schaute mich der Mann noch einmal mit einem mehr als kritischen Blick von oben bis unten an, und das Streichholz, mit dem er eben seine Zigarette anzünden wollte, entglitt den gelben Fingerspitzen.

„Von Bolivien!“ sagte er nachdenklich. „Que esperanza! Wirklich ein interessantes Land, Caballero! Ein bißchen kalt und rauh, aber sonst ganz interessant. Und interessante Menschen gibt es dort oben. Caramba! Aber wenn ich mir's recht überlege, Caballero — ich glaube doch, daß ich schon mehr Leute habe, als ich augenblicklich gebrauche. Vielleicht kann ich sonst etwas für Sie tun?“

Ein andermal wurde nach einem »perfekten« Maschinisten für den Motor eines kleinen Hafensbootes verlangt, und ich bewarb mich um diese Stelle, eingedenk meiner Erfahrungen im Gran Chaco, die — für den Motor — auf so traurige Weise geendet hatten. Diesmal führte mich das Geschick durch eine mit goldenen Lettern verzierte Glastür in ein elegant aufgemachtes Büro mit schwellenden Klubsesseln und einem grün überzogenen Schreibtisch, neben dem ein gewaltiger Spucknapf stand.

Ein dicker, hemdsärmeliger Engländer mit einer goldenen Uhrkette und einem John-Bull-Gesicht betrachtete mich umwirsch von oben bis unten.

„Sie sehen nicht aus wie ein Maschinist!“ schnaubte er mich an.

„Ist auch gar nicht notwendig,“ antwortete ich.

Nun wurde der Engländer erst recht Gift und Galle. „What d'you say?“ fragte er mit näselnder Stimme. „Nicht notwendig! Was? Das werde ich zu bestimmen haben,



was notwendig ist und was nicht an meinem Motor in meinem Boot! Diese Dilettantenwirtschaft habe ich satt! Seit drei Jahren haben schon mindestens fünfzig Kerle ihre Kunst an dem Motor versucht: Matrosen, Steuerleute, Strandläufer, Heringsbändiger und weiß der Kuckuck was sonst noch. Alle haben sie sich Maschinisten geschimpft, und keiner von ihnen hat einen Pferdeverstand gehabt. Die Lager haben sie verrostet lassen und das Geld für das Schmieröl in den Kneipen versoffen. — Aber mein Motor ist kein Versuchskaninchen! Kein Mensch darf mir mehr an das Ding heran, der nicht ein erstklassiger Maschinist ist. Ein erstklassiger Maschinist, Herr! A. 1. Sind Sie das? Ja oder nein?“

„Freilich,“ antwortete ich, „ich habe in Oxford darauf studiert.“

Wieder musterte mich der Mann mit einem kritischen Blick. In Oxford? Wo hatte er doch schon einmal den Namen gehört? War das nicht eine Universität drüben in England? Von dort kamen doch sonst nur Advokaten und Pfaffen und Schulmeister. Und dann — der sah doch nicht gerade so aus, als ob er eben von Oxford käme.

„Ja, lernt man dort auch mit Motoren umgehen?“ fragte er unsicher.

„Gewiß!“

„Dann können Sie mal anfangen!“

Als ich aber wieder draußen auf der Straße war, überlegte ich mir die Sache noch einmal anders — trotz meines angeblichen Oxforddiplomes.

So vergingen langsam vierzehn Tage, und da war keiner unter ihnen, der mir nicht eine glänzende Stellung vorgaukelte, als — sagen wir einmal: Schreiber in einem Büro, Gehilfe in einer Kesselschmiede oder Agent bei einem Feuerbas. Aber niemand wollte von meinem Anerbieten

Gebrauch machen. Täglich kam ich mir mehr als höchst unbrauchbares Subjekt vor.

Weiter, weiter — das war die fixe Idee, die alle meine Gedanken besessen hatte. Täglich saß ich stundenlang auf der Landungsbrücke und beobachtete das Kommen und Gehen der Boote der auf der Reede liegenden Schiffe. Ich betrachtete den glitzernden Sonnenschein über dem blauen Wasser und das Toben der Brandung zwischen den Klippen. Ich schaute den Möwen und den Kaptauben zu, wie sie kreisend um die Schiffe flatterten und dann plötzlich hinausflogen in die offene See, bis sie nur noch weit in der Ferne, wie ein winziges weißes Segel, über der blauen Fläche zu erkennen waren. Und ich dachte mir, wie schön es wäre, wenn man auch so fliegen könnte wie die da!

Es waren wieder einmal australische Reisepläne, die es mir angetan hatten. Unter normalen Umständen ist es nicht schwer, in Antofagasta ein Schiff nach Australien zu bekommen, da in den Salpeterminen meist australische Kohle gebrannt wird und deshalb stets Segelschiffe im Ballast hinüberfahren, wenn sie nicht gleich eine Salpeterfracht nach Europa bekommen können. Aber das Unglück wollte es, daß Mangel herrschte an Schiffen für Salpeterfrachten. Es waren alles »Kap Horner«, die auf der Reede lagen. Und Paul, der Taucher, der sich als Heuerbas in diesen Dingen auskannte, meinte, daß das in den nächsten Monaten nicht anders werden würde. Wer eine Reisegelegenheit nach Australien suche, der müsse schon nach dem peruanischen Hafen Callao »machen«, wo es keine Salpeterfrachten gebe.

So gingen denn vorerst alle meine Gedanken nach Callao. Aber Callao liegt mehr als tausend Kilometer entfernt von Antofagasta, und wie ich dorthin kommen sollte, das war mir vorderhand noch ein Rätsel. Der Landweg, der durch ganz Bolivien über die Anden führt, war mir



zu lang und zu beschwerlich, und für die Seereise mit dem Passagierdampfer fehlte mir das Geld. Das liebe Geld! Es versüchtigte sich in Antofagasta ebenso schnell wie anderswo. Mit den paar Pesos würde es bald zu Ende sein, und was dann kommen sollte —. Man tat wohl am besten, wenn man gar nicht daran dachte.

Müde und lustlos stand ich am Strande und schaute über die glitzernden Wellen. Mir war zumute wie einem Vogel, den man in einem Käfig eingesperrt hat. Immer noch in Antofagasta! Immer noch in diesem weltverlassenen Erdwinkel, wo doch die Sucht nach der Ferne mir mit jedem Tag mehr den Kopf zermarterte. Chamisso'sche Verse fielen mir ein:

Geduld! Du harrest stumm am Meeresstrand  
Und blickest starr in öde, blaue Ferne  
Und lauschst dem Wellenschlag am Felsenstrand.  
Geduld! Laß kreisen Sonne, Mond und Sterne,  
Und Regenschauer mit der Sonnenglut  
Abwechselfn über Dir! Geduld erlerne!

Während ich, noch ganz in diese düsteren Gedanken versunken, auf der Landungsbrücke stand, nahte sich der Berführer in Gestalt eines jungen, norwegischen Matrosen namens Peter, der mir und Michel Angelo schon zuweilen bei den Malerarbeiten behilflich gewesen war. Peter war eine Seele von einem Menschen, aber etwas sehr romantisch veranlagt und überdies angesteckt von meinem australischen Reisefieber. Er setzte sich auf das Geländer der Landungsbrücke, und während er mit den Beinen baumelte, stellte er allerlei tief sinnige Betrachtungen an. Die Zeiten seien schlecht, das Leben teuer, und kein Mensch könne sagen, wann wir wohl aus diesem schmutzigen Nest wieder heraus kämen. Von Verdienst sei keine Rede mehr, seitdem die Fiesta den guten Zeiten den Garaus gemacht hätte. Aber wie wär's, wenn wir ein Ding drehen? Er wußte

eine Sache, bei der ein paar Besos herausspringen könnten. Ganz sauber sei sie ja nicht. Sie schmecke ein bißchen nach Hochstapelei. Paul, der Taucher habe ihn auf den Gedanken gebracht.

Das war allerdings keine lautere Quelle. Eine Sache war faul, wenn sie von Paul, dem Taucher, kam! Immerhin konnte man sich einmal erkundigen. —

Der alte Gauner schien uns schon zu erwarten.

„Höchste Zeit, daß ihr kommt!“ meinte er mit einem nervösen Blick auf seine große goldene Uhr. „Nein. — Braucht keine Angst zu haben, daß ich euch etwas Windiges zumute. Nur eine kleine Gefälligkeit, wie sie unter Caballeros jeden Tag vorkommt.“

„Ja, was denn?“ fragte ich ungeduldig, aber Paul, der Taucher, tat, als hörte er es nicht.

„Ihr kennt doch alle die große englische Biermastbar »Comliebant«, die schon seit einer halben Ewigkeit auf der Reede liegt?“ fuhr er fort. „Ein stolzes Schiff! Alles was recht ist. Ein so stolzer Kasten, wie nur je einer über den Pazifik gefahren ist. Aber ein Hund von einem Kapitän. Ein richtiger blaunasiger »limejuicer«, der immer zuerst an sich und dann noch lange nicht an die Reeder oder gar an die Mannschaft denkt. Ein Magenräuber, der seinen Proviant auf halbe Rationen einrichtet und die neuen Manilataue an die Schiffshändler verschachert, anstatt sie in die Tallyn einzujcheren. — Glaubst du, daß es dem schade, wenn er ein bißchen gerupft würde?“

Das konnte ich allerdings nicht glauben.

Paul schaute mich scharf an, um den Eindruck seiner Worte festzustellen, und nachdem er seine kalten, grauen Augen noch einmal durchs ganze Zimmer hatte wandern lassen, fuhr er mit halblauter Stimme fort:

„Nun habe ich ihn aber in der Falle! Seine Ladung



wird nämlich heute komplett, und er könnte morgen in See gehen — wenn er Klavierungspapiere hätte! Die bekommt er aber nicht, weil er keinen ersten Steuermann hat. Der ist nämlich gestern mitsamt dem Koch davongelaufen, und in ganz Antofagasta kann er keinen Ersatz finden, als nur bei Paul, dem Taucher. Dafür muß er mich aber schwer bezahlen. Fünzig Pfund, und keinen Centavo weniger! Und wenn er das nicht will, so mag er noch vierzehn Tage lang auf der Reede liegen und für jeden Tag zwanzig Pfund Liegegeld bezahlen.“

„Aber was habe ich mit alledem zu tun?“ unterbrach ich ihn.

„Das wirst du gleich sehen. Der Steuermann ist nämlich wieder zurückgekommen.“

„Und wo ist er jetzt?“

„Im Kolabus natürlich. Wo denn sonst? Die Vigilantes haben ihn draußen in der Pampa erwischt und wieder zurückgebracht.“

„Und nun?“

„Nun sollst du ihn eben wieder herausholen.“

„Was —?“

Der alte Seelenverkäufer machte ein gelangweiltes Gesicht. Wie man nur so schwer von Begriff sein konnte!

„Nichts einfacher als das!“ sagte er lächelnd, „wenn der Kapitän erfährt, daß sie seinen Steuermann wieder gefangen haben, so wird er natürlich nichts Eiligeres zu tun haben, als zum Kommissar zu laufen, damit er die Leute wieder an Bord bekommt. Nun habe ich aber in meinem Hause auch einen ganz ansehnlichen Kapitän. Das ist der lange Emil. Der wird die Kaution bezahlen und die Leute herausholen. Du brauchst nur mitzugehen und den Dolmetscher spielen, weil der doch kein Wort Spanisch kann.“

Während er noch sprach, holte er aus seiner Hosentasche

ein ganzes Bündel der schmierigen, zerknitterten Pesofcheine, von denen ich in den letzten Tagen so wenig gesehen hatte, und ich — nun ja, ich ging auf den Handel ein. Mögen die Leute darüber denken, was sie wollen. Es steckt doch ein Körnchen Wahrheit in der Redensart, daß das Gewissen sich desto länger streckt, je kürzer der Geldbeutel wird.

Der lange Emil, der den Kapitän mimen sollte, war ein Strandläufer, der erst vor kurzem von einem amerikanischen Schoner weggelaufen war. Er machte seinem Namen alle Ehre, denn er war einen Kopf größer als alle anderen Menschen und dazu breit und stämmig gebaut; eine jener Riesengestalten, wie man sie sonst nur unter den Holzfällern in Kanada und in Britisch-Kolumbia antrifft. Dazu ein schönes, scharfgeschnittenes Gesicht mit blaugrauen, metallisch glänzenden Augen und einer Napoleonsnase. Wirklich eine ansehnliche Persönlichkeit.

„Wenn ich nur wüßte, was ich dort drüben zu tun habe?“ fragte er, als wir beide nach der Kommissaria gingen.

„Nichts. Gar nichts!“ antwortete ich, „das laß' nur ruhig meine Sache sein, du brauchst nur zu allem Ja und Amen zu sagen.“

„Allright! Mir kann's recht sein. Die Hauptsache ist, daß ich die ausbedungene Flasche Whisky bekomme, wenn der Spaß vorüber ist.“

Vor der Kommissaria stand ein schäbig aussehender Posten mit gezogenem Säbel. Er schaute mich mißtrauisch an, als ich auf ihn zukam, aber als er das Wort capitano hörte, erfror die kleine Gestalt zu einer militärischen Haltung.

„A guardia!“ rief er mit Donnerstimme, und im nächsten Augenblick erschien ein halbes Duzend weiterer Polizeibeamten auf der Bildfläche, die sich mit gezogenem Säbel



salutierend zu beiden Seiten des Eingangs aufpflanzten. Das war in der That mehr Ehre, als ich erwartet hatte! Mir wurde ein bißchen unheimlich zumute.

Vor einem kahlen Tisch in einem kahlen Raum saß der elegant gekleidete Kommissario und rauchte Zigaretten. Verschlafen blickte er vor sich hin. Kaum daß er es der Mühe wert hielt, uns einen Seitenblick seiner halbgeschlossenen Augen zu widmen. Erst als der Posten in dienstlicher Haltung el Señor capitano meldete, wurde er plötzlich die Liebenswürdigkeit selber.

„Setzen Sie sich, Caballeros,“ sagte er mit einladender Handbewegung auf die beiden Stühle, die der Beamte herbeischleppte.

Der lange Emil setzte sich auf den Stuhl und strich bedächtig seine Napoleonsnase, während ich dem Kommissario den Fall auseinandersetzte. Der war ganz Ohr und Aufmerksamkeit, und nachdem ich geendet hatte, wandte er sich in wohlgefügter Rede an den langen Emil, dem der ganze Zauber offenbar höchst spanisch vorkam.

„Señor Capitano. Ich bin gern bereit, Ihren Wunsch zu erfüllen, obwohl ich eigentlich nicht recht sehen kann, was Sie dazu veranlaßt. Fast jeden Tag werden durchgebrannte Matrosen bei uns eingeliefert, und wenn man nachher ihren Schiffen davon Mitteilung macht, da meldet sich niemand, um sie abzuholen, was ich ja ganz begreiflich finde. Aber wenn der Señor Capitano wirklich so großen Wert darauf legt, die beiden Caballeros wieder an Bord zu bekommen, so werde ich sie gern ausliefern — con muchissimo gusto, caballero! — Gegen Vergütung der Kosten natürlich.“

„Und wieviel wäre das?“ fragte ich mit einem Griff nach der Tasche.

„Zehn Pesos.“

„Aber Caballero!“

„Das ist der übliche Preis, Señor Capitano. Aber für Sie können wir's ausnahmsweise etwas billiger machen. Sagen wir zehn Pesos für beide zusammen.“

Bei dieser Summe wurden wir handelsseinig, und der Polizist führte uns nach dem Kalabus, wo wir die beiden Sünder in Empfang nahmen.

Es war ein wüster Aufenthaltort, dieser Kalabus. Eine Miniaturhöhle, vor der selbst ich, der ich doch, gewißigt durch frühere Erfahrungen in Bolivien und im Gran Chaco, schon auf allerlei gefaßt war, ein gelindes Grauen verspürte. In einer dunklen, mit einem Eisengitter versehenen Lehmhöhle, die wie ein Schweinestall aussah, lagen dicht gedrängt neben- und übereinander die stöhnenden, seufzenden, besoffenen Gestalten, die man über Nacht hier eingeliefert hatte. Als der Wärter mit dem klirrenden Schlüsselbund das Tor aufschloß, da begann es sich zu regen in der unfrömlchen Masse der kreuz und quer liegenden Leiber. „Madre dios!“ fluchte einer, „kann man uns nicht wenigstens mehr schlafen lassen?“ Erst nach mehrmaliger vergeblicher Aufforderung kam etwas über die anderen hinweg aus der Höhle herausgetrochen. Es war der Steuermann, ein großer, breitschulteriger Norweger. Er rieb sich immer wieder die Augen in dem ungewohnten Licht der grellen Sonne. Hinter ihm her kam auch der Koch, ein ganz junger Mensch, dem die dicken Tränen in den blauen Augen standen. Seine Bekümmernis war nicht ohne Ursache, denn man hatte ihm seine schöne Ziehharmonika und einen nagelneuen Revolver weggenommen. Auch der Steuermann hatte die Pesos verloren, die er in der Tasche hatte. Glücklicherweise hatte man bei der Einlieferung eine nähere Untersuchung nicht für notwendig gefunden, denn dann hätte man gewiß auch den Brustbeutel, in dem er neben seinen Papieren



auch eine ansehnliche Geldsumme aufbewahrte, entdeckt und als gute Brise erklärt.

Paul der Taucher rieb sich vergnügt die Hände, als wir mit der Beute ankamen. Er bot sich an, die beiden zu verstecken, aber der Steuermann war für eine neue Reise nach der Pampa. Da er aber diesmal nicht ohne landeskundigen Begleiter reisen wollte, machte er uns beiden — d. h. Peter und mir — den Vorschlag, mit ihm zu gehen. Dann könne uns die Polizei gewiß nicht mehr erwischen. Und Geld hätten wir ja auch. Also könne es uns an nichts fehlen. Das war ein Plan, der sich hören ließ. Er schmeckte ein bißchen nach Abenteuer.

Sobald es dunkel war, wanderten wir auf dem Bahndamm nach der nächsten Station, denn es war nicht geheuer, in Antofagasta selbst den Zug zu besteigen, weil dort stets eine Schar von Geheimpolizisten nach ausreisenden Matrosen fahndet. Es war wohl am besten, wenn man einen Güterzug erwischte, da die zahlreichen leeren Wagen, die nach den Salpeterwerken hinaufgeschafft werden, zum Schwarzfahren geradezu einladen.

Die Station war nur klein und bestand aus wenig mehr als einer Bretterbude und einer ruhigen Petroleumlampe, deren gelbes Licht uns schon von weitem aus der Wüste entgegengeleuchtet hatte. Man hatte von hier aus einen wunderbaren Blick über die schwarze Meeresfläche und auf die felsige Küste, längs der sich das phosphoreszierende Licht der Brandung wie eine silberne Riesenschlange hinzog. Tief unten lag Antofagasta, von einem hellen Schein übergossen, und draußen auf der Reede tanzten die Spiegelbilder der Schiffslaternen wie Leuchtkäfer über dem Wasser.

Wir waren eben angekommen, als aus der Richtung von Antofagasta ein Güterzug herangeleuchtet kam, in dem wir

balb ein passendes Plätzchen für die Reise ausgekundschaftet hatten.

Weiter ging es durch die wildzerklüfteten Küstenberge, zwischen denen der Pfiff der Lokomotive ein schauriges Echo weckte. Es war eine klare, sternhelle Nacht. Das südliche Kreuz stand hoch am Himmel, und die Milchstraße zog sich wie ein silberner Staubstreifen durch die Dunkelheit. Hier und da brannte und funkelte ein großer Stern mit jenem eigentümlich lebendigen Licht, wie man es nur über der klaren, dunstfreien Atmosphäre der Wüste beobachten kann. Dann kam der Mond hinter den Bergen hervor, und es war auf einmal vorbei mit der funkelnden Pracht des Nachthimmels. Über die Wüste flutete ein weißes Licht, in das die kahlen, phantastischen Berggipfel ihre schwarzen, scharfen Schatten warfen. Wie kalt und tot hier alles war! Wie seltsam dieses Schattenspiel von Nacht und Wüste!

Ehe man's gedacht, begann der Tag zu grauen. Für eine Weile lag ein goldener Hauch über der Küstenfordillere. Tausend Farben huschten über die Pampa, und die Berge, die sich fern im Osten zu den Anden aufstürmten, glühten in dunkelvioletten Farben. Hoch oben in der blauen Luft segelte eine einsame Möwe. Was die wohl hier zu suchen hatte?

Schnell, wie immer in den Tropen, kam die Sonne heraus, und wie der feurige Ball so blutig rot und so unnatürlich groß hinter den Bergen hervorschaute, da zerstoben die feinen Dünste über dem Sande. Die bunten Farben verkrochen sich erschreckt hinter den Klippen und Felsen, und das harte, mitleidslose Licht der Wüste lag wieder über der Gegend.

In der Ferne lag eine Station — oder doch das, was man in jener Gegend als eine solche zu bezeichnen pflegt. Eine der grün angestrichenen Bretterbuden, wie sie da und



dort in der Wüste in gewissen Abständen am Bahndamm stehen. Dort wollten wir unsere Fahrt unterbrechen und eine Tasse Tee kochen, denn es war ein kalter Morgen, und wir froren erbärmlich. — Tee kochen! Das war in der That keine kleine Aufgabe, hier, wo auf hundert Meilen im Umkreis kein Brennstoff zu finden war. Soweit das Auge reichte, war nichts zu sehen als Sand und Sonne und irgendwo auf einem Schutthaufen ein toter Mauleisel, dessen leere Augenhöhlen gespensterhaft in das Sonnenlicht stierten. Das Haus lag wie ausgestorben da. Ich klopfte mehrmals an, aber vergeblich. Ich klatschte nach spanischer Mode in die Hände und sagte „ave maria!“ Aber nichts rührte sich. Da fiel mein Blick zufällig auf eine Karte, die neben der Bahnhofsglocke angebracht war. Ich mußte zweimal hinsehen und mir dazwischen die Augen reiben, um mich zu überzeugen, daß ich auch richtig gesehen hatte. — Wahrlich, wir leben in einer sonderbaren Welt! — Da stand es mitten in der Wüste an der grünen Wand der Bretterbude mit zierlichen Buchstaben: „Einmal für den Diener.“

Ich traute dem Frieden nicht recht, aber meine Neugierde nach dem Anblick des Pampahausknechts war unüberwindlich. Einmal schlug ich fest an die Glocke, und wie der Teufel aus dem Kasten erschien ein abenteuerlich aussehender Indianer in schäbiger Uniform auf der Bildfläche. Höflich fragte er nach dem Begehren der Caballeros. Nachdem ich unsere Wünsche vorgebracht hatte, führte er uns ohne ein weiteres Wort in das Dienstzimmer, wo vor einem tickenden Telegraphen ein sehr gelangweilt dreinschauender Beamter saß. Der freute sich sehr, einmal wieder fremde Gesichter zu sehen, denn er war, wie er uns in der Geschwindigkeit erzählte, ein Südhilene aus der Gegend von Valparaiso, und die Einsamkeit der Pampa sagte ihm ganz

und gar nicht zu. Der Indianer brachte Tee und Zigarillos. Wir tranken dazu noch einen »Anisado« und machten in hoher Politik. Ich schimpfte gewaltig auf Don Ramon Lucas Barros, den Bundespräsidenten. Ich nörgelte an den Staatsmonopolen: Die Zigaretten seien teuer und die Streichhölzer elend. Ich war mit ihm der Ansicht, daß die Peruaner nie, nie wieder nach Tacna und Arica kommen würden. Und er sagte mir, daß die Alemanos seine Kerle wären. Kurzum, wir waren die besten Freunde, als wir auseinandergingen.

Der Beamte hatte uns mitgeteilt, daß etwa zehn Kilometer weiter im Osten die Oficinas (so nennt man die Salpeterwerke) angingen. So machten wir uns denn zu Fuß auf den Weg.

Die Küstenfordilleren lagen schon hinter uns, und wir wanderten nun durch eine wellige Ebene voll Schutt und Geröll, mit starren Felsen und losen Sanddünen ohne die leiseste Spur irgendwelchen Pflanzenwuchses. Das war die berühmte Wüste Atacama. Die »Pampa« der Chilenen. Die Heimat des Chilesalpeters.

— Nein, man kann diese Wüste nicht mit Worten schildern, so wenig wie man mit den armseligen Hilfsmitteln unserer menschlichen Sprache den Tod selbst beschreiben könnte. Hier, in dieser Einöde, ist die Einsamkeit zu Hause. Sie hockt hinter jedem Stein und jeder Sanddüne; sie brütet wie ein Ungeheuer auf den gelben Hügeln und schaut grinsend hinab in die vom gelben Sonnenlicht überflimmerte Ebene. Zuweilen ist nichts wie Sand zu sehen; gelber, fließender Sand, der bei geringstem Windstoß die heiße Luft mit dickem, salzigem Staub erfüllt. Dann wieder kommen weite Strecken mit wüstem Geröll und phantastischen Bergfegeln, deren grauer Granit bis zum Gipfel überzogen ist von dem graugelben



Brei aus Sand und Geröll. Überall, wohin man blickt, nur Sand und Steine, Schutt und Geröll und weißer Salpeter, der in der Sonne gligert. Und doch ist diese Gegend nicht ganz ohne tierisches Leben. Stellenweise wimmelt es geradezu von Ratten, Mäusen, Eidechsen und anderem Gewürm. Weiß der Himmel, von was sie leben!

Wohl das sonderbarste Wesen, das hier sein Leben fristet, ist die Chinchilla; ein flinkes, flüchtiges Geschöpf, halb Maus, halb Eidechse. Der äußeren Erscheinung nach ist es eine Maus, in ihrem Wesen aber eine Eidechse, denn wie diese kann die Chinchilla ohne sichtbaren Halt viele Stunden lang in der glühenden Mittagshitze an der glatten Wand eines steilen Felsens hängen oder wie ein Schatten darüber hinhuschen, als ob sie auf ebenem Boden liege. Der Chilene liebt die Chinchilla sehr. Er hält sie gern im Käfig, wo sie bald sehr zahm und zutraulich wird. Das glänzende, seidenweiche Fell verarbeitet er zu Pelzen und Mänteln, die sich neben Mardern und Hermelinen sehen lassen können. Es gibt eigene »Chinchilleros«, die mit abgerichteten Hunden Treibjagden auf die armen Tiere veranstalten und dabei jedenfalls mehr Geld verdienen, als ihnen mit einer bürgerlichen Beschäftigung möglich wäre. Weiter im Innern trifft man die Chinchilla nicht mehr an, weil dort die Früchte der dürren Kalteen, die am Küstenrand durch die niederschlagenden Nebel einen dürftigen Unterhalt finden, nicht mehr vorkommen.

Oftmals kamen wir an großen Steinen vorbei, deren Oberflächen glatt wie Schiefertafeln waren. Diese werden von den auf den Officinas beschäftigten Arbeitern gern benutzt, um Freunden und Bekannten Nachrichten zukommen zu lassen, sofern diese des Lesens und Schreibens mächtig sind, was freilich nur selten der Fall ist. Da kann man denn Inschriften lesen wie diese:

Felipe  
Vamos ———>  
Juan

Der Uneingeweihte kann sich natürlich nichts vorstellen unter diesen Hieroglyphen, die ungelenke Indianerhände mit Calichestücken in die Steine geritzt haben, aber Juan weiß Bescheid, wenn er die Inschrift liest. Und das ist die Hauptsache.

„Viva el diez-y-ochó!“ Es lebe der achtzehnte September, hatte ein begeisterter Chilene auf einen der Steine geschrieben.

„Viva el Perú!“ stand darunter zu lesen, worauf dann wieder ein Chilene ein entrüstetes „Tod den Choloz!“ darüber gesetzt hatte.

Gegen Mittag, als die Sonnenstrahlen senkrecht auf die Wüste fielen, tauchten hinter einem flachen Hügel, etwas abseits von der Bahnlinie, die Schornsteine eines Salpeterwerkes auf. Die grelle Stimme einer Dampfsirene verkündete eben die Mittagsstunde. Ein paar Arbeiter mit großen, zuckerhutförmigen Sombreros und schreiend bunten Ponchos gingen vorüber. „Buena tarde, amigos,“ sagten sie höflich. Wir waren schon mitten in der »Calichera«, wo der Salpeter gewonnen wird. Überall war die Erde zerwühlt und zersprengt wie ein Schlachtfeld nach einem Trommelfeuer. Nach allen Richtungen führten die Gleise der Feldbahn durch dieses Chaos, und zahlreiche Arbeiter waren dabei, die losgesprengten Blöcke in die Rippkarren zu laden, die von dürren, verwitterten Mauleseln gezogen wurden. Überall hörte man die aufmunternden Rufe der Maultierreiber: „Andate, mi niño! Andate, mi corazón!“ „Gehe, mein Kind! Vorwärts, mein Herz! Marsch! Du Bestie! Der Teufel hole deine schwarze Seele!“

Hinter einer gewaltigen Schutthalde, die oben flach



war wie die Kuppe eines Forts, führte der Weg vorbei an einem Wald von mächtigen Pfählen mit darauf ruhenden eisernen Behältern, von denen das gelbe Salpeterwasser heruntertropfte wie in den Salinen. Dann kamen wir in eine kleine Stadt von mehr oder minder großen und weitläufigen Wellblechbaracken, zwischen denen dürre, halb verhungerte Ziegen umherstolzierten und sich an den leeren Konservenbüchsen und zerrissenen Salpetersäcken gütlich taten. Hier stand eine mächtige Halle, wo die Maschinen donnerten und die Dampfhämmer pochten, wo die öligen Schraubstöcke in langen, düsteren Reihen standen und weiße Eisenspäne um die Bohrmaschinen lagen. Ein Geruch von Fett und Öl war in der Luft. Durch die schmutzigen Fensterscheiben fiel ein mattes Licht auf blanken, bläulich schimmernden Stahl und auf die rußigen Gesichter geschäftiger Menschen, die über der Arbeit einander anbrüllen mußten, weil sie vor dem Lärm der Maschinen ihr eigenes Wort nicht verstehen konnten. — Ja, so wie hier sah die Wüste Atacama am Ende auch in Rheinland-Westfalen aus!

Eben kam der Maschinenmeister über den Hof. Er sah aus wie ein Gringo, und da man mir erzählt hatte, daß dies ein deutsches Werk sei, fragte ich ihn auf Deutsch, ob er irgendwelche Arbeit für uns hätte. Der aber machte eine Miene, die er sich wohl im Umgang mit den Kotos angewöhnt haben mußte. „Nein,“ sagte er, „wir brauchen keine Gringos. Und die Deutschen schon gar nicht. Mit der Sorte haben wir schon schlechte Erfahrungen gemacht.“

Das sagte er in so gutem Deutsch, daß ich nicht umhin konnte, mich weiter auf ein Gespräch mit ihm einzulassen.

„Aber warum, Herr Direktor, hat man dann Sie angestellt?“ fragte ich zögernd.

„Warum? — Um, ja — kümmern Sie sich gefälligst

um Ihre Angelegenheiten! Machen Sie, daß Sie fortkommen, ehe ich Sie von den Chancheros hinauswerfen lasse!“

Meine beiden Kameraden, die natürlich kein Wort von der Unterhaltung verstanden hatten, waren fürs Weitergehen, aber in mir war die Kauflust lebendig geworden. Ich faßte den kühnen Entschluß, den Administrator persönlich aufzusuchen, um mich bei ihm zu beschweren.

Der Administrator einer Salpetermine ist nichts mehr und nichts weniger als ein Gott, oder doch zum mindesten ein Wesen, das hienieden schon der Gottähnlichkeit so nahe kommt wie nur irgend möglich. Er wohnt in einem abseits gelegenen, rings von einer Veranda umgebenen Bungalow, den die Füße der gewöhnlichen Sterblichen ohne ganz besondere Erlaubnis auch nicht im Traum zu entweihen wagen. Und nun gar erst drei vagabundierende Gringos mit ihren Bündeln! Es war wirklich der Gipfelpunkt der Respektlosigkeit.

Ein großgewachsener, schwarzäugiger Indianer in einer Phantasielibree empfing uns auf der untersten Treppenstufe, die zu der Veranda hinausführte.

Was die Caballeros wünschten?

„Den Herrn Administrator möchte ich sprechen!“

„Unmöglich!“

„Warum denn?“

„Der Herr Administrator — er schläft!“

Das sagte er mit zitternder Stimme und mit der Miene eines Gläubigen, der sich vor dem höllischen Fegfeuer fürchtet, aber noch ehe er ein weiteres Wort herausbringen konnte, war ich oben auf der Veranda und drückte auf die Klingel, die schrill und aufreizend durch die vornehme Stille hallte. Sogleich wurde es drinnen lebendig. Nicht weniger als vier weitere Diener erschienen auf der Bildfläche und warfen mir im säuselnden Flüstertone alle



Schimpfworte der spanischen und Kitchuasprache an den Kopf. Darauf fing ich auch an zu schimpfen, ohne im geringsten mich an das Ruhebedürfnis dieses Allerheiligsten zu halten, aber es half alles nichts. Gemeinsam drängten sie mich wieder hinunter. Draußen auf den Stufen, die zur Veranda hinaufführten, mußten wir lange warten, während der Diener wie ein Lindwurm vor der Türe wachte. Lange, langweilige Stunden in der schattenlosen Hitze. Langsam, unendlich langsam, rückten die Zeiger auf der großen Fabrikuhr vor. Es wurde drei, vier, fünf Uhr, und noch immer war kein Administrator zu sehen.

Da endlich öffnete sich die Türe. Er erschien auf der Veranda, ganz in weiß gekleidet. Hinter ihm her kam ein kleiner, weißer, ganz impertinent hochnäsiger Spitzhund, der sich herausfordernd umschaute.

Ja, wenn man ein Hund ist —

Während nun die Schar der Diener sich lautlos wie ein Hauch in die dunkelste Ecke der Veranda verflüchtigte, benutzte ich die Gelegenheit, um meine Beschwerden vorzubringen. Der hohe Herr war zugänglicher, als man billigerweise erwarten durfte. Unwillig schüttelte er den Kopf, als ich ihm von meiner Begegnung mit dem Maschinenmeister erzählte.

„Der ist erst kurz von drüben,“ meinte er beschwichtigend, „die Sorte ist immer chilenischer als die Chilenen, wenn sie erst einmal ein paar spanische Brocken aufgeschnappt hat. Später, wenn sie gesehen haben, wie es hier zugeht, denken sie wieder ganz anders. Wir wollen sehen, was sich für Sie tun läßt. Was sind Sie von Beruf?“

„Schiffsingenieur!“

„So —! Dann verstehen Sie sich wohl auch auf die Reparatur von Dampfkesseln und Saugpumpen?“

„Gewiß!“

Eine Weile schaute er mich erstaunt und ungläubig an, wie wenn er diesem Wunder nicht trauen wollte.

„So sind Sie also wirklich Ingenieur? Das trifft sich ja fein! Seit acht Tagen ist etwas an den Pumpen, die zu den Cachuchos hinaufführen, nicht in Ordnung. Kein Mensch hier kann herausfinden, woran es eigentlich liegt, und der Ingenieur von Antofagasta, dem ich täglich dreimal telegraphiere, hat es nicht eilig mit dem Herauskommen. Derweil geht hier alles drunter und drüber. Wenn Sie also ein Ingenieur sind, — ein wirklicher Ingenieur —.“

Ich griff nach meiner Briestafche — ich besaß wirklich noch eine! — und blätterte in den Papieren mit der Miene eines Mannes, der in der Lage ist, das Gesagte im nächsten Augenblick mit schwerwiegenden Dokumenten zu belegen.

„Soweit wäre alles in Ordnung, Herr Administrator,“ fuhr ich zögernd fort, „nichts brauche ich zurzeit so nötig wie eine ordentliche Stellung. Die Arbeit hier wäre ganz nach meinem Geschmack, aber — nun ja — es ist wohl nur so ein Vorurteil von mir. — Für Deutsche mag ich nicht arbeiten.“

Sprach's und schritt stolz in die graue Pampa hinein.

\* \* \*

Am nächsten Morgen in aller Frühe fanden wir alle samt Arbeit in einer anderen Salpeterminen. Auch hier war der Maschinenmeister ein Deutscher. Er war früher in Südafrika gewesen und hatte den Burenkrieg und den südwestafrikanischen Feldzug mitgemacht. Er war ein höflicher und zuvorkommender Mann. Er räumte uns ein großes Zimmer in dem Verwaltungsgebäude ein und stellte uns sein eigenes Kochgeschirr zur Verfügung.

Da man augenblicklich keine feste Arbeit für uns hatte,

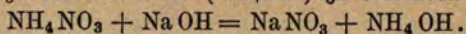


wurden wir in den nächsten Tagen halb da und halb dort in den Werkstätten und in der Pampa beschäftigt, so daß wir allerlei Erfahrungen sammeln konnten auf dem eigentümlichen Gebiet der Salpetergewinnung.

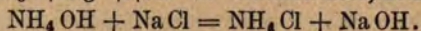
Bekanntlich ist die Wüste Atacama der einzige Platz auf dieser Erde, wo der Salpeter frei zutage liegt. Aber auch hier findet man ihn bei weitem nicht überall, sondern in einzelnen Nestern, die da und dort als schimmernde Salzseen, oft von gewaltiger Ausdehnung, in der grellen Sonne liegen. Aus der Ferne sieht die Oberfläche dieser Seen glatt wie ein Spiegel aus, aber wenn man näher herankommt, so merkt man, daß die Stücke gegeneinander gepreßt sind wie die Schollen des Packeises. In diesen Lagern stehen die Salpeterwerke, die sogenannten *Officinas*. Schon von weitem kenntlich an den hohen Schornsteinen und den gewaltigen Schutthalben. Da die umgebenden Lager in wenigen Jahren abgebaut sind, muß die Fabrik von Zeit zu Zeit abgebrochen und an anderer Stelle wieder aufgebaut werden. Dennoch macht diese Eintagsherrlichkeit aus Holz und Wellblech in dieser eintönigen Umgebung einen imponierenden Eindruck. Wenn man nächsterweil auf der Reise von Bolivien mit dem Personenzug durch die Gegend fährt und allenthalben die geschäftigen Werkstätten mit ihren langen Reihen hell erleuchteter Fenster und die hohen Schornsteine im Scheine elektrischer Bogenlampen sieht, so fällt es einem zuweilen schwer, zu glauben, daß man sich wirklich und wahrhaftig mitten in der Wüste Atacama und nicht etwa in einer Vorstadt von Groß-Berlin befindet.

Über die Art und Weise, wie der Salpeter unter allen Plätzen der Erde gerade hierher gekommen ist, sind sich die Gelehrten nicht einig. Nach der einen Ansicht ist er eine besondere Abart des Guano, der sich langsam angehäuft

hat in jenen längst vergangenen Zeiten, wo sich noch ein gewaltiges Binnenmeer über der Pampa ausbreitete, und fleißige Vögel über die Küstenberge geflogen kamen, um hier zu brüten und zugleich unzählige Denkmäler ihrer Kunst den salzigen Fluten anzuvertrauen. Eine andere Theorie führt die Bildung des Salpeters auf die allabendlich auftretenden, stark mit Elektrizität geladenen Küstennebel, die sogenannten Camanchaca, zurück. Durch diese elektrischen Entladungen soll der Stickstoff der Luft zu Ammoniumnitrat verwandelt werden, das dann mit der in den stark angereicherten Salzseen enthaltenen freien Natronlauge sich nach untenstehender Formel zu Natriumnitrat (Salpeter) zu verbinden pflegt.



Worauf dann das entstandene Ammoniak in der gesättigten Kochsalzlösung sofort in Ammoniumchlorid übergeht.



So ungefähr hat man mir's erklärt und so werden wohl die chemischen Formeln sein. Ohne Obligo! Es ist schon lange her, seit ich im Reiche der Säuren und Basen die dozierende Stimme des Professors hörte.

Doch wie immer der Salpeter hierhergekommen sein mag — er ist nun einmal da und hat jene traurige Wüste zu einem großen Faktor im Wirtschaftsleben aller zivilisierten Völker gemacht. Es hat von jeher nicht an Stimmen gefehlt, die dieser Industrie einen baldigen Untergang prophezeien. Die einen haben eine Erschöpfung der Lager innerhalb eines Zeitraums von fünfzig Jahren errechnet, wobei sie jedoch nur an die Nester gedacht haben, die zufällig in der Nähe der Eisenbahnlinien liegen, während doch weiter abseits noch vollständig unberührte Lager von unermesslichem Reichtum liegen, die nur darauf warten, daß man durch Schaffung von Verkehrswegen die Vorbedingung für einen lohnenden Abbau schafft. Auch der in neuerer Zeit her-



gestellte künstliche Salpeter wird unter normalen Umständen wohl kaum den Wettbewerb mit seinem Kollegen von der Atacama aufnehmen können. Für den Laien wenigstens erscheint es schwer begreiflich, daß man ein Massenerzeugnis wie den Salpeter irgendwo auf der Erde billiger künstlich herstellen könnte, als man es anderswo in der Natur frei zutage liegend findet, so daß man es nur zu holen braucht. Schlimmstenfalls könnte solcher Wettbewerb auf den Preis drücken, wodurch aber die Aktionäre noch lange nicht an den Bettelstab kämen. Denn es gibt heute wenig Industrien, die sich in solch blühendem Zustande befinden wie jene Salpeterwerke. Zur Sicherung ihrer Monopolstellung auf dem Weltmarkt haben sie sich, ähnlich dem deutschen Kalisyndikat, zu einem Ring zusammengeschlossen, der sogenannten „Associacion salitrera de propaganda“, die durch Festlegung der Erzeugung und des Preises den Markt überwacht. So ist jede gegenseitige Konkurrenz ausgeschlossen, und Europa muß bluten. Eine Krähe hackt der anderen die Augen nicht aus. Die oberste Krähe aber ist der chilenische Staat, der aus dem hohen Ausfuhrzoll die Hälfte aller seiner Ausgaben deckt.

»Caliche« (sprich Kalitsche) nennt man die Bildung, in der der Salpeter in der Pampa vorkommt. Sie ist meist hart wie Stein und muß gesprengt werden von den »Berateros«, wilden, desperat aussehenden Kerlen, die mit den Dynamitstangen umgehen wie andere mit den Messern und Gabeln. Die losgesprengten Stücke werden von den »Chanberos« (Tschantscheros) auf die Rippkarren der Feldbahn geladen und nach dem Stampfwerk gebracht, wo sie in kleine Stücke zerbrochen werden. Diese führt man auf kleinen Karren in große, auf Pfählen ruhende eiserne Behälter, in denen sie mit Hilfe von Dampf und Wasser ausgelaugt werden. Nachdem das Wasser das in der Caliche enthaltene

Natriumnitrat gelöst hat, wird es, ähnlich wie bei der Fabrikation der Schwefelsäure, von einem Behälter in den anderen gepumpt, um einen möglichst hohen Grad der Konzentration zu erreichen. Schließlich kommt die Flüssigkeit in mächtige Retorten, wo der Salpeter langsam ausfällt und die überflüssige Lauge wieder in die Fabrik zurückgeleitet wird. Der so gewonnene weiße, pulverige Salpeter wird dann in Säcke geschaufelt und nach der Küste verfrachtet.

Die Salpeterindustrie gebraucht und verbraucht alljährlich zahllose Arbeitskräfte. Unermüdet sind ihre Agenten tätig, um mit glatten Zungen und gleißenden Versprechungen das »Material« herbeizuschaffen. Aus den entlegensten Winkeln des weiten Erdteils setzt sich der Strom in Bewegung nach diesen zermürbenden und zermahlenden Knochenmühlen, denen nur die wenigsten bei voller Gesundheit wieder entkommen — wenn sie überhaupt je wieder diesen glücklichen Augenblick erleben. Immerhin gibt es in dem wechselnden Menschenstrom auch einen Stamm von Arbeitern, die immer hier bleiben, denen die Pampa zur Heimat geworden ist, nicht etwa weil sie Gefallen gefunden hätten an diesem grauen Lande oder an dem wüsten Leben, sondern weil Tschitscha und Anisado und wüstes Würfelspiel sie allemal um die sauerverdienten Pesos bringen, noch ehe sie Zeit haben, mit dem nächsten Dampfer eine Fahrkarte nach der Heimat zu lösen. Sie sind gute Arbeiter, aber auch wüste, gewalttätige und jähzornige Menschen, denen es keineswegs darauf ankommt, ihr leichtes Gewissen mit einer Mordtat mehr oder weniger zu belasten. Der sittsame Bürger geht ihnen weit aus dem Wege, wie denn überhaupt der chilenische Arbeiter an eine Behandlung „von oben herab“ von Jugend an gewöhnt ist. —

Wie in allen anderen südamerikanischen Republiken — und nicht nur den südamerikanischen — so ist auch in diesem



Land der Kastengeist überaus lebendig. Hoch oben auf der obersten Spitze der sozialen Leiter, sitzt die »Gente«, die Aristokratie der Großgrundbesitzer, der Bankiers, der Börsenspekulanten und anderer Herrschaften mit einem Bankkonto. Die Klasse der Gentlemen, die beim Scheckbuch anfangen. Wie das fremde Herrenvolk einer Kolonie sitzen sie über der breiten Masse des Volkes. Sie fühlen sich als die Herren und sie legen großes Gewicht darauf, daß diese ihre Stellung der misera plebs auch ordentlich zum Bewußtsein komme. Täglich informieren die Zeitungen gewissenhaft über das Tun und Lassen dieser Götter und Halbgötter: Doña Nuñez war bei dem Deputierten Doktor Almehda in seinem Landhaus in Viña del Mar zu Besuch. Mister Mac Kenna hat gestern einen Schnupfen gehabt; Don Claudio Vicuña hat ein Gartenfest gegeben, das von den Spitzen der Gesellschaft besucht wurde. Man bemerkte unter anderem: (folgt eine lange Reihe von schönen Namen.) Doña Elvira Cordero trug bei der Gelegenheit eine entzückende blaßblaue Seidenrobe mit schwarzen Sammtaufschlägen; viel bewundert wurde das Perlenkollier der Señorita Garcia-Larrain.

So und ähnlich steht es jeden Tag zu lesen im »Mercurio« oder im »Diario de Las Noticias«. Man liest es, man freut sich darüber und man findet gar nichts dabei, daß jener Don Claudio Vicuña, der das Gartenfest gegeben hat, erst sechs Jahre alt ist und daß Doña Elvira Cordero die Würde ihrer fünf Lebensjahre mit der entzückenden blaßblauen Seidenrobe bekleidet. Der Schnupfen des Mister Mac Kenna ist ebenso wichtig wie ein Erdbeben bei Coquimbo oder eine Sturmflut auf der Insel Chile, bei der hundert Kotos ertrinken. Wer einmal die Times, den Temps, den Figaro oder gar den New York Herald gelesen hat, der weiß, welche große Rolle auch in jenen Demokratien die »Gesell-

schaft« spielt. Bei uns in Deutschland ist bis jetzt die Demokratie noch nicht bis zu diesem Grad der Vollkommenheit gediehen. Aber dafür sind und bleiben wir auch Barbaren!

Eine Stufe unter der chilenischen Gente steht die große Klasse des »medio pelo« = Halbhaar; die Mischlinge mit allen den Mischlingsrassen anhaftenden Fehlern und Gebrechen, als da sind: Bosheit, Falschheit, Verschlagenheit und einer — man kann es nur mit einem Fremdwort sagen — einer süffisanten Arroganz, die dem frisch Eingewanderten Gringo besonders auf die Nerven fällt. Für sie gibt es auf dieser weiten Erde nur ein Land: Chile! Alles andere ist nicht der Rede wert. Das höchste Ziel eines Medio Pelo ist ein Staatsamt — oder wenigstens doch ein bescheidenes Amtchen, das ihm ein gesichertes Einkommen verbürgt. Unermüdblich ist er in der Jagd nach solchen Posten und Pöstchen und die vielgeplagten Deputierten haben alle Hände voll zu tun, um den Ansprüchen ihrer, wie Sand am Meer so zahlreichen Cuñados und Conpadres in dieser Hinsicht gerecht zu werden. Es gibt dort nicht wenig Leute, deren Körper längst schon im Grabe vermodert ist, während ihr Geist noch immer von dem freigebigen Presupuesto sein Gehalt bezieht.

Die dritte und zahlenmäßig bedeutendste Kaste ist die der Motos. Sie sind die direkten Nachkommen der einst so stolzen Araukaner, die mit so viel wilder Tapferkeit in den Wäldern des Südens dem Vordringen der Zivilisation widerstanden. Der Chilene liebt es, seinen Stammbaum auf diese Araukaner zurückzuführen. Er setzt ihnen Denkmäler, er verherrlicht sie in den Schulbüchern, er schwingt sich zu ihrem Preise sogar auf den Pegasus, aber in der rauhen Wirklichkeit will er — zum mindesten mit deren direkten Nachkommen nichts zu tun haben.



Ha cessada la lucha sangriente  
Ja es hermano el que ayer invadio.  
Der blutige Streit ist beendet  
Schon ist Bruder der gestern noch Feind.

So heißt es in dem Liede. Aber in Wirklichkeit —

Wie in Argentinien der Peon, so lebt in Chile der Roto an der Seite seiner »China« seine Tage dahin; mühsam, bedrückt und freudlos, weil das Leben in all seiner Jämmerlichkeit doch einmal zu Ende gelebt sein muß. Stumpf und unwissend wie er ist, hat er keine Aussicht, zu seinen Lebzeiten seine Lage zu verbessern; keine Brücke führt von ihm und seiner Klasse hinüber zu den Menschen anderer Volksschichten, die er demütig und unterwürfig nur in der dritten Person mit »Vuestra Merced«, Euer Gnaden anzureden wagt. Sein Großvater war schon Roto gewesen, seine Enkel werden es ebenfalls sein, und so wird es immer bleiben mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes, über das nachzugrübeln er sich nicht die Mühe macht. Ein Roto ist und bleibt eben ein Roto.

Eine besondere Abart des Roto wohnt in der Pampa der Salpeterminen. Es sind die unternehmendsten, die sich hier zusammenfinden, aber auch zugleich die gewalttätigsten und die gewissenlosesten. Man muß sie gesehen haben, wie sie draußen in grellem Sonnenbrande der Wüste, inmitten der salzigen Staubwolken die schweren Calicheblöcke in die Rippkarren der Feldbahn laden, um zu ermessen, was so ein unansehnlicher Bursche an schwerer Arbeit zu leisten vermag; man muß sie aber auch in den langen Nachtstunden an den rohen Tischen in den Wellblechbaracken beim Trinken und beim Würfelspiel beobachtet haben um zu sehen, wie wenig sie ihr schwerverdientes Geld zu schätzen wissen. Gar viele von ihnen sehen, trotz des verhältnismäßig hohen Lohnes, jahraus jahrein nicht einen einzigen Pesoschein.

Alles geht fort für Wein und Würfelspiel, lange ehe es verdient ist. Jede *Officina* unterhält eine sogenannte *Pulperia*, in der, wie bei den Kaufläden der Zuckerpflanzungen in der Gegend von Tucuman, es alles zu kaufen gibt gegen sogenannte *Fichas*. So hat es der Unternehmer in der Hand, die Löhne ganz nach seinem Gutdünken zu regulieren. Gerade zur Zeit meiner Anwesenheit war eine Weile die Luft geladen mit dem, was man in England „*industrial unrest*“ nennt. Die *Kotos* rotteten sich zusammen im *Campamento*, und es sah wirklich so aus, als ob demnächst ein Streik oder noch schlimmere Ereignisse ausbrechen würden. Drohend zogen sie vor das Verwaltungsgebäude, wo der Administrator sie lächelnd empfing.

„Nun, was führt Euch zu mir, *muchachos*?“ fragte er mit der freundlichsten Miene von der Welt.

„*Mas plata! mas plata!*“ schallte es zurück wie ein Orkan aus tausend Stimmen. Die *Peone* drohten mit den Fäusten, die Weiber kreischten, die *Choncheros* fingen an mit *Kalitschestücken* zu werfen, und es gab eine Szene, an der ein *Zola* seine Freude gehabt hätte. Der Administrator aber, der offenbar an so etwas schon gewöhnt war, verlor keinen Augenblick seine Ruhe.

„*Eh bueno*,“ sagte er schmunzelnd, „warum seid Ihr nicht schon lange zu mir gekommen? Ihr wißt doch, daß ich ein Herz habe für die armen Leute. Mehr Lohn wollt ihr haben? — *seguro!* Ihr sollt ihn bekommen!“

Noch am selben Abend wurde ein neuer erhöhter Tarif für alle Arbeiter festgesetzt. Die ganze Nacht über ging es hoch her in der *Pulperia*. Das große Ereignis wurde geziemend begossen. *Tschitscha* und *Anisado* floßen in Strömen. Die *Fichas* rollten über den *Sadentisch* und — nun ja, wer fragte an solch großem Tage darnach, ob der *Pulpero* die Preise um ein paar lumpige *Centavos* heraufgesetzt



hatte! So war die soziale Frage wieder einmal zur allgemeinen Befriedigung gelöst, und das Gewitter, das am frühen Morgen drohend am Himmel gestanden, hatte sich bei sinkender Nacht in eitel Wonne und Seligkeit aufgelöst. —

Doch es wird Zeit, daß ich nach dieser Orgie von Belehrung und Gelehrsamkeit auf allen möglichen Gebieten den Faden meines Garns wieder aufnehme.

Es war, als ob die Maltöpfe und die Farbenquaste mich durch ganz Chile verfolgten. Eines Tages stand ich wieder auf der Leiter und pinselte in der grellen Sonne. Der Verwalter der Officina hatte uns den neuen Anstrich des Verwaltungsgebäudes übertragen. Fünfhundert Pesos sollten wir für die Arbeit erhalten, und das Material lieferte das Werk. Es versprach ein lohnender Vertrag zu werden. Und wir waren fleißige Arbeiter. Der Steuermann mischte die Farben und wir anderen malten. Aber es war diesmal keine Malerei nach chilenischer Mode, wie ich sie von Michel Angelo und Paul dem Taucher erlernt hatte. Der Steuermann stand dabei und sah zu, daß die Arbeit ordentlich getan wurde. Wehe, wenn er einen von uns dabei ertappte, daß er in seiner Arbeit einen »Feiertag« gelassen hatte! Er konnte sich auf ein gewaltiges Bootsmannsdonnerwetter gefaßt machen. Nach acht Tagen war die Arbeit getan. Wir bekamen eine Anweisung auf 600 Pesos und sagten uns nun mit den Heinzelmännchen:

Sind wir nicht Knäblein, hold und fein?  
Was sollen wir länger Schuhmacher sein?

Wir hatten genug von der Pampa mit ihren heißen Tagen und bitterkalten Nächten. Genug von den salzigen Galletas und dem salpetrigen Trinkwasser. Der Steuermann und der Koch wollten durchaus nach Nordamerika,

während ich noch immer australische Reisepläne hatte. So beschlossen wir denn, nach der Küste zurückzukehren.

Da wir viel Geld hatten, reisten wir diesmal gesittet im Personenzug, wenn auch nur »Sekunda«, mitten unter schmutzigen Kotos und lärmenden Bambinos. Ein bleicher, schwarzhaariger Jüngling mit einem vorgebundenen Verkaufsbrett wanderte von einem Wagen zum anderen und verkaufte Bananen, Apfelsinen, Zigarillos und die neueste Nummer der »Caras y Caretas«. In einer dunklen Ecke klimperte ein kokakauender Indianer auf einem Banjo. Gerade mir gegenüber saß eine junge Frau, die ein kleines Kind in den Armen hielt. Das arme Würmchen hatte den Kopf bis zur Unkenntlichkeit verbunden, und es wimmerte leise vor sich hin.

„Was ist's mit dem Chicito?“ fragte eine nebenan sitzende alte Frau mit bedauernder Miene.

Dann erzählte die Mutter, wie der kleine Junge neben der Dampfmaschine gespielt hatte und wie dann plötzlich der Dampf herausgeschossen kam und dem Chicito den kleinen Kopf so sehr verbrannt habe, daß man ihn kaum wieder erkenne. Der Arzt meine, daß wohl nicht mehr viel zu hoffen sei.

„Qué desgracia!“ sagte der Alte erschreckt.

„Pobrecito! Pobrecito!“ meinten die anderen Frauen, die auch zugehört hatten.

„Aber die Ärzte, die wissen noch lange nicht alles!“ fuhr die junge Frau unter Tränen lachend fort. „Was weiß so ein Quackfalber in der Pampa! Ich werde ihn zu einem großen Arzt in Antofagasta bringen. Der hat eine wunder-tätige Salbe, die alles das so schnell kurieren wird, daß man nicht Zeit hat, darüber ein Vaterunser zu sagen. Ich werde eine Kerze stiften für die Santa Beronica. Ich werde in die Kathedrale gehen und zu den Heiligen beten. Nein, nein!



Meinen Chicito lasse ich mir nicht nehmen! — Sehen Sie nur, Señora! Es ist ja jetzt schon viel besser geworden. Er hat gar keine Schmerzen mehr. Er ist schon ganz still.“

Und wie sie vorsichtig das Tuch beiseite schob, um den anderen das Kind zu zeigen, da huschte plötzlich eine aschfahle Farbe über ihr bleiches Gesicht, und aus ihren Augen starrte ein Blick des Entsetzens, wie ich ihn noch nie gesehen. — Das Kind war tot.

Im nächsten Augenblick kam der Schaffner angepölkert.

„Ja, das geht nicht, Señora,“ sagte er streng, „für eine Leiche müssen Sie Ertragebühren bezahlen.“

„Was sagen Sie, Señor?“ fragte die Frau verständnislos.

„Bezahlen, Señora! Bezahlen!“

„Wieviel wollen Sie?“

„Fünf Pesos.“

Mechanisch griff sie nach der Mantilla, wo sie die Pesos aufbewahrte, und entrichtete ihren Obolus an den heiligen Sankt Bürokratius. Als ihr aber der Beamte auch die Leiche wegnehmen wollte, da fauchte sie ihn an wie ein wildes Tier. Sie presste das tote Kind noch stärker an sich und ließ es nicht mehr los während der ganzen Reise. Da saß sie auf der Bank mir gegenüber ganz still und unbeweglich. Sie machte kein Geschrei, und sie weinte nicht. Sie hörte nicht auf die Stimmen der Weiber, die ihr Trost zusprachen. Sie starrte nur immer vor sich hin mit großen, schwarzen, tränenlosen Augen. Mir wurde ganz unheimlich zumute.

So fuhren wir während des ganzen Tages durch die heiße, steinige Wüste der Küstenfordilleren, und erst als die Sonne unterging und schon vereinzelte Sterne am stillen Abendhimmel standen, tauchte wieder das blaue Meer in

seiner Schönheit auf, und in der Ferne lag der Hafen von Antofagasta. Wir schauten begierig aus nach der Reede und musterten die Schiffe, die wir alle an der Tafelage kannten. Die »Comliedbank« war nicht mehr darunter.

## Ein Rüstenbummel.

Salzwasser und Teergeruch. — Hohe Politik. — Das vernichtete Deutschland. — An Bord des „Maipó“. — Der magnetische Hahnenkampf. — Ihre Majestät, die Seekrankheit. — Jaique. — Die gestrenge Polizei. — Die Welt durch chinesische Brillen. — Abgebrannt im Seemannsheim. — Auf der „Avanti Savoia“. — Der Millionenkontrakt. — Romantische Arbeit. — Don Felipe, der patriotische Gastwirt. — Wieder in der Pampa. — Der Menschenjäger. — Junin. — Ankunft in Pisagua. — Blumen der Wüste. — Die Drahtseilbahn. — Gefährliche Arbeit. — Peruanische Reisepläne. — Beim deutschen Konsul. — Wieder Seemann. — Heimwärts!

Nun ist mein Garn schon beinahe zu Ende gesponnen. Durch Pampa und Puna bist du mir getreulich gefolgt, und nun wirst du mich wohl nicht im Stiche lassen wollen, wenn wir noch zulezt ein kleines Ende über die blaue Südfsee fahren.

Es war Mittag, als wir in Antofagasta ankamen. Die Hitze tanzte über den Dächern, und die Sonne brannte auf den Sand der Straßen. Eine Weile setzte ich mich auf die Bank auf der Plaza, wo ich so oft mit Michel Angelo gefessen hatte. Die salzige Seebriese rauschte in den Palmkronen, und vom Strande kam der Donner der Brandung wie ein Gruß aus der Ferne. Ein scharfer Teergeruch lag in der Luft. Noch nie hatte mir Antofagasta so gut gefallen wie heute.

Aber es war nicht mehr dasselbe Antofagasta, das wir vor einem Monat so sang- und klanglos verlassen hatten. Eine Atmosphäre nervöser Erwartung lag in der Luft. Jrgend etwas war vorgefallen, von dem uns droben in der



weltverlassenen Pampa nichts zu Ohren gekommen war. An allen Ecken standen eifrig gestikulierende Menschengruppen und studierten Extrablätter. Schmutzige Gassenbuben rannten wie besessen durch die Straßen und schwenkten die neueste Nummer des »Mercurio«.

„La guerra! La guerra! La guerra franco-alemana!“ riefen sie mit gellender Stimme. In den Kaffeehäusern saßen die Studierten und Überstudierten — die »Intellektuellen« mit den langen Haaren und den schwarzen Fingernägeln, die überall auf der Erde die gewerbsmäßigen Deutschenfresser sind, und gossen einen Extravermuth in den Kaffee und rieben sich schmunzelnd die Hände und belehrten einander mit wichtiger Miene:

Daß nämlich, wie die Dinge liegen,  
Die Preußen nächstens Schläge kriegen.

Vor dem deutschen Konsulat standen deutsche Seeleute — Matrosen, Steuerleute und Kapitäne — bunt durcheinander. Und da keiner von diesen ein Wort Spanisch verstand, las ich ihnen die Weisheiten von »Neuter« und »Havas« aus der Zeitung vor. Ewig sehe ich vor mir das Bild eines alten Schiffskapitäns, der sich unter der Menge befand. Er hörte nur mit halbem Ohr zu, denn Russ' und Franzos schienen ihm nicht im geringsten zu imponieren. Als er aber hörte, daß möglicherweise die Engländer auch mit von der Partie sein würden, da blickte es auf in seinen blauen Augen.

„Wat! De Engelsmann? — Junge, Junge! darauf heb ik man bloß all min Levtid ward!“

Und er gab mir mit seiner Bärenzacke einen Klaps auf die Schulter, den ich acht Tage nachher noch spürte.

Aber es war wieder einmal ein falscher Alarm gewesen. Als am nächsten Tage die Zeitungen herauskamen, da schrien

die Gassenbuben noch um eine Tonlage lauter, und die Leute gestikulierten womöglich noch mehr als tags zuvor. Der Friede war gesichert. Deutschland vernichtet. England, Frankreich und Rußland hatten die Marokkosache in die Hand genommen und Deutschland eine zerschmetternde Niederlage beigebracht. Die »Deutsche Bank« war bankrott, die Reichsbank hatte ihre Zahlungen eingestellt. Panik. Sturm auf die Sparkassen. Bleiches Entsetzen überall. Revolution! Auf der Hasenheide hatten 100 000 Menschen eine Demonstration veranstaltet, und Liebknecht — der „große Volkstribune“ — hatte bei der Gelegenheit eine Rede gehalten, deren Text man Wort für Wort bis nach Chile telegraphiert hatte.

Und warum das alles? Warum dieser entsetzliche Zusammenbruch? Weil — die Russen ihre Guthaben aus den deutschen Banken zurückgezogen hatten!!

So stand es in der Zeitung an jenem gewitterschwülen Novembertag des Jahres 1911. Und wir haben's alle geglaubt. Ist es ein Wunder, wenn man monatelang mit »Reuter« und »Havas«-Depeschen gesüttert wird, ohne von deutscher Seite ein Wörtchen der Erwiderung zu hören?

Und da kann ich es mir nicht versagen, gerade an dieser Stelle meiner Erinnerungen einen Sprung vom Wege zu tun, der mich geradeswegs hineinführen wird in das Gebiet der hohen Politik:

„Es mögen wohl Menschen und Meerungeheuer getötet werden,“ sagt der Apostel Paulus im Römerbriefe, „aber die Zunge kann niemand töten, das unruhige Übel voll tödlichen Gifts.“ Schlimmer als die Zungen ist jedoch die Feder, schlimmer als diese die Druckerchwärze, und am schlimmsten der tickende Fernschreiber, der über Länder und Meere hinweg alltäglich die Neuigkeiten verbreitet, die schreiende Gassenbuben in den Straßen ausbrüllen.



## Sensation . . . Sensation . . .

Das Wort — zumal das gedruckte und vor allem das telegraphierte — ist in der modernen Zeit im Streite der Völker eine Waffe geworden, die wirksamer ist als alle Kanonen. Wir müssen heute feststellen, daß diese Waffe in den letzten zwanzig Jahren allein im Dienste derjenigen gestanden hat, die heute unsere Feinde sind, und die es verstanden haben, durch eine unablässige Schlammslut von Verleumdungen und Entstellungen den deutschen Namen bis hinein in die entferntesten Erdenwinkel zu vergiften.

Aber das ist wohl nur so eine — wie sagt man doch? — alldeutsch-schwerindustrielle Heze?

Mag sein. Ein halbes Leben lang habe ich in fremden Ländern die Weltgeschichte durch die Brillen von Reuter und Havas betrachtet, und dabei nie etwas entdeckt, das für Deutschland günstig ausgesehen hätte. Was immer Unangenehmes in unserem Vaterlande passiert, das wird in aller Behaglichkeit breitgetreten, während das Gute und Schöne fein säuberlich totgeschwiegen wird. Hat — um nur ein Beispiel herauszugreifen — ein Zeppelin eine staunenerregende Rekordfahrt gemacht, so werden Reuter und Havas sich in Schweigen hüllen. Will es nun aber das Geschick, daß dieses selbe Luftschiff eines Tages irgendwo verbrennt, so kann man ruhig seinen Kopf darauf wetten, daß am anderen Morgen die Straßen von Antofagasta von dem Ereignis widerhallen.

Ein anderes Beispiel: Ein deutscher Gelehrter entdeckt die Röntgenstrahlen oder sonst etwas Schönes. Havas schweigt. Es werden mit Hilfe dieser Entdeckung aufsehenerregende Heilungen vorgenommen, und noch immer ist Havas stumm. Einige Monate später wird nun diese selbe Röntgenmethode auch im Pasteurinstitut in Paris angewandt, und sofort sind alle Überseekabel lebendig mit der

großen Neuigkeit. „Le fameux savant, Monsieur Röntgen.“  
— Natürlich ein Vertreter der großen Nation!

So ging er durch viele Jahre, der „Krieg vor dem Kriege“, der den deutschen Namen in aller Herren Ländern vergiftete. Deutschland das Land der ideenlosen Unkultur, das Land der Knechtschaft, der Tyrannei, des slavischen Gehorsams, das Land der Pickelhauben und des Militärstiefels, des morschen, verrotteten Bürokratismus und der nimmer endenden Sittlichkeitsskandale.

Wer hatten wir nicht auch unser Wolff'sches Telegraphenbüro? Gewiß. Es war eine ganz vortreffliche Einrichtung, wäre gewiß noch viel vortrefflicher gewesen, wenn sie nicht einen kleinen Schönheitsfehler gehabt hätte. Sein Hauptaktionär war nämlich — der Baron Reuter!

Weltgeschichtliche Ereignisse greifen mit langen Fingern in die Geschicke jedes einzelnen Menschen ein. Sogar den Strandläufern an der chilenischen Küste stören sie ihre bescheidenen Kreise.

Nun war es am Ende doch nichts mit der Reise nach Australien. — Aber wenigstens von Antofagasta wollten wir fortkommen, ehe die Kriegsfurie über die Meere legte. So lösten wir denn bei der chilenischen Dampfschiffahrtsgesellschaft Fahrkarten nach dem weiter nördlich gelegenen Salpeterhafen Iquique.

Am frühen Morgen des nächsten Tages ging es schon in See. Es war ein herrlicher Morgen. Weiße Möwen schwebten über der blauen Flut, und der helle Sonnenschein glitzerte über dem Kielwasser des Dampfers. Bald war nur Himmel und Wasser und nur noch ganz in der Ferne, über dem Horizont die dunkle Linie der felsigen Küste zu sehen.

Das Schiff, mit dem wir fuhren, war der »Maipo«; ein alter Rastri. Das verschossene und verblichene Tauwerk schien aus Nelsons Zeiten zu stammen. Die Stachen klapper-



ten, und die Blöcke kreischten, wenn der Wind durch die Takelage fuhr. Ein landwirtschaftlicher Duft kam aus dem Laderaum, wo stampfende Pferde und brüllende Kinder dicht beieinander standen. Auf dem Verdeck sah es aus wie an Bord eines Walfischfängers. Ein buntes Durcheinander von Kisten und Ballen und anderen Verpackungsgelegenheiten. Längs der Steuerbordreeking lagen Säcke mit Zwiebeln und Süßkartoffeln. Vor dem Fockmast standen nasse Heringsfässer neben sauberen Kisten, die nach würzigen Bananen und süßen Ananas dufteten. In anderen Kisten gackerten die Hühner, und vorwitzige Gänse streckten zischend ihre langen Hälse durch den Lattenverschlag. Eine große Eierkiste war aufgebrochen, und der geschäftstüchtige Steward verkaufte den Inhalt für drei Centavos das Stück. Oben auf der Back lagen unter dem Sonnensegel Männer, Frauen, Hunde und Katzen in buntem Durcheinander. Die Weiber thronten auf schmutzigen Kleiderbündeln, und ihre großen schwarzen Augen schauten ausdruckslos in die Weite; die Männer — richtige verwahrloste Kotos von der schlimmsten Sorte — kauerten auf dem Verdeck und spielten mit schmierigen Karten. Ein Caballero mit schmutzigem Stehtragen, knallrotem Poncho und funkelndem Diamantring, der wie ein kleiner Gott zwischen den anderen auf und ab promenierte, fragte mich herablassend nach dem Woher und Wohin.

„Nach Iquique? Und dann nach Peru? Qué diablo! Ja, Freund, sind Sie denn verrückt?“

Inzwischen hatte jemand zwischen den Hühnerkisten einen Hahnenkampf in Gang gesetzt, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Die Kotos unter dem Sonnensegel ließen das Kartenspiel im Stich. Die Weiber sprangen von ihren Kleiderbündeln auf, die rußigen Heizer kamen schweißtriefend aus dem Maschinenraum, und selbst der Kapitän, der eben die Sonne aufnehmen wollte, steckte den

Sextanten in die Tasche und eilte zum Schauplatz, wo die beiden Kampfhähne mit gestreckten Hälsen und gesträubtem Gefieder einander gegenüberstanden. Jeder Zoll ein Kaufbold.

„Gib's ihm, Kleiner! — Bravo, mein Herzkäser!“ riefen die Kotos ermunternd ihren Schüßlingen zu.

Die Nickel- und Kupferstücke rollten über das Verdeck. Dann kamen die schmierigen Besoscheine aus den Hosentaschen. Immer höher wurden die Wetten. Immer wilder flogen die Federn. —

Der Bolsero kam herbei und verbot den Unfug, worauf wieder jeder seinen Platz unter dem Sonnensegel aufsuchte. Dann begann sich allmählich die lange Dünung des offenen Meeres bemerkbar zu machen. Unter den Kotos fing an die Seekrankheit zu rumoren, und dann — du lieber Gott! — Und dann —

Auf den heißen Tag kam eine kühle, erfrischende Nacht. Eine echte Südseennacht mit all ihrem Zauber. Das südliche Kreuz stand hoch am Himmel. Der Passatwind rauschte im Tauwerk, und im Kielwasser des Dampfers glühte und funkelte das Meeresleuchten wie tausend Diamanten.

Am nächsten Abend kam eine hohe, steile Küste in Sicht, während das Meer ringsum immer seichter wurde. An einzelnen Stellen zogen sich die Brandungsriffe als lange, weiße Streifen durch die blaue Fläche, und da und dort ragten schwarze Klippen aus dem Wasser, auf denen stolze Pinguine, lärmende Möwen und zierliche Kaptauben nisteten. Ein Motorboot kam vom Lande und brachte einen dunkelhäutigen Lotsen an Bord, der uns durch das Gewirr von Riffen und Klippen in eine weite Bai hineinsteuerte. Wir fuhren vorbei an den ruhigen Dampfern und den stolzen Segelschiffen, die auf der Reede lagen, bis wir endlich kaum hundert Faden von dem Lande vor Anker gingen.



Vor uns lag die Küste so kalt und tot wie drunten in Antofagasta. Auf dem vorgelagerten Flachland breitete sich eine Stadt mit ihren weißen Hauswänden und den flachen Wellblechdächern, von denen der Sonnenschein zurückprallte. Das war Iquique. (Die Engländer sagen: Eikweikwe.)

Wir hatten kaum Anker geworfen, als die »Lancheros« unseren Dampfer überfielen wie ein Heuschreckenschwarm. Die Lancheros sind der Schrecken der Reisenden an der chilenischen Küste. Diese meist baumlangen Kotos stürzen sich wie die Furien auf ihre Opfer und bestehen darauf, sie mit ihrem Boot an Land zu bringen. Meist verlangen sie zunächst zehn Pesos für die Überfahrt, aber es genügt ein entrüstetes „pero hombre . . .“, um ihre Ansprüche auf die Hälfte herunterzuschrauben. Dann wird noch eine Weile gehandelt mit einem großen Aufwand von ciceronischer Beredsamkeit und voluminösen Gesten, bis man endlich für fünfzig Centavos an Land gefahren wird.

Da waren wir endlich in Iquique!

Gleich an der Landungsbrücke empfing uns ein uralter Polizeibeamter in schäbiger Uniform, der uns pflichtschuldig nach dem „Woher“ und „Wohin“ fragte.

„Wohin?“ wandte er sich an mich.

„Nach Iquique.“

„Bueno. — Und Ihre Kompagneros?“

„Die gehen auch nach Iquique.“

„Bueno.“

Nach solch strengem Verhör durften wir ungehindert unseren Weges ziehen.

Iquique zeigt sich nicht viel anders als Antofagasta. Niedrige Häuser, flache Dächer. Viel Holz und Wellblech. Sand und Sonne. Längs der Hafensfront stand eine Kneipe neben der anderen. An den Straßenecken lungerten die Strandläufer. Ein Feuerbas, der uns für gute Preise hal-

ten mochte, kam auf uns zu. „Hallo, boys,“ sagte er mit öligler Freundlichkeit, aber ich schaute ihn gar nicht an. Ich dachte an den alten Thomas Murray in der Batteriestraße in San Franzisko. — Ja, und an die drei Jahre auf dem Walfischfänger, die mich diese Bekanntschaft gekostet hatte!

Draußen in der Vorstadt Iquique, in einem der zahlreichen chinesischen Gasthäuser, fanden wir Unterkunft. Es war ein Gasthaus minderer Güte, mit knarrendem, sägemehlbestreutem Fußboden und wachstuchbezogenen Tischen. Aber es war sauber wie alle chinesischen Gasthäuser. Und vor allem: es war billig. Hier, in dieser Herberge, schien der chinesische Klub von Iquique zu tagen. Allabendlich, wenn die anderen Gäste schon fast alle abgesspeist waren, versammelten sich die Söhne des Himmels der ganzen Nachbarschaft und tranken Tee und aßen chinesische Nudeln nach ihrer Sitte mit kleinen Stäbchen, und es war ein Geschnatter, daß man kaum mehr sein eigenes Wort verstand. Da sie aus verschiedenen Gegenden Chinas mit verschiedenen Sprachen stammten, bedienten sie sich eines Tutti-frutti aus Spanisch, Chinesisch und Pidgin-Englisch als Lingua franca. Es war sehr interessant, ihnen zuzuhören. Aus ihren wirren Reden konnte man mehr als aus dem dickleibigsten Kompendium über China und die Chinesen lernen. Meist schimpften sie auf die Japaner. Aber nicht alle. Da war einer, der schon seit zehn Jahren bei einem Landsmann in einer Dampfwäscherei beschäftigt war. Er war ein armer Teufel, und meist hatte er kein Geld, so daß die anderen seinen Tee und seine Nudeln bezahlen mußten. Aber reden konnte er wie ein Buch. Giftige Reden an die chinesische Nation. Die Gringos — so sagte er — die haben ihre Rolle schon beinahe ausgespielt, und mit den Chilenos ginge es auch schon bergab. Dann kämen die gelben Herrschaften an die Reihe. Die Japaner,



die machten sich jetzt schon gemächlich breit in Chile. Und hinter ihnen stünden wie eine Wetterwand die Massen der Chinesen. Nur abwarten! Noch ein paar Jahre.

Wenn er diese giftigen Worte hervorsprudelte hinter der unbeweglichen Maske seines Mongolengesichtes, in dem nur die kleinen Schlitzaugen fanatisch flackerten, da erschien er mir jedesmal wie die Fleisch und Bein gewordene gelbe Gefahr. —

Acht Tage lang lauschte ich so allabendlich auf das Geschnatter der Söhne des Himmels; acht Tage lang lief ich unruhig umher in den heißen Straßen der fremden Stadt. Was wollte ich nur in Iquique? Ich hätte etwas darum gegeben, wenn ich es selbst gewußt hätte. Noch nie war ich so unruhig gewesen. Die nimmer endende Brandung des blauen Meeres fing an, mir im Kopfe zu rumoren. Die großen Segelschiffe auf der Reede hatten mir es angetan. Jämmerlich, fade und erbärmlich erschien mir so ein Landrattendasein, wenn ich an die Zeiten dachte, da ich noch in lauen Nächten auf der Luke gelegen, wenn der Passatwind die Segel füllte und der helle Mondschein über dem Kielwasser glitzerte. Das alles konnte noch einmal zur Wahrheit werden, wenn — ja, wenn diese verwünschten Kasten nicht samt und sonders nach Europa bestimmt wären! Und ich wollte, nein ich mußte doch unbedingt nach Australien gehen! Damals, an der Santa Febahn, als ich Abschied nahm von den deutschen Kunden, die nach dem Gran Chaco machten — es war wohl eine Ewigkeit seither vergangen! — hatte sich die Idee zuerst im Kopfe festgesetzt; von da an war sie mit mir gegangen durch die Urwälder und Zuckerrohrfelder und über die Berge Boliviens bis hinunter zur Küste: Australien — Australien. — Das war die fixe Idee, die mich monatelang besessen hielt. So war es lange immer weiter gegangen von Ort zu Ort, von

Land zu Land, und so hatte es mir auch gefallen. Aber nun, da man endlich, endlich am blauen Meere stand, wo die stolzen Schiffe unternehmungslustig auf den unruhigen Wellen schaukelten und alles ringsum von fernen Ländern und von großen Reisen erzählte, da lag man wochen- und monatelang tatenlos am Strande wie ein zerlumpter Strandläufer. Es war, mit einem Wort, zum verzweifeln.

Mit der Reise von Antofagasta nach Iquique war ich aus dem Regen in die Traufe gekommen. Hier wie dort saßen die Strandläufer auf dem Geländer der Landungsbrücke wie die Raben auf dem Zaungitter, und warteten auf Arbeit und beteten im Geheimen, daß sie sie nicht finden würden. Nur war hier ihre Zahl noch größer und von Arbeitsgelegenheit war weit und breit überhaupt nichts zu sehen. Ein dicker Irländer mit einem roten Bart, so lang wie der des Rübezahl, versicherte mir auf Ehrenwort, daß er vor Zeiten als glattrasierter Gentleman von Bord eines norwegischen Seglers weggelaufen sei und seither keinen Streich Arbeit getan hätte, obwohl er täglich seine zehn Stunden auf der Landungsbrücke gewissenhaft absitze und darauf warte. Freilich, nach Europa könne man Schiffe finden, soviel man wolle. „Aber nach Europa! Ha! Ha! da müßte ich erst meinen Verstand ganz verkaufen, ehe ich so etwas tue!“ Das war die allgemeine Ansicht. Iquique sei das Fegfeuer, aber Europa die Hölle. Und doch: Was blieb am Ende anderes übrig? Die Tage gingen vorüber ohne Ermatten; die Pesos wurden immer weniger, und eines Tages fand ich mich auf dem Pflaster von Iquique ohne einen Centavo in der Tasche; ein Strandläufer wie alle anderen. Das war nun keineswegs verwunderlich. Seit der Landung in Buenos Aires war der Geldmangel chronisch gewesen, aber wenn es auch oftmals knapp und zuweilen sehr knapp hergegangen war, so hatte es doch immer noch



ausgereicht für den notwendigsten Unterhalt. Nun aber — ja, nun war ich am Ende meines Lateins, und es blieb mir wohl nichts anderes übrig, als nach einem Freiquartier Umschau zu halten, wie die anderen Strandläufer. Man kann auch ohne Geld durch die Welt kommen, wenn man sich auskennt. —

In einer schmutzigen, abgelegenen Straße stand ein graues, wenig appetitlich aussehendes Haus, an dem mit großen Buchstaben zu lesen stand:

„British Sailors Home.“

Nur mit schwerem Herzen konnte ich mich entschließen, dort mein Glück zu versuchen. Immer habe ich einen Widerwillen gehabt gegen Seemannsheime, zumal gegen die britischen. Der Brite ist maßlos stolz auf seine „blue jackets“. Er feiert sie in seinen Festreden, er preist sie in den Geschichtsbüchern, er besingt sie in seinen Liedern, aber in der rauhen Wirklichkeit läßt er sie verkommen. Die Hungerationen von Hartbrot und Salzfleisch, die zudem noch zumeist in verdorbenem Zustand den Matrosen auf englischen Schiffen verabreicht werden, sind eine Schmach für eine Nation, die ihren Seeleuten ihr ganzes Leben verdankt. Die Bezahlung ist erbärmlicher, als die des geringsten Arbeiters an Land — und nun gar erst die Seemannsheime! Oft schon habe ich mich gefragt, was die wohlthätigen Leute, die derartige Einrichtungen in die Welt setzen, sich eigentlich unter einem Seemann vorstellen. Zumeist sehen sie wohl in ihm ein höchst hilfloses und bemitleidenswertes Geschöpf, ein großes, dummes Kind, das um jeden Preis vor den Tücken der bösen Menschen bewahrt werden muß. Kaum ist er der Vormundschaft des Schiffes entlaufen, so will man ihn schon wieder bemuttern und entmündigen für die paar, ach, so seltenen Tage der Freiheit, die er genießen darf in seinem harten Leben. Wenn ich so ein Seemanns-

heim einzurichten hätte, so würde es jedenfalls erheblich abweichen von dem gewohnten Muster. Ich würde die Seeleute behandeln als das was sie sind: Nämlich als Männer, und zwar ganze Männer, die täglich ihr Leben einsetzen müssen im Kampf ums Dasein. Anstatt der frommen Traktätchen, die unbeachtet auf den Tischen herumliegen und eine muffige Atmosphäre erzwungener Frömmigkeit verbreiten, würde ich eine Bibliothek einrichten mit Büchern, die von Schiffbrüchen und Löwenjagden, von Fahrten und Abenteuern und von den Taten großer Männer nur so triefen. Ich würde — aber ich werde wohl nie in die Versuchung kommen, so etwas in die Wirklichkeit umzusetzen. —

Es war also ein Seemannsheim von der gewohnten Sorte. Durch den kahlen Hausgang, der mit Wibern von dem verlorenen Sohn sinnreich und zweckentsprechend geziert war, gelangte man in einen großen, düsteren Raum mit einem endlos langen Tisch, auf dem fromme Traktate und dicke Erbauungsbücher unordentlich herumlagen. Zwei Schiffsjungen spielten Mühle, und ein alter Strandläufer war mit der Pfeife im Mund schon halb eingeschlafen über einem dicken, mit Eselohren reich geschmückten Zeitschriftenband aus dem vorigen Jahrhundert. Fromme Sprüche an den Wänden ermahnten den Sünder zur Selbstbesinnung.

Der Hausvater — ein unangenehm aussehender Mensch mit einem Gesicht wie ein Preiskämpfer — schien keineswegs erfreut über den Zuwachs seiner Gemeinde. Mürrisch nahm er den Zettel, den ich vom englischen Konsulat mitgebracht hatte, und während er die Personalien in das große Buch eintrug, murmelte er allerlei höchst unheilige Respektswidrigkeiten vor sich hin. „Noch so ein Londoner Tagesdieb! Die Sorte ist nicht umzubringen. Wenn es



so weitergeht, werden wir bald ganz White Chapel hier haben.“

Acht Tage habe ich in diesem Seemannsheim zugebracht; acht lange und langweilige Tage. Sie waren so gut wie acht Tage im Gefängnis. Tagsüber saßen wir in dem großen Saal an dem langen Tisch und maulten und räsonierten über die Schlechtigkeit der Welt und die der Seemannsheime insbesondere. Gleich in der ersten Stunde nahmen mich ein paar im Ausgang umherlungernde Habituees ins Gebet.

„Was? Spanisch kannst du sprechen?“ redete mich ein rothaariger Irländer an, als er hörte, wie ich dem vorübergehenden Hausdiener etwas in seiner Muttersprache zurief. „Spa—nisch! Wirkliches Spanisch! Und da treibst du dich hier herum in dieser Räuberhöhle, wo doch das Geld für dich auf der Straße herumliegt! Mensch, wenn ich Spanisch könnte! In einer Stunde hätte ich die aller—schönste Stelle.“

„Als was denn?“

„Natürlich Policeman!“

„Wenn ich aber doch gar kein Chilene bin.“

„Als ob's darauf ankäme! Die Hauptsache ist, daß man Spanisch kann; alles andere findet sich von selbst. Goddam, auf der ganzen Welt gibt es kein so schönes Geschäft, wie Schutzmann in Iquique! Von morgens bis abends kannst du drunten an der Landungsbrücke sitzen und dich von der Sonne bescheinen lassen und wirst noch obendrein dafür bezahlt. Und nachts gibt's Freibier in den Wirtschaften und eine Tasche voll Pesos, wenn du ein bißchen verstehst, im rechten Moment ein Auge zuzudrücken.“

Die anderen, die dabei standen, stimmten alle begeistert bei. Schutzmann — Schutzmann in Iquique! Das sei das einzig wahre Feld der Betätigung für einen smarten

und unternehmungslustigen, jungen Mann. Im Augenblick hatte ich selbst Lust, mich auf diesem Gebiet zu versuchen. So vieles war ich schon gewesen in meinem Leben; warum nicht auch einmal Schutzmann? Bei nochmaliger Überlegung kam ich indes zu dem Schluß, daß das unter den gegebenen Verhältnissen doch wohl nicht der richtige Beruf für mich sei. Ich bin dieser Ansicht noch heute, obwohl ich mich manchmal in schwachen Stunden der Zweifel nicht erwehren kann, ob ich nicht damals doch die Gelegenheit meines Lebens verpaßt hätte. —

Das Schlimmste in dieser Anstalt war die Hausordnung. Das Trinken, das Rauchen, das Spielen, das laute Sprechen, ja selbst das Fluchen waren verboten. Desto besser wurde für unser Seelenheil gesorgt. Abends, punkt neun Uhr, war jedesmal eine endlos lange Andachtsstunde, die wir alle mit Geduld und Ergebung hinnahmen als ein unabwendbares Geschick, das man über sich ergehen lassen muß, weil man arm ist. Nach acht Tagen kannte ich schon fast alle Gesangbuchverse auswendig, denn wir mußten uns an jedem Abend von Anfang bis zu Ende des kleinen Büchleins durchsingen.

Happy day, happy day,  
When Jesus washed my sins away —.

Das mußten wir immer zweimal singen, während der Hausvater am Harmonium seine tiefe Bassstimme zum höchsten Diskant hinaufschraubte: „ha — a — a — ppy day —.“

Das Lied vom glücklichen Tag! Dabei war uns keineswegs so gar fröhlich zumute, denn während wir hier saßen und sangen, konnte jeden Augenblick ein bärbeißiger Segelschiffskapitän hereingeschneit kommen und uns allesamt zum britischen Konsul hinüberführen, wo wir für eine Reise um Kap Horn nach Europa anmustern mußten, und davor fürch-



teten wir uns alle wie vor dem höllischen Feuer. Keinen Augenblick war man sicher vor dieser Gefahr, denn draußen auf der Reede lagen viele Schiffe klar zur Abreise, und die Kapitäne schauten sich die Augen aus nach Seeleuten. Wenn es dem Hausmeister einfiel, einen von uns zu empfehlen, so half keine Widerrede, denn man lebte hier sozusagen auf Kosten der kommenden Vorschußnote. Nach acht Tagen wurde mir die Luft zu dick in dieser Umgebung und ich fand es geraten, mich nach einem anderen Unterkommen umzusehen.

Tief drinnen, im dunkelsten Iquique, wo rote Laternen ein zitteriges Licht über die schmutzigen Straßen werfen und die Vergnügungssucht betrunkenener Matrosen die Nacht zum Tage macht, stand eine Spelunke, die noch um einen Grad schmutziger war wie die andern, und wo als Wirtin eine schlampige Frauensperson ihres Amtes waltete, die von den Matrosen die „four-eyed woman“, von den Deutschen insbesondere die „Alle mit die vier Laterns“ genannt wurde wegen ihrer großen Hornbrille, die in dieser Welt der guten Augen unliebsames Aussehen erregte. Böse Gesellschaft führte mich zu der Bekanntschaft dieser vieräugigen Dame. Sie gefiel mir gar nicht, denn sie hatte ein Gesicht wie ein Habicht und lange, knochige Finger, die schon ganz hart geworden waren vom Besozählen. Aber was sie zu mir sagte, das gefiel mir sehr. Eine Hand wäscht die andere, sagte sie zu mir; wir beide sollten Kabrusche machen für einige Tage. Sie wollte mir eine Stelle verschaffen bei der Ausrüstung eines Segelschiffs, das durch den letzten Cyclon arg zugerichtet worden war, und ich sollte dafür an jedem Samstag abend, wenn es Landurlaub gab, die gesamte Mannschaft nach ihrer Spelunke lotsen. Keinen Augenblick besann ich mich, auf diesen Vorschlag einzugehen. Gewiß: sie war der schlimmste Landhaiisch in ganz Iquique; sie war eine Medusa, die die

Unerfahrenheit ehrlicher Arbeitsleute ausbeutete; sie verzapfte einen Whisky, der die Menschen zu Tieren machte; sie betrog die Matrosen um ihr schönes Geld; sie pflanzte Batterien von leeren Flaschen vor den betrunkenen Gästen auf und ließ sie dann dafür bezahlen; es gab auf dieser bösen Welt keinen noch so schmutzigen Trick eines ausgekochten Wasserfronthalunken, den sie nicht kannte, — aber das hielt mich alles nicht ab von dem Kompagniegeschäft. Es gibt auf dieser Erde verschiedene Arten von Moral. Die eine ist für die Millionäre, die andere für die braven Bürgerleute, die dritte für die Armen — ja, und dann gibt es wohl auch noch eine, die nur für die Vagabunden und die Strandläufer da ist. —

Mit einem Zettel der Bieräugigen fuhr ich also hinaus nach der weit draußen auf der Reede liegenden »Avanti Savoya«. Das Schiff fuhr die italienische Flagge. Der Kapitän war ein Schottländer, der Steuermann ein Yankee, der Koch ein Franzose und die Mannschaft aus aller Herren Ländern. Die Arbeit war mühsam und gefährlich. Die Stachen, die die Masten und Stengen an ihrem Platze halten sollten, waren größtenteils zerseht, und so schwebte man in dem luftigen Gebäude der Takelage wie auf einer venetianischen Schaukel. „Well,“ hatte der Steuermann gesagt, als wir uns am Montag an die Arbeit begaben, „'s ist nicht so schlimm, wie es aussieht. Bei der starken Schlagseite des Schiffes muß man immer ins Wasser fallen, wenn dort oben etwas losreißt. Da hat man immer noch eine Chance, während man bei einer Landung an Deck unbedingt zum Teufel gehen müßte.“ Mit dieser tröstlichen Aussicht machten wir uns an die Arbeit und wagten jeden Augenblick unser Leben für lumpige drei Pesos den Tag.

Die meisten Leute liefen gleich wieder am ersten Tage weg, weil ihnen die Risikoprämie doch nicht hoch genug er-



schien, aber ich — ich dachte nicht daran. Nur nicht gleich wieder auf der Straße liegen! Nur nicht jetzt schon wieder mit den Strandläufern an der Landungsbrücke hocken und in den Tag hineinträumen! Wenn du dich weiter mit denen abgibst — so sagte ich mir — so wird es bergab, bergab mit dir gehen, und eines Tages wirst du ein ebenso verkommenes Wesen sein, wie vielleicht der Bunker-Bill in Antofagasta. Möchte es nun kommen wie es wollte, hier bleiben wollte ich und nicht von dort gehen, bis ich das Fahrgeld zusammen hatte zur Reise nach Callao, von wo, wie man mir erzählte, täglich Schiffe nach Australien fuhren. Denn Australien war mit jedem Tage mehr noch immer das Land meiner Sehnsucht. Ich wollte — nein, ich mußte unbedingt nach Australien fahren!

Ganz gewiß wäre es auch bei diesem löblichen Vorsatz geblieben, wenn nicht eines Tages der Koch, der an Land gewesen war, mir einen Zettel meines Ermalergehilfen Peter gebracht hätte, auf dem von einem Millionenkontrakt geschrieben stand, wobei sich im Handumdrehen ein Vermögen verdienen ließ — ein Vermögen!

Das war natürlich eine Gelegenheit, die wir uns nicht entgehen lassen konnten.

Don Manuel hieß der Mann, der uns den großen Auftrag übertragen sollte. Wir trafen ihn in einem Kohlenhof, wo saubere Bretterstöße neben schwarzen Kohlenhaufen standen. Im Hintergrund des Hofes waren ein paar Arbeiter damit beschäftigt, etwas Ordnung zu bringen in ein Gewirr von rostigem Eisen, zerfetzten Tauen und alten, austrangierten Blöcken und Taljen. Don Manuel stand dabei und beaufsichtigte die Arbeit. Er war ein stattlicher, wohlgekleideter Herr und würdigte uns kaum eines Blickes. Nachdem die Leute mit der Arbeit fertig waren, wandte er sich schroff an uns. „Kommen Sie mit!“ sagte er kurz.

Wir folgten ihm zusammen mit einem kleinen Jungen, der Hammer, Meißel und Brecheisen mit sich schleppte. Ich war nun wirklich gespannt, was aus der Sache werden würde. Es war schon dunkel. Der kühle Abendwind rumorte in den Baumkronen auf der Plaza. Durch eine lange, düstere Straße, die nur da und dort von einer trüben Laterne erleuchtet war, kamen wir bis zum Strand. Es war die Zeit der Ebbe. Das felsige Ufer lag weithin bloß, und ein modriger Duft von Tang und Seegras entstieg den zurückgebliebenen Wassertümpeln. Weit draußen brach sich die silberweiße Brandung an den Klippen, und dahinter lag das endlose Meer wie ein dicker Tintenstrich. Es war eine helle, klare Nacht. Die Sterne standen sonderbar feurig am Himmel wie funkelnde Diamanten auf einem samteneu Kleide. „Juanito, mach die Laterne fertig,“ sagte Don Manuel zu dem kleinen Jungen, der mit uns gekommen war, „aber ein bißchen fix. Wir haben nur noch zwei Stunden, bis die Flut zurückkommt.“ Der Junge zündete die Laterne an und ging voraus, um uns den Weg zu zeigen. Es ging über scharfkantige Klippen voll von schlüpfrigem Seegras und über spröde Muscheln, an denen die Leuchtkäfer hingen. Juanitos Laterne pendelte zwischen den hellen Wassertümpeln. Plötzlich standen wir vor einem rostigen, halbzerrfallenen Brack, dessen beide auseinandergebrochene Teile fest zwischen den Klippen eingebettet lagen. Durch einen klaffenden Spalt gelangten wir in das Innere des Bracks, wo es einen mit einer Gänsehaut überlaufen konnte. Das Wasser stand mehrere Fuß hoch im Raume. Die Luft war dumpf und muffig wie in einem Keller. Draußen polterte die Brandung gegen die Bordwand.

„Aufgepaßt!“ rief der Chilene.

Mit einem schweren Hammer klopfte er gegen einen der eisernen Querbalken, worauf pfannkuchengroße Rost-



stücke lossprangen und plätschernd ins Wasser fielen.

„Schade um das schöne Eisen!“ meinte der Chilene, „das liegt nun schon seit zehn Jahren hier, und kein Mensch kümmert sich darum.“

Dann setzte Juanito die Laterne hin, Don Manuel zog den Rock aus und machte sich daran, uns über unsere Arbeit aufzuklären.

„Die Sache ist furchtbar einfach,“ sagte er, „hier an Bord und drüben auf dem Ufer stellen wir je eine Handwinde auf und verbinden die beiden mit einem Kabel, an das wir die an Land zu befördernden Eisenstücke schlingen. Haben Sie verstanden?“

„Ja,“ sagte ich.

„Bueno,“ fuhr der andere fort, „ich zahle Ihnen drei Pesos für den Tag und außerdem einen Peso für jede an Land beförderte Tonne. — Werden Sie zwanzig Tonnen jeden Tag bewältigen können?“

Ob wir das konnten? Zwanzig Tonnen! Dreißig. Nein, vierzig Tonnen sollen täglich über das Kabel wandern! Bierzig Tonnen — vierzig Pesos! Macht den Monat 1200! So viele Pesos hatte noch keiner von uns beiden zusammen gesehen.

Mit dem Feuereifer der neuen Besen machten wir uns am nächsten Tage an die Arbeit. Im Nu war die Kabelbahn hergerichtet und ein paar Chilenos zum Betrieb verpflichtet. Die Eisenplatten begannen sich am Ufer zu häufen. Am Abend kam Don Manuel selbst, um sich vom Fortgang der Arbeit zu überzeugen.

„Zehn Tonnen werden's wohl sein?“ wandte er sich an einige nicht minder elegante Herren, die mit ihm gekommen waren. Die aber lachten.

„Qué esperanza! Wo denken Sie hin, Don Manuel! Höchstens drei!“

Es waren wirklich nur drei Tonnen. Am nächsten Tag waren es vier. Dann wieder drei usw. So ging es eine ganze Woche lang. Dann gaben wir die Sache auf als eine verfehlte Spekulation. Der Traum der Millionen war ausgeträumt. —

Doch da habe ich ganz unversehens einen waschechten Caballero mit Lackschuhen und einem Stehkragen in mein Garn versponnen, wo ich doch sonst nur von Bagabunden, Tagesdieben und anderem Gelichter zu erzählen weiß. — Wie sagt doch der Irländer? „Shor' I know, it's the likes of me, that knows the likes of you.“ Es ist meine Sorte, die deine kennt. So erzähle denn, du geschwägige Feder, nun auch noch ein wenig von Don Felipe und seinen Gästen.

Don Felipe war ein Italiener und liebte seinen Mammon als ein echter Sohn der apenninischen Halbinsel. Seit Menschengedenken unterhielt er ein „debito de vino“ an einer Ecke der Plaza von Iquique, und niemand konnte sich erinnern, daß er je einen durstigen Gast mit einem einzigen Gläschen Caña traktiert hätte. Aber dann brach drüben, über dem großen Wasser, der Tripoliskrieg aus, und der war Don Felipe's Verderben. Nun war seine Spelunke von morgens bis abends mit Gästen gefüllt, und keiner bezahlte. Es hatte sich schnell herumgesprochen, daß der Tripoliskrieg die schwache Stelle des Don Felipe war. Hier das Schema, nach dem man dabei zu Werke gehen mußte:

„Guten Tag, Don Felipe.“

„Guten Tag, Caballeros.“

„Geben Sie uns eine Flasche Wein. Aber nichts von dem mendozinischen Gewächs. Echter Xerez zu drei Pesos die Flasche.“

„Bueno.“

„Und wie steht's mit dem Krieg, Don Felipe?“

„Bueno! bueno! bonissimo!“



„Aber dieser Enver Bei —“

„Bah!“

„Und die Araber —“

„Die fressen wir zum Frühstück.“

„Aber es dauert lange, Don Felipe.“

„Ma, como — como — como vogliamo! Diese Hunde von Arabern gehen um einen ehrlichen Kampf herum wie die Katze um den heißen Brei. Und wenn sie unsere braven Bergsaglieri zu Gesicht bekommen, so huschen sie über den Sand weg wie die Teufel. — Sagen Sie, Caballero, ist das noch eine Art zu kämpfen für Christenmenschen?“

„Ah, Don Felipe! Wenn nun erst die ganze türkische Armee nach Tripolis käme!“

„Ma como! Das wäre uns gerade recht. Die Italiener haben auch ein Herz! Unsere Alpini und Bersaglieri sind die besten Soldaten der Welt. Garibaldi und Vittorio Emanuele haben mehr Siege erfochten als alle anderen Feldherren zusammengenommen. Magenta, Solferino, Montebello —“

„Ja, und Novarra, Custoza, Vissa. Und wie war's denn mit dem General Baratieri in Abyssinien?“

„Basta! Basta, carámba! Machen Sie, daß Sie herauskommen aus meinem Lokal!“

„Aber ich wollte doch noch bezahlen, Don Felipe!“

„Behalten Sie gefälligst Ihre paar Bazen! Von Ihrer Sorte nehme ich keinen Centavo!“

Solche und ähnliche Szenen wiederholten sich alle Tage in der Spelunke, und Don Felipe hat manchen Peso in die Verlustliste des tripolitaniſchen Kriegeß geschrieben.

Unter dieser lärmenden Schar der Gäste in Don Felipe's „debito de vino“ machte ich eines Tages die Bekanntschaft eines gar sonderbaren Menschen. Er sprach Spanisch vom reinsten Akzent; er konnte fluchen wie ein Roto aus der

Pampa und sah doch aus wie ein richtiger deutscher Handwerksbursche. Er war eben dabei, die ganze Schale seines Spottes über die Landsleute des armen Don Felipe auszugießen, als er meiner ansichtig wurde.

„Kenn' Mathilde!“ rief er nach Kundenart, indem er dreimal auf den Tisch schlug, daß die Gläser tanzten, „ja, hab' dich mal nicht so! Ich kenne einen deutschen Kunden, wenn ich ihn sehe!“

Dann ließ er den armen Don Felipe links liegen, setzte sich auf eines der zahlreich umherstehenden Weinfässer und erzählte mir allerlei aus seinem huntbewegten Leben. Er war schon durch ganz Deutschland, Osterreich und Italien gewandert. Er hatte im Orient »getippelt« bis hinunter nach Jerusalem. In Kairo hatte er den leibhaftigen anglo-indischen Bizekönig auf der Straße angesprochen, und in Bombay war er Kammerdiener gewesen bei einem diamantensprühenden Rajah. Dann hatte er sich bei einer Gesellschaft von Tausendkünstlern als Schnellmaler, Gedankenleser und Bauchredner produziert, bis das Schicksal ihn eines Tages an die chilenische Küste verschlagen hatte. Hier gefiel es ihm ausgezeichnet. Chile — das war das Land nach seinem Geschmack. Da seien die Leute so gar nicht peinlich. Wer es fertig bringe, ein Eisen halbwegs gerade zu feilen, der arbeite als Mechaniker, und wer nur das kleine Einmaleins herunterleiern könne, der gehe gleich hinaus in die Pampa und schimpfe sich Ingenieur. Überall finde sich leichte und gutbezahlte Arbeit für den, der nicht auf den Kopf und vor allem nicht auf den Mund gefallen sei. In einem Atemzug nannte er mir die Namen von einem Duzend Salpeterwerke im Hinterland von Iquique, wo man angeblich mit Sehnsucht auf jeden Strandläufer wartete, um ihm eine glänzend bezahlte Stelle anzubieten. Ich war nicht Grünhorn genug, um sein ganzes Gerede für



bare Münze zu nehmen, aber selbst bei einem Abzug von neunzig von Hundert blieb noch genug Verlockendes übrig. Da ich aber ohnehin in Squique nichts mehr zu tun fand und alle Schiffe im Hafen nach Europa verfrachtet waren, machte ich mich von neuem auf die Reise nach dem Innern.

Da war ich nun wieder in der Pampa. — Was ich hier wollte? Ich fing an, darüber nachzudenken, während das Auge unstill umherirrte über das harte, tote Land in seinem nüchternen Kleide von Gelb und Grau. In den Talmulden lagen tiefe Schatten, während das Licht der untergehenden Sonne die Berggipfel vergoldete. An einem Seitengeleise stand eine Bretterhütte, vor der ein bissiger Hund in die Nacht hineinknurrte. Etwas abseits stand auf hohen Pfählen ein Tank für die Lokomotive, von dem dicke, salpetrige Wassertropfen melancholisch herunterfielen. In einer tiefen Mulde neben dem Bahndamm, in der Papiersegen und leere Konservenbüchsen unordentlich umherlagen, hatte jemand ein Feuer gemacht, dessen roter Schein gar anheimelnd in die dämmernde Finsternis leuchtete. Der Mann, der bei dem Feuer saß, kam mir bekannt vor. Es war kein anderer als jener vielgereiste deutsche Kunde, den ich vor einigen Tagen in Don Felixes Kneipe angetroffen hatte.

Er war gerade dabei, das Nachtesseu zu bereiten, und während er umständlich seine Pfeife stopfte, weihete er mich in seine Pläne ein. Er sei auf der Menschenjagd. Zwei Schiffszungen seien neulich von einem Segelschiff desertiert und ihr Konsul habe ihnen einen Steckbrief hinterher geschickt, weil der Vater — ein reicher Pfefferack von einem Bremer Senator — fünfhundert Pesos Belohnung auf ihre Ergreifung ausgesetzt habe. Nun werde er hier warten an dieser engen Gasse und sich den Wagen Geld verdienen. Wer gut zu warten verstehe, der verdiene oft in einer halben

Stunde mehr, als mancher, der sich eine ganze Woche über mit Arbeit abmühe. Sein ganzes Leben lang habe er noch nicht viel anderes getan, als gewartet.

Ich hörte nur mit halbem Ohr auf sein Gerede, denn draußen zwischen den Felsen und den Sanddünen wehte ein kalter Wind, in der Dunkelheit rumorten allerlei unheimliche Geräusche und es war mir gar nicht wohllich zumute, wenn ich daran dachte, wie es mir ergehen würde, wenn ich nun trotz allem und alledem wieder so ziel- und zwecklos in dieser salzigen, sandigen Einöde umherwandern sollte. Sobald ich meine Suppe aus Reis und Büchsenfleisch an dem Feuer gekocht hatte, marschierte ich weiter in die nachtschwarze Pampa hinein. —

Doch ich will eine lange Geschichte kurz machen.

Tagelang marschierte ich in der Pampa umher. Hunderte von Kilometern über Steine und Geröll durch brennende Tage und eiskalte Nächte. Die entlegensten Salpeterwerke besuchte ich auf der Suche nach Arbeit, aber niemand wollte von meinem Angebot Gebrauch machen.

„Von welchem Schiff kommen Sie denn?“ war immer die erste Frage.

„Von gar keinem.“

„Ja, das kennt man schon!“

Die Pampa war überlaufen mit durchgebrannten Seeleuten. Kein Tag verging, ohne daß man einer Horde von ihnen begegnete. Alle Nationen waren vertreten: Engländer, Franzosen, Yankee, Scandinavier. In neunzig Fällen vom Hundert aber waren es Deutsche. Natürlich! Wer anders als ein Deutscher kann selbst hinter einer wüsten chilenischen Felsenküste ein Paradies vermuten?

Bald hatte ich genug von der Pampa und machte mich auf den Weg nach dem Salpeterhafen Junin. Es war ein langer und heißer Weg, der dorthin führte. Stundenlang



wanderte ich auf den holprigen Schwellen einer Schmalspurbahn durch die schattenlose Pampa, bis hinter einer Bodenerhebung ein Lagerstuppen auftauchte, vor dem sich die Salpetersäcke zu mächtigen Haufen türmten. Ein paar Eisenbahnwagen standen verstaubt und verlassen auf den Schienen. Zwischen den Geleisen spazierte eine magere Ziege, die sich an den umherliegenden Sackresten und Papiersegen gütlich tat. Im Westen, weit hinter den Sanddünen, blitzte das blaue Meer, in das eben die Abendsonne in feuriger Majestät hinuntertauchte. Weit unten, in schwindelnder Tiefe, standen entlang eines sandigen Strandes ein paar Schuppen aus Wellblech und ein paar Bretterhütten. Das war Junin.

Entlang der Drahtseilbahn, die von dem auf der Höhe gelegenen Lagerstuppen nach dem Strande führt, kletterte ich den steilen Abhang hinab. Als ich unten ankam, war es schon ganz dunkel. Die einzige Straße, die am Strand hinführte, lag still und finster da. Nur draußen, am Ende der kurzen Landungsbrücke, brannte eine einsame Laterne. Auf der Reede lagen zwei große Segelschiffe, während dicht bei der Landungsbrücke ein schmucker Motorschoner Anker geworfen hatte. Er hieß »Alexander Selkirk« und gehörte nach der Insel Juan Fernandez.

Die Namen erinnerten an den alten Robinson Crusoe, und die steile schwarze Küste in ihrer finsternen Eintönigkeit paßte auch ganz gut in das Bild. Ja, so, gerade so hatte ich mir als kleiner Dube die Robinsoninsel vorgestellt!

In jener Nacht konnte ich lange nicht schlafen. Es gibt Nächte, die der Feind des Schlafes sind. Nächte, in denen die bösen Gedanken wie die Gespenster in allen Ecken hocken und große Fragezeichen aus der Finsternis heraufsteigen.

Lange, lange Stunden saß ich am Strande und starrte über das schwarze Wasser und auf die großen Sterne. Mir

war, als ob die Nacht nicht enden wollte. Ich versuchte, nachzudenken über das und jenes, und warum es auf dieser Erde gerade so und nicht ganz anders eingerichtet war; warum ich auf einmal gerade nach Australien reisen wollte, wo es doch so viele andere, schönere Länder gab; warum ich nun schon wieder all die vielen Monate unstill in der Welt umherirrte als ein hungriger, heimatloser Bagabund, warum ich die halbe Zeit nicht satt zu essen hatte, wo auch die ärmsten Peone täglich an vollen Tischen saßen; ja, und warum überhaupt eine Menschenseele ein gar so unruhiges und unberechenbares Wesen ist?

Ich stand am unruhigen Wasser und starrte in die Nacht hinein und konnte auf das alles keine Antwort finden.

Noch vor Tagesanbruch machte ich mich auf den Weg nach dem benachbarten Hafen Pisagua. Die Straße, die hart entlang des Strandes führte, war holperig und ungepflegt und voll scharfer Klippen, an denen man die Schuhe zerreißen konnte. Die Sonne brannte heiß vom wolkenlosen Himmel. Ein moderiger Geruch von Tang und Seegrass lag in der Luft.

Zwischen den schwarzen Klippen lagen allerlei Muscheln und Seesterne, die das verlaufende Meer zurückgelassen hatte. Ich aber schaute nicht links und nicht rechts. Ich dachte nur immer an den einen Peso, den ich noch in der Tasche hatte, und ich versuchte auszurechnen, wie lange ich damit wohl auskommen würde auf dem teuren Pflaster von Pisagua.

Nach einer Weile bog die Straße um eine weit vorspringende Landzunge, wo hoch und trocken das Brack eines Schoners auf den Felsen saß. Gegen Norden öffnete sich eine weite Bucht, in der vier deutsche Segelschiffe vor Anker lagen. Malerisch im Hintergrund lag das Städtchen Pisagua. Jetzt, wo das Licht der Mittagssonne von den



Dächern bligte und um die kahlen Wände der steil ansteigenden Küste einen Schleier von bunten Farben wob, machte der Ort einen ganz anheimelnden Eindruck. Aber es war wie bei so vielen anderen südlichen Städten. Außen hui und innen pfui. Von ferne bunte Farbenpracht, und aus der Nähe nur Schmutz und Viederlichkeit. Noch nie in allen meinen Wanderungen habe ich ein so schmutziges Nest gesehen wie Pisagua. Kahl und nüchtern, öde und reizlos zieht sich diese Herrlichkeit aus Holz und Wellblech am Abhang der steilen Küste hin. In den Gassen wandern die Straßenhändler mit ihren schwerbepackten Eseln und verkaufen Trinkwasser wie anderwärts die Melonen. Hinter einem schmutzigen Schaufenster in der sonnigen Hauptstraße waren Ansichtskarten feilgeboden, und ich kam auf die Idee, eine solche nach Hause zu schicken. Es waren aber lauter Ansichten von Iquique, Antofagasta, Coquimbo und Valparaiso und zudem „made in Germany“. Von Pisagua selbst war nur eine Ansicht zu haben, und die stellte als einzige Sehenswürdigkeit das Innere des Pestspitals mitsamt seinen Patienten dar. Unter diesen Umständen verzichtete ich lieber auf solchen Gruß aus der Ferne.

Überhaupt: wie kam ich dazu, mein Geld in Ansichtskarten anzulegen, wo nur noch ein einziger lumpiger Peso zwischen mir und dem Nichts stand?

Traurig schlich ich durch die schmutzigen Straßen und dachte darüber nach, was für ein jämmerliches Nest Pisagua sei und wie das Leben auf dieser Erde überhaupt so traurig sei.

Zimmer wieder ertappte ich mich dabei, wie ich nach den Schiffen hinüberschielte, die auf der Reede vor Anker lagen. Die gingen alle nach Deutschland.

Nach Deutschland?

Das kam mir so merkwürdig fremd und unmöglich vor,

gerade so wie wenn ich denken müßte, sie gingen nach dem Mond. Ein Schiffsjunge mit einer riesigen blauen Wollmütze und einem dunkelbraunen Gesicht, aus dem die blauen Augen hell herausleuchteten, erzählte mir allerlei in einem zungenbrechenden Plattdeutsch. Der Kapitän sei ein Tyrann, der Steuermann ein Spitzbube, und gar erst der Koch ein wahrer Seeteufel. Überhaupt habe er sich die christliche Seefahrt ganz anders vorgestellt. Aber das Schiff sei das feinste von ganz Hamburg. Der Kapitän sei manchmal auch ganz nett und sogar der Koch habe zuweilen menschliche Anwandlungen. Überhaupt — man könne nichts Besseres tun, als an Bord der »Selene« anmustern, und dazu sei nun die allerbeste Gelegenheit, denn die ganze Mannschaft sei neulich »utgepickt« nach den Salpeterminen.

Ja, das fehlte gerade noch!

Über dem war ein dunkelhäutiger Peruaner dazu gekommen.

„Suchen Sie ein Schiff, Caballero?“ redete er mich an.

Ich schaute ihn mißtrauisch an.

„Ein feines Schiff,“ fuhr er fort, „und ein nobler Kapitän.“

„Nach Europa —?“

„Wohin denn sonst?“

Da ging ich fort, ohne ein weiteres Wort zu sagen. — Europa! Was wollte ich dort?

„Caballero —“, rief der Peruaner erstaunt. Aber ich ging fort, ohne mich noch einmal umzusehen. Noch in derselben Nacht stieg ich den steilen Küstenhang hinauf, nach der Pampa von Pisagua. Der Weg war nicht zu verfehlen, denn der Mond leuchtete taghell über der Wüste. Bei Tagesanbruch kam ich mitten in der steinigen Wildnis an ein kleines Bahnwärterhäuschen mit einem wunderschönen Garten; über und über bedeckt mit üppigem Grün



und leuchtenden tropischen Blumen. Nie wieder haben mir Blumen so gut gefallen, wie hier im Sande der Pampa.

Soll ich nun noch einmal von der Pampa erzählen? Von den langen Märschen auf dem heißen Schienenstrang? Von den bitterkalten Nächten in der schutzlosen Wüste und von harter Arbeit in den salzigen Staubwolken der Calichera? Wochen gingen darüber hin, bis ich eines Tages mit einem Kopf voll Reiseplänen wieder nach Pisagua kam. Diesmal gingen alle meine Gedanken nach Peru. Es war Nacht, und die Lichter standen wie Glühwürmchen am Strande.

Aber die Enttäuschung war groß, als ich mir eine Fahrkarte nach Callao lösen wollte.

„Da müssen Sie sich schon eine Weile gedulden,“ sagte der zigarrenrauchende Angestellte, „der Dampfer ist bereits heute nachmittag abgefahren, und der nächste kommt erst wieder in zehn Tagen. Aber, wer weiß — Quien sabe? Es kann auch noch länger dauern.“

Das war ein Strich durch die Rechnung. Was nun? Während ich noch draußen auf der Landungsbrücke saß und gedankenlos dem Glimmern des Wassers und dem Spiele der Möwen zusah und darüber nachzudenken versuchte, was ich nun anfangen sollte in diesem jämmerlichen Neste, da tauchte wie ein Gespenst jener alte Peruaner auf, der mich schon bei meiner Ankunft in Pisagua angeredet hatte. Er begrüßte mich wie einen alten Freund.

„Amigo!“ rief er aus, „das freut mich, daß ich Sie wiedersehe! Ja, das habe ich gleich gewußt, daß Sie nicht lange in der Pampa bleiben! Kommen Sie mit. Wir wollen eine Tschitscha trinken.“

Ehe ich wußte wie mir geschah, hatte er mich schon in eine benachbarte Schenke gelotst und von dort in ein Aus-

rüstungsgeschäft für Seeleute, dessen Inhaber niemand anders war als der deutsche Konsul. Im dunklen Hintergrund des großen Ladens, in dem Seestiefel, Konservenbüchsen und aufgerollte Tane bunt durcheinander standen, saß hinter einer Wolke von bläulichem Tabakdampf ein noch junger Seemann mit einem rötlichen Schnurrbart von martialischer Größe. Das war der Kapitän der Hamburger Bark »Selene«.

Wir wurden bald handelsreinig. Ich sollte auf seinem Schiff arbeiten bis der Dampfer fällig war.

Eine Stunde später brachte mich die am Strande wartende Gig an Bord der stolzen Bark »Selene«, die ich sobald nicht wieder verlassen sollte. Es war ein schönes und wohlgehaltenes Schiff. Das Verdeck war weiß wie Schnee. Die frische Politur glänzte von dem Teakholz, und das blanke Messing spiegelte sich in der Sonne, als ob es von reinem Golde wäre. Vom Heck wehte die schwarzweißrote Flagge.

Sie gefiel mir gut, denn es war lange her, seit ich sie nicht mehr so recht aus der Nähe betrachtet hatte.

„Dem Feinde weh, der sie bedroht . . .“

So hat man wohl einstmals gesungen, aber das ist sicher schon lange her. Die neue Zeit will neue Fahnen haben. Rot und Schwarz-rot-gold und was weiß ich, was sonst noch. Ich weiß nur das eine, daß keine je wieder so stolz sein wird wie sie, vor der vier Jahre lang die Erde gezittert hat. —

Gar öde und traurig sah es im Mannschaftslogis der »Selene« aus. Der größte Teil der Besatzung war »ausgepickt«, und was zurückgeblieben war, das war eine Gesellschaft von ganz jungen Tunichtguten aus Tertia und Sekunda. Geheimratsöhne, Pfarrersöhne, Professorenöhne. — Doch ich will mich nicht zum Sittenrichter aufwerfen über die Professorenöhne. Ich kenne nämlich einen —, aber das hat am Ende nichts zu tun mit der Geschichte.



„Hast du auch den »Kleinen Kohn« schon gesehen?“  
redete mich einer von den Bengels an.

„Nein. Wer ist denn das?“

„Uns Stürmann!“

Doch da stand der »Kleine Kohn« schon selbst in der Tür;  
ein kleiner, unterseht gebauter Mann mit einem eckigen,  
von einem dichten Bart umrahmten Gesicht.

„Wie heißen Sie?“ wandte er sich an mich.

„Kurt Faber.“

„Wie? Was? Woher nur immer die neumodischen Na-  
men kommen! — Kurt — Kurt — Ah!! Koal!“

So hieß ich denn fortan Koal.

„Sie können gleich anfangen mit der Arbeit,“ fuhr er  
fort, „aber ein bißchen fix!“

Ja, da war sie wieder, die deutsche Arbeitswut! Kein  
süßes Nichtstun mehr! Nichts mehr von dem lieben süd-  
amerikanischen „poco-à-poco-mañana-quien sabe-Tempo“.

Wir erledigten täglich ein großes Arbeitspensum. Aus  
den längsseit liegenden Leichtern wurden die Salpetersäcke  
mit Hilfe der Handwinde einzeln bis zur halben Höhe der  
Kahle aufgeheißt, von wo sie wie kleine Mäuse in den un-  
ersättlichen Bauch des Schiffes hinunterhüpften. Die Götter  
wissen wieviel tausend. — Die heißen Decksplanken brannten  
unter den Füßen, die Tropensonne kochte das Pech in den  
Siemen. Drunten im Raum arbeiteten die Stevedoren beim  
Verstauen der Ladung, und was die leisteten, war beinahe  
übermenschlich. — Oft schon habe ich der Tätigkeit von  
Leuten zugeschaut, die über ihrer Arbeit selbst zu Maschinen  
geworden waren: z. B. den Maurern im Yankee-lande, wenn  
sie im Afford arbeiten, oder den malaiischen Kulis, wenn  
sie Überstunden machen, oder den Negerweibern in Texas  
beim Baumwollpflücken, aber alle diese Arbeitstiere können  
sich nicht messen mit den Stevedoren an der chilenischen Küste.

Männer von herkulischer Gestalt, die mit den zentnerschweren Säcken jonglieren, als ob es Gummibälle wären. Tief unten im Raum, in der heißen, staubigen Luft, die allein schon genügen würde, um einen normalen Menschen um seine fünf Sinne zu bringen, arbeiten sie oft zehn Stunden lang ohne Unterbrechung. Mit dem breiten Rücken fangen sie die herunterkommenden Säcke auf und rennen damit über die anderen Säcke hinweg bis in die entlegensten Winkel des Laderaums, wo sie sich durch eine geschickte Bewegung der Schulter ihrer Last entledigen. Wie der Sack fällt, so bleibt er liegen. Und er liegt immer richtig, denn das ist gerade die Kunst. Da Salpeter eine viel zu schwere Fracht ist, um damit den Raum völlig auszufüllen, müssen die Säcke in einer Pyramide verstaут werden, die vom Boden bis zur Luke reicht. Diese Pyramide muß sehr genau und kunstgerecht errichtet werden, denn da ein Segelschiff auf weiten Reisen oft wochenlang eine starke Schlagseite nach einer bestimmten Richtung hat, muß die Ladung sich verschieben und ein Kentern des Schiffes verursachen, wenn der Schwerpunkt der Pyramide nicht genau im Zentrum liegt. Es werden also, wie man sieht, allerlei Anforderungen an die Stevedore gestellt. Sie verdienen auch ein Heidengeld. Aber es geht alles fort für Wein, Weib und andere Dinge, die in der ganzen Welt vor allem die Herzen der Schiffsarbeiter und der Schauerleute höher schlagen machen.

Doch was wollte ich noch weiter erzählen?

Ja, für den Augenblick war ich müde des unruhigen Lebens.

Quest' avventura,  
Que diavolo!  
Mai finirà — ?

Als wir nach einiger Zeit — am Abend ehe der Dampfer nach Callao fällig war — mit der Arbeit fertig geworden



waren, als alle Luken dicht gemacht, die Segel angeschlagen und alles klar zur Abreise war, da setzte ich meinen Namen auf die Musterrolle zur Reise nach Europa.

Noch am selben Abend kam der Steuerbordanker hoch. Wir waren alle froh, daß es nun endlich in See ging. Lustig sangen die Matrosen, während sie bei der Arbeit ums Gangspill marschirten:

Gurra, mein Jung, 's geht heimwärts zu.  
Fahr wohl, mein Dieb, fahr wohl.

Am nächsten Morgen glitten wir mit der Flut ins offene Meer hinaus. Bald waren wir vom Lande klar. Pfeisend kam der Passatwind herangefegt. Er riß an den Schotketten und blähte die Segel. Und während unter dem Druck der Leinwand das Schiff leise überholte, zog es in immer schnellerer Fahrt eine weißschäumende Straße durch die blaue Tiefe, die nun für fünf lange Monate unsere Heimat sein sollte. In der Ferne lachte die Sonne über der steilen, finsternen Küste. Die Küste von Südamerika! Ich dachte an all das Sonderbare, das ich dort drüben erlebt hatte, und es machte mich beinahe traurig, wenn ich mir überlegte, daß ich dieses närrische Land so bald nicht wiedersehen würde. Doch wer kann wissen, was das wechselnde Schicksal für ihn in seinem Schoße hält? Vielleicht? Mañana — quien sabe?

Und wie ich hier sitze und darüber nachdenke, wie ich wohl das Tüpfelchen auf das i dieser langen Geschichte setze, da tauchen allerlei verlockende Bilder vor mir auf. Stolze Palmen und zierliche Pfefferbäume. Staubige Pampa und sandige Wüste. Dunkle Drangengärten, wo goldene Früchte leuchten, und weiße Lattenzäune, hinter denen üppige Bananenstauden ihre breiten Blätter recken. Und Menschen sehe ich vor mir. Sonderbare Menschen. Sie tanzen vor

meinen Augen und flimmern vorüber. Methusalem und Michel Angelo und Don Felipe und all das andere Gesichter. — Ha! ich muß lachen, wenn ich daran denke! Und ein bißchen ist es mir auch ums Weinen, wenn ich mir gegenwärtige, daß das alles schon so lange her ist; und ein bißchen ums Fluchen, wenn über diesen alten Erinnerungen das Zigeunerblut lebendig wird und trotz alle- und alledem noch einmal davonjagen möchte über die Länder und Meere.













12009